THE DERICK LIBRARY

Founded by Edward Derick, M. A. D.

This volume is the property of the Derick Library, and is not to be removed from the premises without the permission of the Librarian.

Digitized by Google

Sämmtliche Werke

von

Alexandre Dumas.

Deutsch

von

Dr. August Zoller.

Stuttgart.
Verlag der **Franckh**'schen Buchhandlung.
1848.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der

Graf von Bragelonne

oder:

3718-1

Zehn Jahre nachher.

Von

Alexandre Dumas.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Zoller.

Zweite Fortsetzung
der „drei Musketiere."

Elftes bis vierzehntes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1848.

Digitized by Google

.48
D88v.
+286
1.1

Digitized by Google

I.

Worin sich die Anfangs sehr trüben Gedanken von d'Artagnan aufzuklären anfangen.

D'Artagnan ergriff sogleich die Offensive.

„Nun, da ich Euch Alles gesagt habe, lieber Freund, oder da Ihr vielmehr Alles errathen habt, sagt mir, was Ihr, mit Staub und Koth bedeckt, hier macht?"

Porthos wischte sich die Stirne ab, schaute stolz umher und erwiederte:

„Mir scheint, Ihr könnt sehen, was ich hier mache!"

„Gewiß! gewiß! Ihr hebt Steine auf."

„Oh! um diesen Faullenzern zu zeigen, was ein Mann ist!" sagte Porthos mit Verachtung, „doch Ihr begreift . . ."

„Ja! es ist nicht Euer Gewerbe, Steine aufzuheben, obgleich es Viele gibt, die ihr Gewerbe daraus machen und sie nicht aufheben, wie Ihr. Dies bewog mich, Euch so eben zu fragen: Was macht Ihr hier, Baron?"

„Ich studire die Topographie, Chevalier."

„Ihr studirt die Topographie?"

„Ja; doch Ihr, was macht Ihr unter dieser bürgerlichen Kleidung hier?"

D'Artagnan erkannte, es sei ein Fehler von ihm gewesen, daß er sich zu einem Erstaunen habe hinreißen lassen. Porthos hatte dies benützt, um einen Gegenschlag durch eine Frage zu thun.

Zum Glück war d'Artagnan auf diese Frage gefaßt, und er erwiederte:

„Ihr wißt wohl, daß ich ein Bürger bin, und man

darf sich also nicht über den Anzug wundern, da er mit der Eigenschaft im Einklang steht."

„Geht doch, Ihr, ein Musketier!"

„Ihr habt nicht Recht, mein Freund, ich habe meinen Abschied genommen."

„Bah!"

„Ah! mein Gott, ja!"

„Und Ihr habt den Dienst verlassen?"

„Ich habe quittirt."

„Ihr habt den König verlassen?"

„Ganz und gar."

Porthos streckte die Arme zum Himmel empor, wie ein Mensch, der eine unerhörte Neuigkeit erfährt.

„Oh! das bringt mich ganz in Verwirrung," sagte er.

„Es ist dennoch so."

„Und was vermochte Euch hiezu zu bestimmen?"

„Der König hat mir mißfallen, Mazarin war mir schon seit langer Zeit widerwärtig, und so warf ich meine Kasake in die Nesseln."

„Aber Mazarin ist todt."

„Ich weiß es, bei Gott! wohl, nur war zur Zeit seines Todes die Entlassung schon seit zwei Monaten erbeten und angenommen. Da ich sodann meine Freiheit hatte, eilte ich nach Pierrefonds, um meinen lieben Porthos zu sehen. Ich hörte von der glücklichen Eintheilung sprechen, die Ihr mit Eurer Zeit getroffen habt, und wollte auf vierzehn Tage die meinige nach der Eurigen einthellen."

„Mein Freund, Ihr wißt, daß Euch das Haus nicht nur für vierzehn Tage geöffnet ist, sondern für ein Jahr, für zehn Jahre, für das Leben."

„Ich danke, Porthos."

„Ah! sprecht, braucht Ihr nicht Geld?" fragte Porthos, indem er etliche und fünfzig Louis d'or klingen ließ, die seine Hosentasche enthielt. „Ihr wißt, daß ich bereit bin?"

„Nein, ich brauche nichts: ich habe meine Ersparnisse bei Planchet angelegt, der mir den Zins daraus bezahlt.“

„Eure Ersparnisse?“

„Allerdings; warum wollt Ihr, daß ich nicht Ersparnisse gemacht habe, wie ein Anderer, Porthos?“

„Ich! ich will das nicht; im Gegentheil, ich hegte immer den Verdacht, das heißt, Aramis hegte immer den Verdacht, Ihr habet Ersparnisse. Doch seht, ich mische mich nicht in häusliche Angelegenheiten; aber ich denke, Ersparnisse eines Musketiers, das kann nicht schwer in die Wage fallen?“

„Ihr habt Recht, im Verhältniß zu Euch, der Ihr ein Millionär seid, Porthos; aber ich will Euch selbst zum Richter machen. Ich hatte einmal fünfundzwanzig tausend Livres . . .“

„Das ist hübsch,“ sagte Porthos mit leutseliger Miene.

„Und,“ fuhr d'Artagnan fort, „und ich fügte am 25. des vergangenen Monats zweimal hundert tausend Livres bei.“

Porthos riß die Augen so ungeheuer weit auf, daß diese den Musketier zu fragen schienen: „Wo des Teufels habt Ihr eine solche Summe gestohlen, theurer Freund?“

„Zweimal hunderttausend Livres!“ rief er endlich.

„Ja, die mir mit fünfundzwanzigtausend, die ich hatte, und mit zwanzigtausend, die ich bei mir trage, eine Summe von zweimal hundert und fünfzig tausend Livres voll machen.“

„Aber sagt, sagt, woher kommt dieses Vermögen?“

„Ah! ich werde Euch das später erzählen, theurer Freund; doch da Ihr mir zuvor selbst viele Dinge mitzutheilen habt, stellen wir meine Erzählung in die ihr gebührende Reihenfolge zurück.“

„Bravo!“ rief Porthos, „wir sind also nun Alle reich; doch was hatte ich Euch denn zu erzählen?“

„Ihr habt mir zu erzählen, wie Aramis ernannt worden iſt . . .“

„Ah! zum Biſchof von Vannes.“

„So iſt es, zum Biſchof von Vannes. Wißt Ihr, daß dieſer liebe Aramis ſein Glück macht?“

„Ja, ja, abgeſehen davon, daß es nicht dabei bleiben wird.“

„Wie! glaubt Ihr, er werde ſich nicht mit den veilchenblauen Strümpfen begnügen, und er müſſe den rothen Hut bekommen?“

„St! das iſt ihm verſprochen.“

„Bah! vom König?“

„Von Einem, der noch mächtiger iſt, als der König.“

„Ah, Teufel! was für unglaubliche Dinge ſagt Ihr mir da, mein Freund!“

„Warum unglaublich? Hat es in Frankreich nicht immer Einen gegeben, der mächtiger war, als der König?“

„Oh! doch, zur Zeit von König Ludwig XIII. war es der Herzog von Richelieu; zur Zeit der Regentſchaft war es der Cardinal Mazarin; zur Zeit von Ludwig XIV. iſt es M. . . .“

„Geht doch!“

„Es iſt Herr Fouquet.“

„Gut! Ihr habt ihn mit dem erſten Schlag genannt.“

„Herr Fouquet hat alſo Aramis den Hut verſprochen?“

Porthos nahm eine zurückhaltende Miene an und erwiederte:

„Theurer Freund, Gott behüte mich, daß ich mich mit den Angelegenheiten Anderer beſchäftige, und beſonders, daß ich Geheimniſſe offenbare, welche zu bewahren in ihrem Intereſſe liegen mag. Wenn Ihr Aramis ſeht, wird er Euch ſagen, was er Euch ſagen zu müſſen glaubt.“

„Ihr habt Recht, Porthos, und Ihr ſeid ein wah-

res Sicherheitsschloß. Kommen wir also auf Euch zurück."

„Ja," sprach Porthos.

„Ihr habt mir gesagt, Ihr wäret hier, um die Topographie zu studiren."

„Richtig."

„Alle Teufel! mein Freund, was für schöne Dinge werdet Ihr machen!"

„Wie so?"

„Diese Festungswerke sind bewunderungswürdig."

„Ist das Eure Ansicht?"

„Gewiß. Wahrhaftig, wenn nicht eine ganz regelmäßige Belagerung stattfindet, ist Belle-Isle uneinnehmbar."

Porthos rieb sich die Hände, und sprach:

„Das ist auch meine Meinung."

„Aber wer Teufels hat dieses Nest so befestigt?"

Porthos warf sich in die Brust.

„Habe ich es Euch nicht gesagt?"

„Nein."

„Ihr vermuthet es nicht?"

„Nein; ich kann Euch nur sagen, daß es ein Mensch ist, der alle Systeme studirt hat und bei dem besten stehen geblieben zu sein scheint."

„Stille!" sagte Porthos, „schont meine Bescheidenheit, lieber d'Artagnan."

„Wahrhaftig! solltet Ihr es sein ... der ... oh!"

„Ich bitte, mein Freund."

„Habt Ihr sie ersonnen, entworfen und mit einander verbunden, diese Basteien, diese Sägewerke, diese Mittelwälle, diese Halbmonde, und bereitet Ihr diesen bedeckten Weg?"

„Ich bitte Euch."

„Habt Ihr diese Lunette mit ihren einwärts gehenden und vorspringenden Winkeln erbaut?"

„Stille!"

„Mein Freund, habt Ihr diese Neigung den Wänden

Eurer Schießscharten gegeben, durch die Ihr die Leute, die Eure Kanonen bedienen, so wirksam beschützt?"

„Ei, mein Gott, ja."

„Oh! Porthos, Porthos, man muß sich vor Euch verbeugen, man muß Euch bewundern; doch Ihr habt uns stets dieses herrliche Genie verborgen. Ich hoffe, mein Freund, Ihr werdet mir dies Alles im Einzelnen zeigen."

„Nichts kann leichter sein. Hier ist mein Plan."

„Zeigt."

Porthos führte d'Artagnan zu dem Stein, der ihm als Tisch diente und auf dem der Plan ausgebreitet war.

Unten an diesem Plan stand mit jener furchtbaren Handschrift von Porthos, von der wir schon zu sprechen Gelegenheit gehabt haben, geschrieben:

„Statt Euch des Vierecks oder des Rechtecks zu bedienen, wie man es bis heute gemacht hat, betrachtet Eueren Platz als von einem regelmäßigen Sechseck umschlossen; denn dieses Vieleck hat den Vortheil, daß es eine größere Anzahl Winkel bietet, als das Viereck. Jede Seite Eures Sechsecks, deren Länge Ihr nach dem Verhältniß der auf dem Platze aufgenommenen Messungen bestimmt, wird in zwei Theile getheilt, und in dem Halbirungspunkt errichtet Ihr ein Perpendikel gegen den Mittelpunkt des Vielecks, welches in der Länge dem sechsten Theil einer Seite gleichkommen soll. Von den äußersten Punkten jeder Seiten zieht Ihr Linien, die das Perpendikel schneiden. Solche zwei Geraden bilden die Vertheidungslinien."

„Teufel!" sagte d'Artagnan, bei diesem Punkte der Auseinandersetzung anhaltend, „das ist ein völliges System, Porthos."

„Ein völliges System," sprach Porthos. „Wollt Ihr fortfahren?"

„Nein, ich habe genug gelesen; doch wenn Ihr es

ſeid, mein lieber Porthos, der die Arbeiten leitet, warum braucht Ihr Euer Syſtem ſo ſchriftlich aufzuſetzen?“

„Oh! mein Lieber, der Tod!“

„Wie! der Tod?“

„Ja, wir ſind alle ſterblich!“

„Es iſt wahr . . . Ihr habt auf Alles eine Antwort, mein Freund,“ ſagte d'Artagnan.

Und er legte den Plan auf den Stein nieder.

Doch ſo kurze Zeit er auch dieſen Plan in ſeinen Händen gehabt, ſo war d'Artagnan doch im Stande geweſen, unter der ungeheuren Handſchrift von Porthos eine viel feinere Schrift zu unterſcheiden, welche ihn an gewiſſe Briefe an Marie Michon erinnerten, die ihm in ſeiner Jugend bekannt geworden. Nur war über dieſe Schrift, die einem minder ſcharfen Auge als dem des Musketiers entgangen ſein dürfte, der Gummi hin und hergefahren.

„Bravo, mein Freund, bravo!“ ſagte d'Artagnan.

„Und nun wißt Ihr Alles, was Ihr wiſſen wollt, nicht wahr?“ fragte Porthos, ſich aufblähend.

„Oh! mein Gott, ja; thut mir jedoch nur noch einen Gefallen, lieber Freund.“

„Sprecht; ich bin hier der Herr.“

„Macht mir das Vergnügen und nennt mir den Herrn, der dort ſpazieren geht.“

„Wo, dort?“

„Hinter den Soldaten.“

„Gefolgt von einem Lackei?“

„Ganz richtig.“

„In Geſellſchaft eines ſchwarz gekleideten Burſchen?“

„Vortrefflich!“

„Das iſt Herr Gétard.“

„Wer iſt Herr Gétard, mein Freund?“

„Es iſt der Architekt des Hauſes.“

„Welches Hauſes?“

„Des Hauſes von Herrn Fouquet.“

„Ah! ah!“ rief d'Artagnan, „Ihr gehört alſo zum Hauſe von Herrn Fouquet, Porthos?“

„Ich, und warum dies?“ verſetzte der Topograph, bis zum oberſten Ende der Ohren erröthend.

„Ihr ſagt das Haus, indem Ihr von Belle-Isle ſprecht, als ob Ihr vom Schloß Pierrefonds ſprächet.“

Porthos biß ſich auf die Lippen und erwiederte:

„Mein Lieber, nicht wahr, Belle-Isle gehört Herrn Fouquet?“

„Ja.“

„Wie Pierrefonds mir gehört?“

„Gewiß.“

„Ihr ſeid in Pierrefonds geweſen?“

„Ich ſagte Euch, daß ich erſt vor zwei Monaten dort war.“

„Habt Ihr einen Herrn geſehen, der dort, ein Richtſcheit in der Hand, ſpazieren zu gehen pflegt?“

„Nein, doch ich hätte ihn ſehen können, wenn er wirklich ſpazieren gegangen wäre.“

„Nun! dieſer Herr iſt Herr Boulingrin.“

„Wer iſt Herr Boulingrin?“

„Das iſt es gerade. Geht dieſer Herr, ein Richtſcheit in der Hand, ſpazieren, und man fragt mich: Wer iſt Herr Boulingrin? ſo antworte ich: Es iſt der Architekt des Hauſes . . . Nun! Herr Gétard iſt der Boulingrin von Herrn Fouquet, doch er hat nichts mit der Befeſtigung zu ſchaffen, das geht mich allein an, hört Ihr wohl? gar nichts.“

„Ah! Porthos,“ rief d'Artagnan wie ein Beſiegter, der ſeinen Degen übergibt; „ah! mein Freund, Ihr ſeid nicht nur ein herkuliſcher Topograph, ſondern auch ein Dialektiker erſter Stärke.“

„Nicht wahr,“ erwiederte Porthos, „das iſt mächtig geſchloſſen?“

Und er ſchnaufte wie der Meeraal, den d'Artagnan am Morgen hatte entſchlüpfen laſſen.

„Und nun ſagt mir,“ fuhr d'Artagnan fort, „ge-

hört der Bursche, der Herrn Gerard begleitet, auch zum Hause von Herrn Fouquet?"

„Oh!" erwiederte Porthos mit Verachtung, „das ist ein Herr Jupenet oder Juporet, eine Art von Dichter."

„Der sich hier niedergelassen hat?"

„Ich glaube, ja."

„Ich dachte Herr Fouquet hätte dort Dichter genug, Scudéry, Loret, Pelisson, La Fontaine. Wenn ich Euch die Wahrheit sagen soll, Porthos, dieser Dichter macht Euch Schande."

„Ei! mein Freund, davor bewahrt uns der Umstand, daß er nicht als Dichter hier ist."

„Als was ist er denn hier?"

„Als Drucker, und dabei fällt mir ein, daß ich diesem Schulfuchs ein Wort zu sagen habe."

„Sagt es ihm."

Porthos machte Jupenet ein Zeichen; dieser hatte d'Artagnan erkannt und offenbarte keine Lust, sich zu nähern.

Hiedurch wurde ein zweites Zeichen von Porthos veranlaßt.

Dieses Zeichen war so gebieterisch, daß er nun gehorchen mußte.

Er näherte sich also.

„Ah!" sagte Porthos, „Ihr habt Euch gestern ausgeschifft, und seid schon bei der Arbeit!"

„Wie so, Herr Baron?" fragte Jupenet ganz zitternd.

„Eure Presse hat die ganze Nacht geseufzt, mein Herr," sagte Porthos, „und Ihr habt mich zu schlafen verhindert, alle Wetter!"

„Gnädiger Herr . . ." wollte Jupenet schüchtern einwenden.

„Ihr habt noch nichts zu drucken, und dürft also Eure Presse noch nicht gehen lassen. Was habt Ihr denn heute Nacht gedruckt?"

„Gnädiger Herr, ein leichtes Gedicht von meiner Compoſition.“

„Leicht! geht doch, mein Herr! die Preſſe ächzte zum Erbarmen .... Das darf nicht mehr geſchehen, hört Ihr!“

„Nein, gnädiger Herr.“

„Ihr verſprecht es mir?“

„Ich verſpreche es.“

„Es iſt für diesmal gut, ich will es Euch verzeihen. Geht.“

Der Dichter entfernte ſich mit derſelben Demuth, von der er beim Kommen eine Probe abgelegt hatte.

„Und nun, da wir dieſem Burſchen den Kopf gewaſchen, laßt uns frühſtücken,“ ſagte Porthos.

„Ja, frühſtücken wir.“

„Nur muß ich Euch bemerken, daß wir nicht über zwei Stunden zu unſerem Mahl haben.“

„Was wollt Ihr! wir werden beſorgt ſein, daß dies genug iſt. Doch warum haben wir nur zwei Stunden?“

„Weil die Fluth um ein Uhr ſteigt, und weil ich mit der Fluth nach Vannes abgehe. Doch da ich morgen zurückkomme, lieber Freund, bleibt in meiner Wohnung, Ihr werdet dort Herr ſein. Ich habe gute Küche, guten Keller.“ ...

„Nein, ich weiß etwas Beſſeres,“ unterbrach ihn d'Artagnan.

„Was?“

„Ihr geht nach Vannes, ſagt Ihr?“

„Allerdings.“

„Um Aramis zu ſehen?“

„Ja.“

„Nun, ich kam ausdrücklich von Paris, um Aramis zu ſehen!“

„Es iſt wahr.“

„Ich werde mit Euch abreiſen.“

„Gut.“

„Nur sollte ich mit Aramis anfangen und Euch hernach sehen. Doch der Mensch denkt, Gott lenkt. Ich werde mit Euch angefangen haben und mit Aramis endigen.“

„Sehr gut!“

„Und wie viel Stunden braucht Ihr von hier nach Vannes?“

„O mein Gott! sechs Stunden, drei Stunden zur See von hier nach Sarzeau, drei Stunden zu Land von Sarzeau nach Vannes.“

„Wie das bequem ist! Und Ihr geht oft nach Vannes, da Ihr so nahe beim Bisthum seid?“

„Ja, einmal in der Woche. Doch wartet, daß ich meinen Plan mitnehme.“

Porthos hob seinen Plan auf, legte ihn sorgfältig zusammen und steckte ihn in seine weite Tasche.

„Gut,“ sagte d'Artagnan beiseit, „ich glaube, ich weiß nun, wer der wahre Ingenieur ist, der Belle-Isle befestigt.“

Zwei Stunden nachher, zur Fluthzeit, gingen Porthos und d'Artagnan nach Sarzeau ab.

II.

Eine Prozession in Vannes.

Die Ueberfahrt von Belle-Isle nach Sarzeau ging ziemlich rasch vor sich; man benützte eines von den kleinen Freibeuterschiffen, von denen d'Artagnan auf seiner Reise gehört hatte; für die Caperei gebaut und für die Jagd bestimmt, lagen diese Schiffe auf der Rhede von Locmaria, wo eines derselben mit dem

vierten Theil seiner Kriegsmannschaft den Dienst zwischen Belle-Isle und dem Festland versah.

D'Artagnan hatte Gelegenheit, sich auch diesmal zu überzeugen, daß Porthos, obgleich Ingenieur und Topograph, in die Staatsgeheimnisse nicht tief eingeweiht war.

Seine vollkommene Unwissenheit hätte übrigens bei jedem Andern für eine gescheite Verstellung gegolten. Aber d'Artagnan kannte zu genau alle Winkel im Innern von Porthos, um nicht ein Geheimniß zu finden, wenn eines darin gewesen wäre, wie jene ängstlich geordneten alten Junggesellen mit geschlossenen Augen dieses oder jenes Buch in den Fächern ihrer Bibliothek, dieses oder jenes Stück Wäsche in einer Schublade ihrer Commode zu finden wissen.

Wenn der listige d'Artagnan, seinen Porthos auf- und abrollend, nichts gefunden hatte, so war dies der Fall, weil er in der That nichts enthielt.

„Es sei," sagte d'Artagnan; „ich werde in einer halben Stunde mehr wissen, als Porthos in zwei Monaten in Belle-Isle erfahren hat. Nur, damit ich etwas erfahre, ist es wichtig, daß Porthos nicht die einzige Kriegslist benützt, über die ich ihn verfügen lasse. Er darf Aramis nicht von meiner Ankunft benachrichtigen."

Alle Sorgen des Musketiers beschränkten sich also für den Augenblick auf die Ueberwachung von Porthos.

Hiebei müssen wir schleunig bemerken: Porthos verdiente gar nicht dieses Uebermaß von Mißtrauen, denn Porthos dachte durchaus nicht an etwas Böses. Beim ersten Anblick hatte ihm d'Artagnan vielleicht ein wenig Mißtrauen eingeflößt, sogleich aber hatte der Musketier wieder in diesem guten, redlichen Herzen den Platz eingenommen, den er immer darin inne gehabt, und keine Wolke verdüsterte das große Auge von Porthos, das dieser von Zeit zu Zeit voll Zärtlichkeit auf seinen Freund heftete.

Als sie landeten, fragte Porthos, ob ihn seine Pferde erwarteten, und er erblickte sie wirklich am Kreuze des Wegs, der sich um Sarzeau wendet und, ohne durch das Städtchen zu laufen, gegen Vannes ausmündet.

Diese Pferde waren zwei der Zahl nach, eines für Herrn du Vallon, das andere für seinen Stallmeister.

Denn Porthos hatte einen Stallmeister, seitdem sich Mousqueton nur noch des Karrens als eines Fortbewegungsmittels bediente.

D'Artagnan erwartete, Porthos würde seinen Stallmeister auf einem Pferde wegschicken wollen, um ein anderes holen zu lassen, und gedachte dieses Vorhaben zu bekämpfen. Doch nichts von dem, was d'Artagnan vorher annahm, trat ein. Porthos befahl ganz einfach dem Stallmeister, abzusteigen und seine Rückkehr in Sarzeau abzuwarten, während d'Artagnan sein Pferd reiten würde.

Was auch geschah.

„Ei! Ihr seid ein vorsichtiger Mann, mein lieber Porthos," sagte d'Artagnan zu seinem Freund, als er auf dem Pferd des Stallmeisters im Sattel saß.

„Ja, aber das ist eine Artigkeit von Aramis. Ich habe meine Equipagen nicht hier, und Aramis hat daher seinen Stall zur meiner Verfügung gestellt."

„Mordioux! gute Pferde für Pferde eines Bischofs!" rief d'Artagnan. „Es ist wahr, Aramis ist ein ganz absonderer Bischof!"

„Er ist ein heiliger Mann," sprach Porthos mit einem beinahe näselnden Ton, während er die Augen zum Himmel aufschlug.

„Er hat sich also sehr verändert! denn wir kannten ihn als ziemlich weltlich."

„Die Gnade hat ihn berührt," sprach Porthos.

„Bravo!" rief d'Artagnan, „das verdoppelt mein Verlangen, ihn zu sehen, diesen lieben Aramis."

Und er spornte sein Pferd, das ihn mit neuer Geschwindigkeit forttrug.

„Teufel!“ sagte Porthos, „wenn wir so reiten, brauchen wir nur eine Stunde statt zwei.“

„Um wie viel zu machen, sagt Ihr?“

„Vier und eine halbe Meile.“

„Das ginge gut.“

„Ich hätte Euch können auf dem Kanal einschiffen lassen; doch zum Teufel mit den Ruderern und den Zugpferden! Die ersten fahren wie die Schildkröten, die zweiten gehen wie die Schnecken, und wenn man sich einen guten Renner zwischen die Beine nehmen kann, so ist das besser, als Ruderer oder jedes andere Mittel.“

„Ihr habt Recht, Ihr, Porthos, besonders, da Ihr immer herrlich zu Pferde sitzt.“

„Etwas schwer, mein Freund, ich habe mich kürzlich gewogen.“

„Und wie viel wägt Ihr?“

„Drei hundert,“ antwortete Porthos stolz.

„Bravo!“

„Ihr begreift somit, daß man für mich Pferde aussuchen muß, deren Kreuz gerade und breit ist, sonst reite ich sie in zwei Stunden zu Tode.“

Ja! nicht wahr, Riesenpferde.“

„Ihr seid sehr gut, mein Freund,“ erwiederte der Ingenieur mit liebevoller Majestät.

„In der That, mein Freund,“ sagte d'Artagnan, „mir scheint, Euer Pferd schwitzt schon.“

„Verdammt! es ist heiß. Ah! ah! seht Ihr nun Vannes?“

„Ja, ganz genau! Es ist eine schöne Stadt, wie es scheint?“

„Reizend! wenigstens nach der Ansicht von Aramis; ich, ich finde sie schwarz; doch es scheint das Schwarze ist für den Künstler schön. Das ärgert mich!“

„Warum?“

„Weil ich mein Schloß Pierrefonds, das vom Alter grau war, gerade habe weiß übertünchen lassen.“

„Hm!“ machte d'Artagnan, „weiß iſt heiterer.“

„Ja, aber es iſt weniger erhaben, wie mir Aramis geſagt hat. Zum Glück gibt es Leute, die mit Schwarz handeln, und ich werde Pierrefonds ſchwarz anſtreichen laſſen. Wenn grau ſchön iſt, mein Freund, ſo begreift Ihr, daß Schwarz herrlich ſein muß.“

„Das dünkt mir äußerſt logiſch!“ rief d'Artagnan.

„Seid Ihr nie in Vannes geweſen, d'Artagnan?“

„Nie.“

„Ihr kennt alſo die Stadt nicht.“

„Nein.“

„Nun denn,“ ſprach Porthos, indem er ſich auf ſeinen Steigbügeln erhob, eine Bewegung, die das Vordertheil ſeines Pferdes ſich biegen machte, „ſeht Ihr in der Sonne dort die Thurmſpitze?“

„Gewiß ſehe ich ſie.“

„Das iſt die Kathedrale.“

„Sie heißt?“

„Saint-Pierre. Seht Ihr nun dort in der Vorſtadt ein anderes Kreuz?“

„Ja wohl.“

„Das iſt Saint-Paterne, die Lieblingskirche von Aramis.“

„Ah!“

„Gewiß; man nimmt an, Saint-Paterne ſei der erſte Biſchof von Vannes geweſen. Allerdings behauptet Aramis, es ſei dies nicht der Fall, und er iſt ſo gelehrt, daß das wohl ein Para . . . ein Para . . .“

„Ein Paradoxon.“

„Ein Paradoxon ſein könnte, ganz richtig. Ich danke, ich habe mich verſprochen, es iſt ſo heiß.“

„Mein Freund,“ ſprach d'Artagnan, „ich bitte Euch, fahrt in Eurer anziehenden Demonſtration fort. Was iſt das große weiße Gebäude mit den vielen Fenſtern?“

„Ah! das iſt das Jeſuiten-Collegium. Ihr habt, bei Gott! eine glückliche Hand. Seht Ihr in der Nähe des Collegiums, ein großes Haus mit Glockenthürmchen

und von einem schönen gothischen Styl, wie der alberne Herr Gétard sagt?"

„Ja, ich sehe es. Nun?"

„Dort wohnt Aramis."

„Wie! er wohnt nicht im bischöflichen Palast?"

„Nein, der bischöfliche Palast ist völlig unbewohnbar. Er liegt überdies in der Stadt und Aramis zieht die Vorstadt vor. Deshalb ist er auch, wie ich Euch sagte, Saint-Paterne so sehr zugethan, weil es in der Vorstadt liegt. Sodann finden sich in derselben Vorstadt ein Mail, ein Ballspiel und ein Dominicanerhaus . . . seht dort, sein Glockenthurm erhebt sich bis zum Himmel."

„Sehr gut."

„Dann müßt Ihr wissen, die Vorstadt ist wie eine abgesonderte Stadt. Sie hat ihre Mauern, ihre Thürme, ihre Gräben. Das Quai mündet dahin aus, und die Schiffe legen am Quai an. Wenn unser Corsar nicht zehn Fuß Tiefgang hätte, so wären wir mit vollen Segeln bis unter die Fenster von Aramis gekommen."

„Porthos, Porthos, mein Freund," rief d'Artagnan, „Ihr seid ein Brunnen des Wissens, eine Quelle tiefer, geistreicher Betrachtungen. Porthos, Ihr setzt mich in Erstaunen, Ihr bringt mich in Verwirrung."

„Wir sind an Ort und Stelle," sagte Porthos, das Gespräch mit seiner gewöhnlichen Bescheidenheit ablenkend.

„Und es war Zeit," dachte d'Artagnan, „denn das Pferd von Porthos zerschmilzt wie ein Pferd von Eis."

Sie ritten beinahe in demselben Augenblick in die Vorstadt ein; doch kaum hatten sie hundert Schritte gemacht, als sie die Straßen zu ihrem Erstaunen mit Blumen und Blätterwerk bestreut sahen. Von den Balcons fielen lange weiße, mit Sträußen geschmückte Tücher herab.

Die Straßen waren verlassen, man fühlte, daß sich die Bevölkerung auf einem Punkt versammelt hatte.

Die Jalousien waren geschlossen und die Kühle

lung in die Höhle unter dem Chöre von Steinen, und lange Särge-Reihen zeigten deutlich die Begräbnisse und die Bauern Größen.

Plötzlich bei der Biegung einer Grufft ruhte Herlinge an der Thüre des Kellermanns. Eine Gestalt ist gestaltet! Mage erblickt durch die Lücken der Verbrennte, wie in blauliden Flocken zum Himmel steigt, und wie die Gestalt sich schlanken Leibes in der Luft zu einem Knabenbilde bildet!

Lieber alles Erfinden erhielte man das Krug von der Kellermann, wie gebildet Leiden von Religion.

Unter den Bauern und den Bauern und um den Leben beständigt ist man nur genug Leben, um noch gestalten, mit Kornblumen befranzten Pflanzen.

Die Kellermann ist ein Bild der Ruhe, und ihre Gestalt ist ein Bild der Ruhe und der Gewalten. Gestalt, ihrer Bildungen und auf den Bildungen Gestalt.

Das war eine Gestalt!

Während Herlinge am Sterben mit einer Gestalt entblößten Gestalt, welche auf einem Grabmale ruhte, zu Tennen, tiefbeig, gebildeten, schlanken sich ein goldnes Kreuz Kreuzkinnes, besteht Bauern und Bauern Tennen und gestaltet und gestaltet und gestaltet Kellermann, Kellermann, einem Kellermann und gestalt Kellermann.

Als Kunder mit besonderer Stimme, ein Kinder, Schreich und alten Kinnen Kreuzkinde entgegnete, wie man den Tonkünstler, der tatsächlich Kinder und alten Kinnen bei Kinder entlast, als Kinder und vieler andern Tonkünstler, wo man ja zu sich können, um Kinder und Kinder und Kinder und

voll anmuthreicher Majestät war mit der Bischofsmütze geschmückt, die ihm außer dem Charakter der Souverainetät den strenger Andachtsübung und evangelischer Betrachtung verlieh.

„Aramis!“ rief unwillkührlich der Musketier, als dieses stolze Gesicht an ihm vorüberkam.

Der Prälat bebte. Er schien diese Stimme gehört zu haben, wie ein wieder erwachender Todter die Stimme des Erlösers hört.

Er schlug seine großen schwarzen Augen auf und richtete sie, ohne zu zögern, nach dem Ort, von dem der Ausruf gekommen war.

Mit einem einzigen Blick sah er Porthos und d'Artagnan in seiner Nähe.

D'Artagnan hatte seinerseits mit seiner Schärfe Alles gesehen, Alles aufgefaßt. Das lebensgroße Portrait des Prälaten prägte sich in seinem Gedächtniß ein, um nie mehr daraus zu verschwinden.

Eines besonders war d'Artagnan aufgefallen.

Als Aramis ihn erblickte, erröthete er und drängte dann in derselben Secunde unter seinem Augenlid das Feuer des Blickes des Gebieters und die unmerkliche Herzlichkeit des Blickes des Freundes zusammen.

Aramis richtete offenbar ganz leise die Frage an sich:

„Warum ist d'Artagnan bei Porthos und was will er in Vannes?“

Aramis begriff Alles, was im Geiste von d'Artagnan vorging, als er seinen Blick wieder auf ihn richtete und sah, daß er die Augen nicht niedergeschlagen hatte.

Er kannte die Feinheit seines Freundes und seinen Verstand und befürchtete, das Geheimniß seiner Röthe und seines Erstaunens errathen zu lassen. Es war immer noch derselbe Aramis, der beständig ein Geheimniß zu verbergen hatte.

Um mit dem forschenden Blick zu endigen, den man um jeden Preis sich senken machen mußte, wie ein Ge-

neral um jeden Preis das Feuer einer Batterie, die ihn beläſtigt, zum Schweigen bringt, ſtreckte auch Aramis ſeine ſchöne weiße Hand aus, an der der Amethiſt ſeines Hirtenringes funkelte, durchſchnitt die Luft mit dem Zeichen des Kreuzes und ſchmetterte ſo ſeine zwei Freunde durch den Segen nieder.

Träumeriſch und zerſtreut, unwillkührlich gottlos, hätte ſich d'Artagnan vielleicht nicht unter dieſem frommen Segen gebückt, aber Porthos, als er dieſe Zerſtreuung wahrnahm, legte ſeinem Gefährten freundſchaftlich die Hand auf den Rücken und drückte ihn gegen den Boden.

D'Artagnan beugte ſich und wäre beinahe auf den platten Bauch gefallen.

Mittlerweile war Aramis vorübergezogen.

D'Artagnan berührte die Erde nur wie Anteus und wandte ſich dann um, nicht weit vom Aerger entfernt.

Doch er konnte ſich in der Abſicht des braven Hercules nicht täuſchen. Es hatte ihn ein Gefühl religiöſen Wohlanſtands angetrieben.

Ueberdies vervollſtändigte bei Porthos ſtets das Wort den Gedanken, ſtatt ihn zu verkleiden.

„Ah!" ſagte er, „es iſt ſehr artig von ihm, daß er uns ganz allein einen Segen gegeben hat. Er iſt entſchieden ein frommer und wackerer Mann."

Weniger überzeugt als Porthos, erwiederte d'Artagnan kein Wort.

„Lieber Freund," fuhr Porthos fort, „er hat uns erblickt, und ſtatt im einfachen Schritt der Prozeſſion, wie vorhin, weiter zu gehen, ſpudet er ſich. Schaut, wie der Zug ſeine Geſchwindigkeit verdoppelt. Es drängt dieſen lieben Aramis, uns zu ſehen und zu umarmen."

„Es iſt wahr," antwortete d'Artagnan laut.

Dann leiſe:

„Immerhin hat mich der Fuchs wahrgenommen, und

er wird nun Zeit haben, sich vorzubereiten, wie er mich empfangen soll."

Doch die Prozession war vorübergezogen und der Weg frei. D'Artagnan und Porthos marschirten gerade nach dem bischöflichen Palast, den eine zahlreiche Menge umgab, um den Prälaten zurückkehren zu sehen.

D'Artagnan bemerkte, daß diese Menge hauptsächlich aus Bürgern und Militären bestand.

Er erkannte an der Natur seiner Anhänger die Gewandtheit seines Freundes.

Aramis war in der That nicht der Mann, der eine unnöthige Popularität suchte. Es lag ihm wenig daran, ob ihn die Leute liebten, die ihm zu nichts dienten.

Weiber, Kinder, Greise, das gewöhnliche Gefolge der geistlichen Hirten, waren nicht sein Gefolge.

Zehn Minuten, nachdem die zwei Freunde die Schwelle des bischöflichen Palastes überschritten hatten, kehrte Aramis wie ein Triumphator nach Hause; die Soldaten präsentirten vor ihm das Gewehr, wie vor einem Oberen; die Bürger begrüßten ihn mehr wie einen Freund, wie einen Patron, als wie ein religiöses Haupt.

Es fand sich in Aramis etwas von jenen römischen Senatoren, deren Thüren immer von Clienten belagert waren.

Unten an der Freitreppe hatte er eine Besprechung von einer halben Minute mit einem Jesuiten, der, um leise mit ihm zu reden, seinen Kopf unter den Traghimmel streckte.

Dann trat er in seine Wohnung ein; die Thüren schloßen sich langsam und die Menge verlief sich, während die Gesänge und Gebete noch erschollen.

Es war ein herrlicher Tag, ein Tag voll irdischer Wohlgerüche, vermischt mit den Wohlgerüchen des

Meeres und der Luft. Die Stadt athmete Glück, Freude und Kraft.

D'Artagnan fühlte gleichsam die Gegenwart einer unsichtbaren Hand, welche allmächtig diese Kraft, diese Freude, dieses Glück geschaffen und überall diese Wohlgerüche verbreitet hatte.

„Oh! oh!" sagte er zu sich selbst. „Porthos ist fett, Aramis aber ist groß geworden."

III.

Die Größe des Bischofs von Vannes.

Porthos und d'Artagnan waren in den bischöflichen Palast durch eine besondere, nur den Freunden des Hauses bekannte Thüre eingetreten.

Es versteht sich von selbst, daß Porthos d'Artagnan zum Führer gedient hatte: der würdige Baron benahm sich überall ein wenig wie zu Hause. War es jedoch stillschweigende Anerkennung der Heiligkeit der Person von Aramis und seines Charakters, war es Gewohnheit, das zu achten, was ihm moralisch imponirte, eine würdige Gewohnheit, welche aus Porthos einen Musterſoldaten und einen vortrefflichen Geist gemacht hatte ... aus allen diesen Gründen, sagen wir, beobachtete Porthos bei Seiner Herrlichkeit dem Bischof von Vannes eine gewisse Zurückhaltung, welche d'Artagnan ganz von Anfang in seinem Benehmen gegen die Bedienten und Hausgenossen bemerkte.

Diese Zurückhaltung ging aber nicht so weit, daß er sich keine Fragen erlaubte.

Man erfuhr, Seine Herrlichkeit sei in ihre Gemächer

zurückgekehrt und schicke sich an, im vertrauteren Kreise minder majestätisch zu erscheinen, als er vor seinen geistlichen Schafen erschienen war.

Nach einer kleinen Viertelstunde, welche d'Artagnan und Porthos damit hinbrachten, daß sie sich gegenseitig ins Weiße der Augen schauten und ihre Daumen in den verschiedenen Evolutionen drehten, welche von Norden nach Süden gehen, öffnete sich wirklich die Thüre des Saals und man sah Seine Herrlichkeit in der vollständigen kleinen Prälatentracht erscheinen.

Aramis trug den Kopf hoch, wie ein Mann, der zu befehlen gewohnt ist, die Robe von veilchenblauem Tuch an der Seite aufgeschürzt und hielt die Faust auf der Hüfte.

Ueberdies hatte er den feinen Schnurrbart und den Knebelbart aus der Zeit von Ludwig XIII. beibehalten.

Er strömte bei seinem Eintritt den zarten Wohlgeruch aus, der sich bei den eleganten Männern und den Frauen der vornehmen Welt nie verändert und mit der Person verkörpert zu sein scheint, deren natürliche Ausdünstung er geworden ist.

Nur hatte diesmal das Parfum etwas von der religiösen Erhabenheit des Weihrauchs behalten. Es berauschte nicht, es drang durch; es flößte nicht das Verlangen, sondern die Ehrfurcht ein.

Aramis zögerte nicht einen Augenblick, als er eintrat; ohne ein Wort zu sprechen, das, welches es auch sein mochte, bei einer solchen Veranlassung kalt gewesen wäre, ging er gerade auf den unter der Tracht von Herrn Agnan so gut verkleideten Musketier zu und schloß ihn mit einer Zärtlichkeit in seine Arme, die der Mißtrauischste nicht der Kälte oder der Absichtlichkeit beschuldigt haben könnte.

D'Artagnan umarmte ihn seinerseits mit gleichem Eifer.

Porthos drückte die zarte Hand von Aramis in

seinen plumpen Händen und d'Artagnan bemerkte, daß ihm Seine Herrlichkeit die linke Hand reichte, wahrscheinlich aus Gewohnheit, insofern Porthos ihm schon zehnmal seine mit Ringen geschmückten Finger, das Fleisch im Schraubstock seiner Faust zusammenpressend, gequetscht haben mußte. Durch den Schmerz gewarnt, mißtraute Aramis und bot ihm nur Fleisch zu drücken, und nicht mehr Finger am Gold oder an den Facetten eines Diamants zu zerquetschen.

Zwischen zwei Umhalsungen schaute Aramis d'Artagnan ins Gesicht, bot ihm einen Stuhl und setzte sich in den Schatten, indem er beobachtete, daß das Licht auf das Gesicht seines Gegenredners fiel.

Dieses Manoeuvre, mit dem die Diplomaten und die Frauen so vertraut sind, gleicht dem Vortheil des Lagers, den ihrer Gewohnheit gemäß oder nach der Gewohnheit, die sie annehmen wollen, die Kämpfenden auf dem Platze des Duells suchen.

D'Artagnan ließ sich auch durch dieses Manoeuvre nicht bethören, aber er schien es nicht zu bemerken. Er fühlte sich gefangen; doch gerade, weil er sich gefangen fühlte, fühlte er sich zugleich auch auf dem Wege der Entdeckung, und dem alten Condottiere lag wenig daran, ob er sich scheinbar schlagen ließ, wenn er nur aus seiner vermeintlichen Niederlage die Vortheile des Sieges zog.

Aramis begann das Gespräch.

„Ah! theurer Freund, mein guter d'Artagnan!“ sagte er; „welch ein herrlicher Zufall!“

„Das ist ein Zufall, mein hochwürdiger Gefährte, den ich Freundschaft nennen werde,“ erwiederte d'Artagnan. „Ich suche Euch, wie ich Euch stets suchte, sobald ich Euch ein großes Unternehmen anzubieten oder ein paar freie Stunden zu schenken hatte.“

„Ah! wahrhaftig,“ sagte Aramis, ohne irgend eine Bewegung, „Ihr sucht mich!“

„Ja wohl, er sucht Euch, mein lieber Aramis,

dies beweist, daß er mich in Belle-Isle aufgetrieben hat," sprach Porthos. „Nicht wahr, das ist liebenswürdig?"

„Ah!" machte Aramis, „gewiß, in Belle-Isle . . ."

„Gut!" dachte d'Artagnan; „mein Tölpel Porthos hat, ohne daran zu denken, mit einem Schlag die Angriffskanone abgefeuert."

„In Belle-Isle?" sagte Aramis, „in diesem Loch, in dieser Wüste! Das ist in der That liebenswürdig."

„Und ich habe ihm mitgetheilt, Ihr wäret in Vannes," fuhr Porthos mit demselben Ton fort.

D'Artagnan bewaffnete seinen Mund mit einer beinahe ironischen Feinheit und sagte:

„Ich wußte es, doch ich wollte sehen . . ."

„Was sehen?"

„Ob unsere Freundschaft immer noch so fest halte, ob unser durch das Alter ganz verknöchertes Herz, wenn wir uns erblicken, auch noch den Freudenschrei, der die Ankunft eines Freundes begrüßt, entströmen lasse."

„Nun, Ihr mußtet zufrieden sein?" fragte Aramis.

„So so!"

„Wie dies?"

„Ja, Porthos sagte: „„Stille!"" und Ihr . . ."

„Nun! und ich?"

„Ihr habt mir Euren Segen gegeben."

„Was wollt Ihr, mein Freund!" erwiederte Aramis, „hat ein armer Prälat, wie ich, etwas Kostbareres?"

„Geht doch, lieber Freund!"

„Gewiß."

„Man behauptet in Paris, das Bisthum Vannes sei eines der besten von Frankreich?"

„Oh! Ihr sprecht von den zeitlichen Gütern!" sagte Aramis mit einer ganz ungezwungenen Miene.

„Gewiß spreche ich hievon . . . ich lege einen Werth darauf."

„Dann wollen wir davon reden," versetzte Aramis mit einem Lächeln.

„Ihr gesteht, daß Ihr einer der reichsten Prälaten von Frankreich seid!“

„Mein Lieber, da Ihr meine Rechnungen von mir fordert, so sage ich Euch, daß das Bisthum Vannes zwanzigtausend Livres einträgt, nicht mehr, nicht weniger. Es ist eine Diöces von hundert und sechzig Kirchspielen.“

„Das ist sehr hübsch,“ sprach d'Artagnan.

„Herrlich!“ rief Porthos.

„Aber,“ entgegnete d'Artagnan, Aramis mit der ganzen Schärfe seines Blickes beobachtend, „aber Ihr habt Euch nicht für immer hier begraben?“

„Verzeiht. Ich lasse nur das Wort begraben nicht zu.“

„Mir scheint, in dieser Entfernung von Paris ist man begraben oder beinahe begraben.“

„Mein Freund, ich mache mich alt,“ erwiederte Aramis; „der Lärmen und die Bewegung der Hauptstadt behagen mir nicht mehr. Mit sieben und fünfzig Jahren muß man die Ruhe und die Meditation suchen. Ich habe Beides hier gefunden. Was kann es Schöneres und Ernsteres geben, als diese alte Stadt der Armorica? Hier, mein lieber d'Artagnan, finde ich gerade das Gegentheil von dem, was ich früher liebte, und das ist es, was man am Ende des Lebens braucht, welches seinem Anfang entgegengesetzt ist. Ein wenig von meinem Vergnügen der früheren Tage begrüßt mich von Zeit zu Zeit, ohne mich von der Wohlfahrt meiner Seele abzuziehen. Ich bin noch von dieser Welt, und dennoch nähere ich mich mit jedem Schritt, den ich thue, immer mehr Gott.“

„Beredt, weise, discret, seid Ihr ein vollendeter Prälat, Aramis, und ich wünsche Euch Glück.“

„Doch, lieber Freund,“ sagte Aramis lächelnd, „Ihr seid nicht allein gekommen, um mir Complimente zu machen. Sprecht, was führt Euch hierher? Sollte ich so glücklich sein, daß Ihr meiner auf irgend eine Weise bedürftet?“

„Gott sei Dank, mein Freund, nein,“ antwortete

d'Artagnan, „das ist durchaus nicht der Fall: ich bin reich und frei."

„Reich?"

„Ja, reich für mich . . . nicht für Euch, nicht für Porthos, wohlverstanden. Ich habe eine Rente von ungefähr fünfzehntausend Livres."

Aramis schaute ihn ärgwöhnisch an. Er konnte, besonders da er ihn mit einem so demüthigen Aeußern erblickte, nicht glauben, sein alter Freund habe ein solches Glück gemacht.

Nun sah d'Artagnan, die Stunde der Erklärungen sei gekommen, und erzählte seine Geschichte in England.

Während seiner Erzählung sah er zehnmal die Augen des Prälaten glänzen und seine spitzig zulaufenden Finger beben.

Bei Porthos aber äußerte sich nicht Bewunderung für d'Artagnan, sondern Enthusiasmus, wahnsinnige Begeisterung.

Als d'Artagnan geendigt hatte, fragte Aramis:

„Nun!"

„Nun!" antwortete d'Artagnan, „Ihr seht, daß ich in England Freunde und Grundeigenthum, in Frankreich einen Schatz habe. Wenn Euer Herz nach etwas von dem Meinigen begehrt, so biete ich es Euch an . . . . Deshalb bin ich gekommen.

So sicher auch sein Blick war, so konnte d'Artagnan doch in diesem Moment den von Aramis nicht aushalten. Er ließ also sein Auge auf Porthos übergehen, wie es der Degen thut, der einem mächtigen Druck nachgibt und einen andern Weg sucht.

„Jedenfalls," sagte der Bischof, „jedenfalls habt Ihr ein seltsames Reisecostume gewählt, Freund."

„Ein abscheuliches, ich weiß es. Ihr begreift, daß ich weder als Cavalier, noch als vornehmer Herr reisen wollte. Seitdem ich reich bin, bin ich geizig."

„Und Ihr sagt, Ihr habet Euch nach Belle-Isle begeben?" fragte Aramis ohne Uebergang.

„Ja," antwortete d'Artagnan, „ich wußte, ich würde Porthos und Euch dort finden."

„Mich!" rief Aramis. „Mich! Seit einem Jahr, daß ich hier bin, war ich nicht einmal auf der See."

„Oh!" versetzte d'Artagnan, „ich wußte nicht, daß Ihr ein solcher Stubenhocker seid."

„Ah! theurer Freund, ich muß Euch sagen, ich bin nicht mehr der Mann von früher. Das Reiten ist mir unbequem, das Meer ermüdet mich, ich bin ein armer leidender Priester, stets klagend, stets brummig und geneigt zu Austeritäten, die mir Vergleiche mit dem Alter, Gespräche mit dem Tod zu sein scheinen. Ich habe meinen festen Sitz genommen, mein lieber d'Artagnan."

„Desto besser, theurer Freund, denn wir werden wahrscheinlich Nachbarn werden."

„Bah!" versetzte Aramis nicht ohne ein gewisses Erstaunen, das er nicht einmal zu verbergen suchte; „Ihr, mein Nachbar?"

„Ei! mein Gott, ja."

„Wie so?"

„Ich will die sehr einträglichen Salzteiche kaufen, welche zwischen Pirrac und Croisic liegen. Stellt Euch vor: eine Ausbeutung von zwölf Procent reine Rente, nie Unwerthe, nie Nebenkosten; der getreue und regelmäßige Ocean bringt alle sechs Stunden sein Contingent in meine Kasse. Ich bin der erste Pariser, der eine solche Speculation ausgedacht hat. Entdeckt Niemand meinen heimlichen Plan, ich bitte Euch, und binnen Kurzem besprechen wir das Nähere. Ich bekomme drei Meilen Landes für dreißigtausend Livres."

Aramis warf Porthos einen Blick zu, als wollte er ihn fragen, ob dies Alles wahr, ob nicht unter diesem gleichgültigen Aeußern eine Falle verborgen sei. Bald aber, als schämte er sich, diesen dürftigen Beistand um Rath befragt zu haben, raffte er alle seine Kräfte zu einem neuen Sturm oder zu einer neuen Vertheidigung zusammen.

„Man versichert mich," sagte, er „Ihr habet einen Streit mit dem Hof gehabt, doch Ihr seid daraus hervorgegangen, wie Ihr aus Allem hervorzugehen wißt, mit den Ehren des Kriegs."

„Ich!" rief der Musketier, indem er in ein schallendes Gelächter ausbrach, das jedoch nicht genügte, um seine Verlegenheit zu verbergen, denn er konnte bei den Worten von Aramis glauben, dieser sei von seinem letzten Verhältniß zum König unterrichtet; „ich! ah! erzählt mir das, mein lieber Aramis."

„Ja, man sagte mir, mir, einem armen in Heiden und Steppen verlorenen Bischof, der König habe Euch zum Vertrauten seiner Liebschaft gewählt."

„Mit wem?"

„Mit Fräulein von Mancini."

D'Artagnan athmete.

„Ah! ich leugne es nicht," erwiederte er.

„Es scheint, der König hat Euch eines Morgens über die Brücke von Blois mitgenommen, um mit seiner Schönen zu plaudern."

„Das ist wahr. Ah! Ihr wißt das! Aber dann müßt Ihr auch wissen, daß ich an demselben Tag meine Entlassung genommen habe."

„Aufrichtig?"

„Ah! mein Freund, äußerst aufrichtig."

„Ihr seid dann zum Grafen de la Fère gegangen?"

„Ja."

„Zu mir?"

„Ja."

„Und zu Porthos?"

„Ja."

„Geschah dies, um uns einen einen einfachen Besuch zu machen?"

„Nein; ich wußte nicht, daß Ihr gebunden waret, und wollte Euch mit nach England nehmen."

„Ja, ich verstehe, und dann habt Ihr, ein wunderbarer Mann, allein vollführt, was Ihr uns zu Vier

auszuführen vorschlagen wolltet. Ich vermuthete, Ihr hättet Antheil an dieser schönen Restauration, als ich erfuhr, man habe Euch beim Empfang von König Karl gesehen, der mit Euch wie mit einem Freund, oder vielmehr wie mit Einem, dem er zu Dank verpflichtet, gesprochen."

„Aber wie des Teufels habt Ihr dies Alles erfahren?" fragte d'Artagnan, welcher befürchtete, die Nachforschungen von Aramis erstrecken sich weiter, als ihm lieb wäre.

„Mein guter d'Artagnan," erwiederte Aramis, „meine Freundschaft gleicht ein wenig der Sorgfalt des Nachtwächters, den wir in dem Thürmchen des Hafendamms am Ende des Quai haben. Dieser brave Mann zündet jeden Abend eine Laterne an, um den Barken zu leuchten, welche von der See kommen. Er ist in seinem Schilderhaus verborgen, und die Fischer sehen ihn nicht; aber er folgt ihnen mit Theilnahme; er erräth sie, er ruft ihnen, er zieht sie auf den Weg zum Hafen. Ich gleiche jenem Wächter; von Zeit zu Zeit kommen mir einige Nachrichten zu und rufen Alles, was ich liebte, in mein Gedächtniß zurück. Dann folge ich den Freunden von Einst auf dem stürmischen Meer der Welt, ich, ein armer Wärter, dem Gott das Obdach eines Schilderhauses zu geben die Gnade gehabt hat."

„Und was habe ich nach England gethan?" fragte d'Artagnan.

„Ah! ah!" rief Aramis, „Ihr wollt mein Gesicht forciren. Seit Eurer Rückkehr weiß ich nichts mehr, d'Artagnan; meine Augen haben sich getrübt. Ich bedauerte, daß Ihr nicht an mich dachtet, und weinte über Eure Vergeßlichkeit. Ich hatte Unrecht. Ich sehe Euch wieder, und das ist ein Fest, ein großes Fest, das schwöre ich Euch!"

„Das macht mich unendlich glücklich."

„Wie befindet sich Athos?" fragte Aramis.

„Sehr wohl, ich danke."

„Und unser junger Mündel?“

„Raoul?“

„Ja.“

„Es scheint, er hat die Gewandtheit seines Vaters Athos und die Stärke seines Vormunds Porthos geerbt.“

„Bei welcher Gelegenheit konntet Ihr das beurtheilen?“

„Ei! mein Gott, den Tag vor meiner Abreise.“

„Wahrhaftig?“

„Ja, es fand eine Hinrichtung auf der Grève statt und in Folge dieser Hinrichtung ein Aufruhr. Wir befanden uns bei dem Aufruhr und in Folge des Aufruhrs mußte man mit dem Degen spielen, und bei dieser Gelegenheit hat er sich herrlich benommen.“

„Bah! und was hat er gethan?“ fragte Porthos.

„Einmal hat er einen Mann aus dem Fenster geworfen, als ob es ein Ballen Baumwolle gewesen wäre.“

„Oh! sehr gut,“ rief Porthos.

„Dann hat er vom Leder gezogen und um sich gehauen, wie wir es in unseren schönen Tagen thaten.“

„Und bei welcher Veranlassung fand dieser Aufruhr statt?“ fragte Porthos.

D'Artagnan bemerkte in dem Gesichte von Aramis eine völlige Gleichgültigkeit bei dieser Frage von Porthos.

„Ah!“ sagte er, indem er Aramis anschaute, „bei Gelegenheit der zwei Steuerpächter, welche der König das Geraubte wieder herausgeben ließ, ich meine die zwei Freunde von Herrn Fouquet, die man henkte.“

Kaum deutete ein leichtes Runzeln der Stirne des Prälaten an, daß dieser gehört hatte.

„Hoho!“ machte Porthos, „und wie hießen die Freunde von Herrn Fouquet?“

„D'Emmeris und Lyodot,“ sagte d'Artagnan. „Kennt Ihr diese Namen, Aramis?“

„Nein,“ antwortete mit verächtlichem Ton der

Prälat; „mir scheint, das sind Namen von Finanzleuten.“

„Ganz richtig.“

„Ah! Herr Fouquet hat seine Freunde hängen lassen!“ rief Porthos.

„Und warum nicht?“ fragte Aramis.

„Es kommt mir vor, als ob . . .“

„Wenn man diese Unglücklichen aufgehenkt hat, so geschah es auf Befehl des Königs. Herr Fouquet aber hat, weil er Oberintendant der Finanzen ist, meiner Ansicht nach nicht das Recht über Leben und Tod.“

„Gleichviel,“ brummte Porthos, „an der Stelle von Herrn Fouquet . . .“

Aramis begriff, daß Porthos auf dem Punkte war, eine Dummheit zu sagen, und brach daher das Gespräch kurz ab.

„Hört,“ sagte er, „mein lieber d'Artagnan, es ist nun genug von Anderen die Rede gewesen, laßt uns ein wenig von uns selbst plaudern.“

„Von mir wißt Ihr Alles, was ich Euch sagen kann; sprechen wir im Gegentheil von Euch, lieber Aramis.“

„Ich sagte Euch, es sei kein Aramis mehr in mir.“

„Auch kein Abbé d'Herblay mehr?“

„Auch nicht mehr. Ihr seht einen Mann, den Gott an der Hand genommen und auf eine Stellung geführt hat, auf die er weder hoffen durfte noch konnte.“

„Gott?“ fragte d'Artagnan.

„Ja.“

„Ei! das ist seltsam, man sagte mir, es wäre Herr Fouquet.“

„Wer sagt Euch das?“ versetzte Aramis, ohne daß er es mit seiner ganzen Willenskraft verhindern konnte, daß eine leichte Röthe seine Wangen färbte.

„Meiner Treue, Bazin.“

„Der Dummkopf!“

„Ich behaupte nicht, er sei ein Mann von Genie, aber er hat es mir gesagt, und ihm nach wiederhole ich es.“

„Ich habe Herrn Fouquet nie gesehen,“ entgegnete Aramis mit einem Blick, der so ruhig und rein war, wie der einer Jungfrau, welche nie gelogen.

„Ei!“ sagte d'Artagnan, „wenn Ihr ihn gesehen und sogar kennen gelernt hättet, so wäre nichts Schlimmes daran; Herr Fouquet ist ein sehr braver Mann.“

„Ah!“

„Ein großer Politiker.“

Aramis machte eine gleichgültige Geberde.

„Ein allmächtiger Minister.“

„Ich hänge nur vom König und vom Papst ab,“ sagte Aramis.

„Mordioux! hört wohl,“ sprach d'Artagnan mit dem allernaivsten Ton, „ich sage Euch das, weil Jedermann hier bei Herrn Fouquet schwört. Die Ebene gehört Herrn Fouquet; die Salzteiche, die ich gekauft habe, gehören Herrn Fouquet; die Insel, auf der Porthos Topograph geworden ist, gehört Herrn Fouquet; die Garnison gehört Herrn Fouquet, die Galeeren gehören Herrn Fouquet. Ich gestehe, daß es mich nicht gewundert haben würde, wenn Ihr oder wenn vielmehr Eure Diöces zur Lehensherrlichkeit von Herrn Fouquet gehört hätte. Das ist nur ein anderer Herr als der König, aber eben so mächtig als ein König.“

„Gott sei Dank! ich bin Niemand lehenspflichtig, ich gehöre Niemand und bin ganz nur mir,“ antwortete Aramis, der während dieses Gespräches mit dem Auge jede Geberde von d'Artagnan, jeden Blick von Porthos verfolgte.

Aber d'Artagnan war unstörbar und Porthos unbeweglich; die geschickt geführten Streiche wurden von einem geschickten Gegner parirt und keiner traf.

Nichtsdestoweniger fühlte Jeder das Ermüdende

eines solchen Kampfes, und die Ankündigung des Abendbrods wurde von Allen gut aufgenommen.

Das Abendbrod veränderte den Lauf des Gespräches. Ueberdies hatten sie begriffen, daß, wie Jeder auf seiner Hut war, weder der Eine noch der Andere mehr erfahren würde.

Porthos hatte von Allem nichts begriffen. Er hatte sich unbeweglich gehalten, weil ihm Aramis durch ein Zeichen bedeutet, er möge sich nicht rühren. Das Abendessen war also nur ein Abendessen für ihn, doch dies war genug für Porthos.

Die Mahlzeit ging vortrefflich vorüber.

D'Artagnan war von einer blendenden Heiterteit.

Aramis übertraf sich selbst durch sein sanft freundliches Wesen.

Porthos aß wie der selige Pelops.

Man sprach von Krieg und Finanzen, von Künsten und Liebschaften.

Aramis spielte den Erstaunten bei jedem Wort über Politik, das d'Artagnan vorzubringen wagte. Diese lange Reihenfolge von Verwunderungen vermehrte das Mißtrauen von d'Artagnan, wie die ewige Gleichgültigkeit von d'Artagnan das Mißtrauen von Aramis erregte.

Endlich ließ d'Artagnan absichtlich den Namen Colbert fallen. Er hatte diesen Streich bis zuletzt aufgespart.

„Wer ist das, Colbert?"

„Oh! den Teufel, das ist stark," sagte d'Artagnan zu sich selbst. „Seien wir auf unserer Hut, Mordioux! seien wir auf unserer Hut."

Und er gab über Colbert jede Auskunft, welche Aramis wünschen konnte.

Das Abendbrod oder vielmehr das Gespräch dehnte sich bis ein Uhr Morgens zwischen d'Artagnan und Aramis aus.

Auf den Punkt zehn Uhr war Porthos in seinem Lehnstuhl entschlummert; und er schnarchte wie eine Orgel.

Um Mitternacht weckte man ihn auf und schickte ihn zu Bette.

„Hm!“ sagte er, „mir scheint, ich bin eingeschlafen; es war doch sehr interessant, was Ihr mit einander sprachet.“

Um ein Uhr führte Aramis d'Artagnan in das für ihn bestimmte Zimmer, welches das beste des bischöflichen Palastes war.

Zwei Diener wurden zu seiner Verfügung gestellt.

„Morgen um acht Uhr machen wir, wenn Ihr wollt, einen Spazierritt mit Porthos,“ sagte Aramis, als er von d'Artagnan Abschied nahm.

„Um acht Uhr!“ rief d'Artagnan, „so spät?“

„Ihr wißt, daß ich sieben Stunden Schlaf brauche,“ antwortete Aramis.

„Ganz richtig.“

„Gute Nacht, theurer Freund.“

Und er umarmte den Musketier voll Herzlichkeit.

D'Artagnan ließ ihn gehen.

„Gut,“ sagte er, als die Thüre hinter Aramis geschlossen war, „um fünf Uhr werde ich auf den Beinen sein.“

Und nachdem er diesen Beschluß gefaßt hatte, legte er sich auf sein Ohr.

IV.

Worin Porthos darüber, daß er mit d'Artagnan gekommen, ärgerlich zu werden anfängt.

Kaum hatte d'Artagnan seine Kerze ausgelöscht, als Aramis, der durch seine Vorhänge das letzte Flackern des Lichtes bei seinem Freunde beobachtete, sich durch die Hausflur auf den Fußspitzen zu Porthos schlich.

Der Riese, der sich anderthalb Stunden zuvor zu Bette begeben hatte, lag behaglich auf den Eiderdunen ausgestreckt. Er befand sich in jener glücklichen Ruhe des ersten Schlafes, welche bei Porthos dem Lärm der Glocken und der Kanonen widerstand; sein Kopf schwamm gleichsam in jenem sanften Schaukeln, das an die weiche Bewegung eines Schiffes erinnert. Eine Minute mehr und Porthos träumte.

Die Thüre seines Zimmers öffnete sich sachte unter dem zarten Druck der Hand von Aramis.

Der Bischof näherte sich dem Schläfer. Ein dichter Teppich dämpfte das Geräusch seiner Tritte; überdies schnarchte Porthos dergestalt, daß er jeden andern Lärmen übertäubt hätte.

Aramis legte eine Hand auf seine Schulter und sagte:

„Auf, mein lieber Porthos, auf!"

Die Stimme von Aramis war sanft und liebevoll; aber sie enthielt mehr als eine Aufforderung, sie enthielt einen Befehl. Seine Hand war leicht, aber sie deutete eine Gefahr an.

Porthos hörte die Stimme und fühlte die Hand von Aramis in der Tiefe seines Schlafes.

Er bebte.

„Wer ist da?“ fragte er mit seiner Riesenstimme.

„Stille! ich bin es,“ sagte Aramis.

„Ihr, lieber Freund? und warum des Teufels weckt Ihr mich?“

„Um Euch zu sagen, daß Ihr abreisen müßt.“

„Abreisen?“

„Ja.“

„Wohin?“

„Nach Paris.

Porthos sprang in seinem Bett auf, fiel wieder nieder, und schaute dann, aufrecht sitzend, Aramis mit seinen großen Augen starr an.

„Nach Paris?“ rief er.

„Ja.“

„Hundert Meilen?“

„Hundert und vier,“ antwortete der Bischof.

„Ah! mein Gott,“ seufzte Porthos, indem er sich wieder niederlegte, jenen Kindern ähnlich, welche mit ihrer Wärterin streiten, um noch ein paar Stunden Schlaf zu gewinnen.

„Dreißig Stunden zu Pferde,“ fügte Aramis entschlossen bei. „Ihr wißt, daß es gute Relais sind.“

Porthos rührte ein Bein, während ihm ein Seufzer entschlüpfte.

„Auf! auf! theurer Freund,“ sprach der Prälat mit einer gewissen Ungeduld in ihn dringend.

Porthos zog das andere Bein aus dem Bett und fragte:

„Ist es durchaus nothwendig, daß ich reise?“

„Höchst nothwendig.“

Porthos stellte sich auf seine Beine und fing an den Boden und die Wände mit seinem Bildsäulentritt zu erschüttern.

„Stille! um Gotteswillen stille, mein lieber Porthos!“ sagte Aramis; „Ihr werdet Jemand aufwecken.“

„Ah! es ist wahr,“ erwiederte Porthos mit einer

Donnerstimme, „ich vergaß das; doch seid unbesorgt ich werde mich in Acht nehmen.“

Und während er dies sagte, ließ er einen Gurt, beladen mit seinem Schwert, seinen Pistolen und einer Börse fallen, aus der die Thaler mit einem klangreichen, lang anhaltenden Geräusch entschlüpften.

Dieses Geräusch machte das Blut von Aramis kochen, während es bei Porthos ein schallendes Gelächter hervorrief.

„Das ist seltsam!“ sagte er mit derselben Stimme wie zuvor.

„Leiser, Porthes, leiser!“

„Es ist wahr.“

Und er dämpfte in der That seine Stimme um einen halben Ton.

„Ich sagte also,“ fuhr Porthos fort, „ich sagte, es sei seltsam, daß man nie so langsam ist, als wenn man sich beeilen will, nie so geräuschvoll, als wenn man stumm zu sein wünscht.“

„Ja, das ist wahr; doch machen wir das Sprüchwort lügen, Porthos, beeilen wir uns und schweigen wir.“

„Ihr seht, daß ich mein Möglichstes thue,“ antwortete Porthos, während er seine Beinkleider anzog.

„Sehr gut.“

„Es scheint, das hat Eile?“

„Es hat mehr als Eile, es ist sehr ernst.“

„Hoho!“

„D'Artagnan hat Euch ausgefragt, nicht wahr?“

„Mich?“

„Ja, in Belle-Isle?“

„Nicht im Geringsten.“

„Seid Ihr dessen sicher, Porthos?“

„Bei Gott!“

„Das ist unmöglich. Erinnert Euch wohl.“

„Er fragte mich, was ich treibe, und ich antwor-

tete: Topographie. Ich hätte ihm gern ein anderes Wort gesagt, dessen Ihr Euch neulich bedientet."

„Castrametation."

„Das ist es; doch ich konnte mich desselben nicht mehr erinnern."

„Desto besser. Was fragte er Euch noch?"

„Wer Herr Gétard sei."

„Und noch?"

„Wer Herr Jupenet sei."

„Hat er nicht zufällig Euren Befestigungsplan gesehen?"

„Doch."

„Ah! Teufel!"

„Aber seid unbesorgt, ich hatte Eure Schrift mit Gummi ausgewischt, und er konnte unmöglich vermuthen, Ihr habet mir eine Anweisung bei dieser Arbeit geben wollen."

„Unser Freund hat gute Augen."

„Was befürchtet Ihr?"

„Ich befürchte, es ist Alles entdeckt, Porthos, und es handelt sich darum, einem großen Unglück zuvorzukommen. Ich habe meinen Leuten Befehl gegeben, alle Thore zu schließen. Man wird vor Tagesanbruch d'Artagnan nicht hinauslassen. Euer Pferd ist gesattelt; Ihr erreicht die erste Station; um fünf Uhr am Morgen habt Ihr fünfzehn Meilen zurückgelegt. Kommt."

Nach diesen Worten kleidete Aramis Stück für Stück Porthos mit so viel Geschwindigkeit an, als es nur der geschickteste Kammerdiener hätte thun können.

Halb verwirrt, halb betäubt, ließ Porthos mit sich machen, und er verwickelte sich ganz in Entschuldigungen.

Sobald er bereit war, nahm ihn Aramis bei der Hand und führte ihn hinaus; er ließ ihn den Fuß vorsichtig auf jeder Stufe der Treppe aufsetzen, verhinderte es, daß er sich an den Thürrahmen stieß, und drehte ihn

hin und her, als ob er, Aramis, der Rieſe und Porthos der Zwerg geweſen wäre.

Dieſe Seele entzündete dieſe Materie und brachte ſie in Gährung.

Es wartete wirklich ein geſatteltes Pferd im Hof.

Porthos ſchwang ſich in Sattel.

Aramis nahm ſelbſt das Pferd beim Zaum und führte es auf Dünger, der offenbar in der Abſicht, das Geräuſch zu erſticken, im Hof ausgebreitet lag. Er drückte ihm zu gleicher Zeit die Nüſtern zuſammen, damit es nicht wieherte.

Als ſie das äußere Thor erreichten, zog er Porthos, der wegreiten wollte, ohne nur zu fragen warum, an ſich und ſagte ihm in's Ohr:

„Nun, Freund Porthos, in einem Zuge bis Paris; eßt zu Pferde, trinkt zu Pferde, ſchlaft zu Pferde, aber verliert keine Minute.“

„Abgemacht; man wird nicht anhalten.“

„Dieſen Brief Herrn Fouquet um jeden Preis; er muß ihn morgen vor Mittag haben.“

„Er wird ihn haben.“

„Und denkt an Eines, lieber Freund.“

„Woran?“

„Daß Ihr Eurem Patent als Herzog und Pair nachjagt.“

„Hoho!“ rief Porthos, die Augen funkelnd, „dann mache ich es in vierundzwanzig Stunden.“

„Verſucht es.“

„Laßt den Zügel los, und vorwärts, Goliath.“

Aramis ließ wirklich nicht den Zügel, aber die Nüſtern des Pferdes los; Porthos gab ihm beide Sporen, und das wüthende Thier jagte im Galopp davon.

So lange er Porthos in der Nacht ſehen konnte, folgte ihm Aramis mit den Augen; dann, als er ihn aus dem Blick verlor, kehrte er in den Hof zurück.

Nichts hatte ſich bei d'Artagnan gerührt.

Der Bediente, den man als Schildwache an der Thüre aufgestellt, hatte kein Licht gesehen, kein Geräusch gehört.

Aramis schloß wieder sorgfältig die Thüre, schickte den Lackei zu Bette und legte sich selbst nieder.

D'Artagnan vermuthete in der That nichts; er glaubte auch Alles gewonnen zu haben, als er am Morgen gegen halb fünf Uhr erwachte.

Er lief im Hemd ans Fenster, um hinaus zu schauen. Das Fenster ging gegen den Hof.

Der Tag brach eben an.

Der Hof war öde, selbst die Hühner hatten ihre Auffitzstange noch nicht verlassen.

Kein Diener erschien.

Alle Thüren waren geschlossen.

„Gut, vollkommene Ruhe," sagte d'Artagnan zu sich selbst. „Gleichviel, ich bin nun zuerst vom ganzen Haus erwacht. Kleiden wir uns an, und dann ist wenigstens Eines abgemacht."

Und er kleidete sich an.

Doch diesmal war er darauf bedacht, dem Costume von Herrn Agnan nicht die bürgerliche, beinahe kirchliche Strenge zu geben, welche sein Aeußeres zuvor gehabt hatte; indem er seine Kleider fester schloß, indem er seinen Rock auf eine gewisse Weise zuknöpfte und seinen Filzhut mehr schräge aufsetzte, wußte er sogar seiner Person ein wenig von der militärischen Haltung zu geben, deren Mangel Aramis gewissermaßen zurückgeschreckt hatte.

Nachdem er dies gethan, benahm er sich ohne alle Umstände gegen seinen Wirth, oder gab sich vielmehr den Anschein, als benähme er sich so, und trat unversehens in sein Zimmer ein.

Aramis schlief, oder stellte sich, als schliefe er.

Ein großes Buch lag offen auf seinem Nachtpult; die Kerze brannte noch in dem Leuchter, der auf einem silbernen Brett stand. Dies war mehr, als es brauchte,

um d'Artagnan die Unschuld der Nacht des Prälaten und seine guten Absichten beim Erwachen zu beweisen.

Der Musketier that ganz genau dem Bischof, was der Bischof Porthos gethan hatte.

Er klopfte ihm auf die Schulter.

Aramis stellte sich offenbar, als schliefe er, denn statt plötzlich zu erwachen, ließ er, der einen so leichten Schlaf hatte, sich die Aufforderung wiederholen.

„Ah! ah!" sagte er, die Arme ausstreckend, „Ihr seid es. Welch eine schöne Ueberraschung! Meiner Treue, der Schlaf ließ mich vergessen, daß ich das Glück habe, Euch zu besitzen. Wie viel Uhr ist es?"

„Ich weiß es nicht," antwortete d'Artagnan ein wenig verlegen. „Noch frühe, glaube ich. Doch Ihr wißt, die verteufelte militärische Gewohnheit, mit dem Morgen aufzuwachen, beherrscht mich immer noch."

„Wollt Ihr zufällig, daß wir uns schon in's Freie begeben?" fragte Aramis. „Mir scheint, es ist noch sehr frühzeitig."

„Ganz wie Ihr wollt."

„Ich glaubte, wir hätten uns verabredet, erst um acht Uhr zu Pferde zu steigen."

„Das ist möglich; doch ich hatte ein so großes Verlangen, Euch zu sehen, daß ich mir sagte: je eher, desto besser."

„Und meine sieben Stunden Schlaf?" versetzte Aramis; „nehmt Euch in Acht, ich zähle hierauf, und das, was mir daran fehlt, muß ich wieder einbringen."

„Aber mir scheint, Ihr waret früher viel weniger Schläfer, lieber Freund; Ihr hattet rasches Blut und man fand Euch nie im Bett."

„Und gerade wegen dessen, was Ihr mir da sagt, liebe ich es ungemein, darin zu bleiben."

„Gesteht mir nur, daß Ihr mich nicht, um zu schlafen, auf acht Uhr beschieden habt."

„Ich fürchte immer Euren Spott, wenn ich Euch die Wahrheit sage."

„Sagt ſie dennoch.“

„Nun wohl, von ſechs bis acht Uhr pflege ich meine Andacht zu verrichten.“

„Eure Andacht?“

„Ja.“

„Ich glaubte nicht, ein Biſchof hätte ſo ſtrenge Uebungen.“

„Ein Biſchof hat dem Anſchein mehr einzuräumen, als ein einfacher Geiſtlicher.“

„Mordioux! Aramis, das iſt ein Wort, das mich mit Eurer Herrlichkeit ausſöhnt. Dem Anſchein, — das iſt ein Musketierwort! Das laſſe ich mir gefallen! Es lebe der Anſchein, Aramis.“

„Statt mir dazu Glück zu wünſchen, verzeiht es mir vielmehr, d'Artagnan. Es iſt ein ſehr weltliches Wort, das mir da entſchlüpfte.“

„Soll ich Euch denn verlaſſen?“

„Ich bedarf der Sammlung theurer Freund.“

„Gut. Ich laſſe Euch allein, aber ich bitte Euch, dem Heiden zu Liebe, den man d'Artagnan nennt, kürzt Eure Uebungen ab, mich dürſtet nach Eurer Rede.“

„Wohl! d'Artagnan, ich verſpreche Euch, daß in anderthalb Stunden . . .“

„Anderthalb Stunden Andacht? Ah! mein Freund, nennt mir das Genauſte. Gebt es ſo wohlfeil als nur möglich.“

Lachend erwiederte Aramis:

„Immer zum Entzücken, immer jung, immer heiter. Seid Ihr in meine Diöces gekommen, um mich mit der Gnade zu entzweien?“

„Bah!“

„Und Ihr wißt wohl, daß ich nie Eurem hinreißenden Einfluß widerſtanden bin; Ihr werdet mich mein Heil koſten, d'Artagnan.“

D'Artagnan preßte ſeine Lippen zuſammen.

„Immer zu,“ ſagte er, „ich nehme die Sünde auf

mich; macht mir geschwinde ein einfaches Christenkreuz, verrichtet mir in Eile ein Pater, und laßt uns gehen."

„St!" erwiederte Aramis, „wir sind schon nicht mehr allein, und ich höre Fremde heraufkommen."

„Schickt sie weg."

„Unmöglich, ich habe sie gestern hierherbeschieden: es ist der Vorstand vom Jesuitencollegium und der Superior der Dominicaner."

„Gut, das ist Euer Generalstab."

„Was werdet Ihr thun?"

„Ich will Porthos aufwecken und in seiner Gesellschaft warten, bis Ihr Eure Conferenzen beendigt habt."

Aramis rührte sich nicht, verzog keine Miene, beschleunigte weder seine Geberde noch sein Wort.

„Geht," sagte er.

D'Artagnan schritt auf die Thüre zu.

„Hört, Ihr wißt, wo Porthos wohnt?"

„Nein, aber ich will mich erkundigen."

„Geht durch den Corridor und öffnet die zweite Thüre links."

„Ich danke! auf Wiedersehen."

Es waren nicht zehn Minuten verlaufen, als er zurückkehrte.

Er fand Aramis zwischen dem Superior der Dominicaner und dem Vorstand des Jesuitencollegiums sitzend, ganz genau in derselben Lage, in der er ihn einst im Wirthshause von Crèvecoeur gefunden hatte.

Diese Gesellschaft schreckte den Musketier nicht ab.

„Was gibt es?" fragte Armis ruhig. „Ihr habt mir etwas zu sagen, wie mir scheint, mein lieber Freund."

„Was es gibt?" erwiederte d'Artagnan, indem er Armis anschaute, „Porthos ist nicht in seinem Zimmer."

„Wie?" versetzte Aramis voll Ruhe: „seid Ihr dessen sicher?"

„Bei Gott! ich komme eben von dort her."

„Wo mag er denn sein?“

„Das frage ich Euch.“

„Habt Ihr Euch nicht erkundigt?“

„Doch.“

„Und was hat man Euch geantwortet?“

„Porthos verlasse sehr häufig am Morgen das Haus, ohne Jemand etwas davon zu sagen, und er werde dies auch wohl gethan haben.“

„Was habt Ihr sodann gemacht?“

„Ich war im Stall,“ antwortete d'Artagnan mit gleichgültigem Ton.

„Zu welchem Ende?“

„Um zu sehen, ob sich Porthos zu Pferde wegbegeben habe?“

„Und? . . .“ unterbrach ihn der Bischof.

„Nun! es fehlt ein Pferd an der Raufe, das No. 5. Goliath.“

Dieses ganze Gespräch war, wie man leicht begreift, nicht frei von einem gewissen gezwungenen Wesen auf Seiten des Musketiers und einer vollkommenen Freundlichkeit auf Seiten von Aramis.

„Oh! ich sehe, wie das ist,“ sagte Aramis, nachdem er einen Augenblick geträumt hatte, „Porthos wird weggeritten sein, um uns eine Ueberraschung zu bereiten.“

„Eine Ueberraschung?“

„Ja. Der Canal, der von Vannes nach der See geht, ist sehr reich an Kriechenten und Becassinen; das ist die Lieblingsjagd von Porthos; er wird uns ein Dutzend für unser Frühstück zurückbringen.“

„Ihr glaubt?“

„Ich bin dessen sicher. Wohin soll er sonst gegangen sein? Ich wette, er hat eine Flinte mitgenommen.“

„Das ist möglich,“ sprach d'Artagnan.

„Thut Eines, lieber Freund, steigt zu Pferde und reitet ihm nach.“

„Ihr habt Recht, ich gehe.“

„Soll man Euch begleiten?“

„Nein, ich danke, Porthos ist erkenntlich und ich werde mich zuvor erkundigen.“

„Nehmt Ihr eine Büchse mit?“

„Ich danke.“

„Laßt Euch das Pferd satteln, das Euch beliebt.“

„Das, welches ich gestern ritt, als ich von Belle-Isle kam?“

„Gut, betrachtet und benützt das Haus, als ob es das Eurige wäre.“

Aramis läutete und gab Befehl, das Pferd zu satteln, das Herr d'Artagnan wählen würde.

D'Artagnan folgte dem mit dem Vollzug dieses Befehls beauftragten Diener.

Als er an die Thüre kam, trat der Diener auf die Seite, um d'Artagnan vorübergehen zu lassen.

In diesem Moment begegnete sein Auge dem Auge seines Herrn. Ein Falten der Stirne machte dem verständigen Spion, den man d'Artagnan gab, begreiflich, was er zu thun hatte.

D'Artagnan stieg zu Pferde, und Aramis hörte das Schallen der Hufeisen, welche auf's Pflaster schlugen.

Einen Augenblick nachher kehrte der Diener zurück.

„Nun?“ fragte der Bischof.

„Monseigneur, er folgt dem Canal und wendet sich nach dem Meer,“ antwortete der Diener.

„Gut!“ sagte Aramis.

Jeden Argwohn verjagend, ritt d'Artagnan wirklich nach dem Ocean, immer in der Hoffnung, auf der Heide oder auf dem sandigen Gestade die kolossale Silhouette seines Freundes Porthos zu erblicken.

D'Artagnan strengte sich hartnäckig an, Pferdetritte in jeder Wasserlache zu erkennen.

Zuweilen bildete er sich ein, er höre den Knall eines Feuergewehrs.

Diese Illusion dauerte drei Stunden.

Während der zwei ersten Stunden suchte er Porthos,

In der dritten kehrte er nach Hause zurück.

„Wir werden uns gekreuzt haben," sagte er, „und ich finde die zwei Freunde in Erwartung meiner Rückkehr."

D'Artagnan täuschte sich. Er fand Porthos eben so wenig im erzbischöflichen Palast, als er ihn am Ufer des Canals gefunden hatte.

Aramis erwartete ihn oben auf der Treppe mit einer verzweifelten Miene.

„Hat man Euch nicht eingeholt, mein lieber d'Artagnan?" rief er, sobald er den Musketier von fern erblickte.

„Nein. Solltet Ihr mir Jemand nachgeschickt haben?"

„Ich bin trostlos, mein lieber Freund, ich bin trostlos, daß ich Euch so habe umherreiten lassen; doch gegen sieben Uhr kam der Pfarrer von Saint-Paterne zu mir; er war du Vallon begegnet, der eben wegging, und da er Niemand im bischöflichen Palast hatte wecken wollen, ihn beauftragte, mir zu sagen, er befürchte, Herr Gétard könnte ihm während seiner Abwesenheit einen schlimmen Streich spielen, und er wolle die Morgenfluth benützen, um eine Fahrt nach Belle-Isle zu machen."

„Aber sagt mir, Goliath ist doch nicht die vier Meilen zur See gegangen, wie mir scheint?"

„Es sind sechs."

„Dann noch weniger."

„Lieber Freund," erwiederte der Prälat mit einem sanften Lächeln, „Goliath befindet sich auch im Stall, und zwar, dafür stehe ich, sehr zufrieden, daß er Porthos nicht mehr auf dem Rücken hat."

Das Pferd war wirklich durch die Fürsorge des Prälaten, dem nicht der geringste Umstand entging, von der Station zurückgebracht worden.

D'Artagnan schien im höchsten Maße befriedigt durch diese Erklärung.

Er begann eine Verſtellungsrolle, welche vollkommen dem Verdacht entſprach, der ſich immer ſchärfer in ſeinem Innern geſtaltete.

Der Musketier frühſtückte zwiſchen dem Jeſuiten und Aramis. Er hatte den Dominicaner ſich gegenüber und lächelte auch hauptſächlich dem Dominicaner zu, deſſen gutes, dickes Geſicht ihm ziemlich behagte.

Das Mahl dauerte lange und war koſtbar; vortrefflicher ſpaniſcher Wein, ſchöne Auſtern von Morbihan, ausgezeichnete Fiſche von der Mündung der Loire, ungeheure Seekrebſe von Paimboeuf und zartes Wildpret von den Heiden wurden aufgetiſcht.

D'Artagnan aß viel und trank wenig.

Aramis trank gar nichts, oder trank wenigſtens nur Waſſer.

Dann nach dem Frühſtück ſagte d'Artagnan:

„Ihr habt mir eine Büchſe angeboten?"

„Ja."

„Leiht ſie mir."

„Wollt Ihr auf die Jagd gehen?"

„Das iſt, glaube ich, das Beſte, was ich in Erwartung von Porthos thun kann."

„Nehmt die Büchſe, die Euch gefällt, von der Trophee."

„Kommt Ihr mit mir?"

„Ach! theurer Freund, das wäre ein großes Vergnügen für mich, doch die Jagd iſt den Biſchöfen verboten."

„Ah!" ſagte d'Artagnan, „das wußte ich nicht."

„Ueberdies habe ich Geſchäfte bis zum Mittag," fuhr Aramis fort.

„Ich werde alſo allein gehen?"

„Leider, ja! Doch kommt gewiß zum Mittagsbrod zurück."

„Bei Gott! man ſpeiſt viel zu gut bei Euch, als daß ich nicht zurückkommen ſollte.

Hienach verließ d'Artargnan ſeinen Wirth, grüßte

die Gäste, nahm seine Büchse, ritt aber, statt zu jagen, geraden Wegs nach dem kleinen Hafen von Vannes.

Er schaute vergebens, ob man ihm nicht folgte; er sah Nichts und Niemand.

D'Artagnan miethete eine kleine Fischerbarke um fünfundzwanzig Livres und fuhr um halb zwölf Uhr ab, überzeugt, man sei ihm nicht gefolgt.

Man war ihm allerdings nicht gefolgt. Nur hatte ein Bruder Jesuit, der oben im Glockenthurme seiner Kirche aufgestellt war, vom Morgen an mit Hülfe eines vortrefflichen Augenglases nicht einen seiner Schritte verloren.

Um drei Viertel auf zwölf Uhr war Aramis benachrichtigt, d'Artagnan schiffe gen Belle-Isle.

Die Fahrt von d'Artagnan ging rasch von Statten, ein guter Nord-Nord-Ost trieb sein Schiff auf Belle-Isle zu.

Je mehr er sich der Insel näherte, desto schärfer befragten seine Augen die Küste. Er suchte und erwartete, sei es auf dem Ufer, sei es über den Festungswerken, das auffallende Gewand von Porthos und seine ungeheure Statur sich von einem leicht wolkigen Himmel abheben zu sehen.

D'Artagnan suchte vergebens; er landete, ohne etwas gesehen zu haben, und erfuhr vom ersten Soldaten, den er befragte, Herr du Vallon sei noch nicht von Vannes zurückgekehrt.

Ohne einen Augenblick Zeit zu verlieren, befahl d'Artagnan, seine kleine Barke nach Sarzeau zu steuern.

Man weiß, daß sich der Wind mit den verschiedenen Stunden des Tages dreht; der Wind war von Nord-Nord-Ost zu Süd-Ost übergegangen; der Wind war also beinahe eben so günstig für die Rückkehr nach Sarzeau, als er es für die Fahrt nach Belle-Isle gewesen. In drei Stunden berührte d'Artagnan das

Festland; zwei weitere Stunden genügten ihm, um Vannes zu erreichen.

Was d'Artagnan trotz der Schnelligkeit, mit der das Schiff ging, während dieser Ueberfahrt an Aerger und Ungeduld verschlang, vermöchte allein das Verdeck des Fahrzeugs, auf das er drei Stunden lang mit den Füßen stampfte, der Geschichte zu erzählen.

D'Artagnan machte nur einen Sprung vom Quai, wo er landete, bis zum bischöflichen Palast.

Er gedachte Aramis durch die Geschwindigkeit seiner Rückkehr zu erschrecken; er wollte ihm seine Falschheit vorwerfen, dies zwar mit Mäßigung, aber nichtsdestoweniger mit genug Geist, um ihn alle Folgen seines Benehmens fühlen zu lassen und ihm einen Theil seines Geheimnisses zu entreißen.

Er hoffte endlich mit Hülfe jener Gluth des Ausdrucks, welche bei den Geheimnissen das ist, was der Angriff mit dem Bajonett bei Schreckschanzen ist, den geheimnißvollen Aramis bis zu irgend einer Manifestation fortzureißen.

Aber er fand im Vorhaus des Palastes den Kammerdiener, der ihm den Weg versperrte, während er ihn mit einer ganz gottseligen Miene anlächelte.

„Monseigneur?" rief d'Artagnan, indem er den Kammerdiener mit der Hand auf die Seite zu schieben suchte.

Einen Augenblick erschüttert, gewann dieser bald wieder sein Gleichgewicht und seine feste Haltung.

„Monseigneur?" versetzte er.

„Ja, allerdings, erkennst Du mich nicht, Dummkopf?"

„Doch; Ihr seid der Herr Chevalier d'Artagnan?"

„So laßt mich vorbei."

„Unnöthig."

„Warum unnöthig?"

„Weil Seine Herrlichkeit nicht zu Hause ist."

„Wie! Seine Herrlichkeit iſt nicht zu Hauſe! Wo iſt ſie denn?“

„Abgereiſt.“

„Abgereiſt?“

„Ja.“

„Wohin?“

„Ich weiß es nicht; aber vielleicht ſagt ſie es dem Herrn Chevalier.“

„Wie? wo dies? auf welche Art?“

„In dieſem Brief, den ſie mir für den Herrn Chevalier übergeben hat.“

Und der Kammerdiener zog einen Brief aus ſeiner Taſche.

„Ei! ſo gib doch, Lümmel!“ rief d'Artagnan, und entriß den Brief ſeinen Händen.

„Oh! ja,“ murmelte d'Artagnan bei der erſten Zeile; „ja, ich begreife.“

Und er las mit halber Stimme.

„Mein lieber Freund,

„Eine äußerſt dringende Angelegenheit ruft mich nach einem der Kirchſpiele meiner Diöces. Ich hoffte Euch vor meinem Abgang zu ſehen; doch ich verliere dieſe Hoffnung, wenn ich bedenke, daß Ihr ohne Zweifel zwei bis drei Tage bei unſerem Freund Porthos auf Belle-Isle bleiben werdet.

„Beluſtigt Euch gut, verſucht es aber nicht, ihm bei Tiſch Stand zu halten; das hätte ich nicht einmal Athos in ſeiner ſchönſten und beſten Zeit gerathen.

„Gott befohlen, lieber Freund; glaubt mir, ich bedaure es ungemein, daß ich Eure vortreffliche Geſellſchaft nicht beſſer und länger benützen konnte.“

„Mordioux!“ rief d'Artagnan, „ich bin betrogen! Ah! ich Ochſe, ich Vieh, ich Dummkopf, der ich bin! Doch wer zuletzt lacht, lacht am beſten. Oh! überliſtet,

bethört, bethört wie ein Affe, dem man eine leere Nuß gibt."

Und er versetzte dem Kammerdiener einen Faustschlag auf seine lachende Schnauze und stürzte aus dem bischöflichen Palaste.

Furet, ein so guter Traber er auch war, entsprach den Umständen nicht mehr.

D'Artagnan eilte nach der Post und wählte ein Pferd, das er durch gute Sporen und eine leichte Hand zu der Einsicht brachte, die Hirsche seien nicht die behendesten Läufer der Welt.

V.

Worin d'Artagnan galoppirt, Porthos schnarcht, und Aramis räth.

Dreißig bis fünfunddreißig Stunden nach den von uns erzählten Ereignissen, als Fouquet seiner Gewohnheit gemäß, nachdem er den Eintritt verboten, in dem uns bekannten Cabinet seines Hauses in Saint-Mandé arbeitete, fuhr ein mit vier von Schweiß triefenden Pferden bespannter Wagen in größter Eile in den Hof.

Dieser Wagen wurde ohne Zweifel erwartet, denn drei bis vier Bedienten stürzten an den Schlag und öffneten ihn; während Herr Fouquet von seinem Schreibtisch aufstand und selber an's Fenster lief, kam mühsam aus dem Wagen ein Mann heraus und stieg mit großer Schwierigkeit, sich auf die Schultern der Lackeien stützend, die drei Stufen des Fußtritts herab.

Kaum hatte er seinen Namen genannt, als derje-

nige, auf deſſen Schultern er ſich nicht ſtützte, nach der Freitreppe eilte und im Vorhauſe verſchwand.

Dieſer Menſch wollte ſeinen Herrn benachrichtigen, doch er hatte nicht nöthig an die Thüre zu klopfen. Fouquet ſtand auf der Schwelle.

„Seine Herrlichkeit der Biſchof von Vannes,“ ſagte der Lackei.

„Gut!“ erwiederte Fouquet.

Dann ſich über das Geländer der Treppe beugend, deren erſte Stufen Aramis heraufzuſteigen anfing, rief er:

„Ihr, lieber Freund, Ihr, ſo bald?“

„Ja, ich ſelbſt, mein Herr, doch gerädert, gelähmt, wie Ihr ſeht.“

„Oh! armer Freund,“ ſprach Fouquet, während er ihm ſeinen Arm bot, auf den ſich Aramis ſtützte, indeß die Diener ſich ehrfurchtsvoll entfernten.

„Bah!“ verſetzte Aramis, „es iſt nichts, da ich nun hier bin; die Hauptſache war, daß ich ankäme, und ich bin angekommen.“

„Sprecht geſchwinde,“ ſagte Fouquet, der die Thür des Cabinets hinter ſich und Aramis ſchloß.

„Sind wir vollkommen allein?“

„Ja, vollkommen allein.“

„Niemand kann uns behorchen? Niemand kann uns hören.“

„Seid unbeſorgt.“

„Herr du Vallon iſt angekommen?“

„Ja.“

„Und Ihr habt meinen Brief erhalten?

„Ja; die Sache iſt wichtig, wie es ſcheint, da ſie Eure Gegenwart in Paris in einem Augenblicke nothwendig machte, wo Eure Anweſenheit dort ſo dringend war.“

„Ihr habt Recht, äußerſt wichtig.“

„Dank, Dank; um was handelt es ſich? Doch

um Gotteswillen und vor Allem athmet, theurer Freund, Ihr seid bleich, um Schauder zu erregen."

„Ich leide in der That; doch ich bitte, merkt nicht auf mich. Hat Euch Herr du Vallon nichts gesagt, als er Euch seinen Brief übergab?"

„Nein, ich hörte einen gewaltigen Lärmen, ich trat an's Fenster, ich sah am Fuße der Freitreppe eine Art von marmornem Reiter; ich ging hinab, er reichte mir den Brief und sein Pferd stürzte todt nieder."

„Aber er?"

„Er ist mit dem Pferd gestürzt; man hat ihn aufgehoben, um ihn in die oberen Gemächer zu tragen; nachdem ich den Brief gelesen, wollte ich hinaufgehen, um weitere Nachrichten von ihm zu erhalten, doch er war so fest eingeschlafen, daß man ihn unmöglich aufwecken konnte. Ich bekam Mitleid mit ihm und befahl, ihm die Stiefel auszuziehen und ihn in Ruhe zu lassen."

„Gut; doch nun hört, wie sich die Sache verhält. Nicht wahr, Ihr habt Herrn d'Artagnan in Paris gesehen?"

„Gewiß . . . es ist ein Mann von Geist und sogar von Herz, obschon er mir unsere lieben Freunde Lyodot und d'Emmeris hat umbringen lassen."

„Ach! ja, ich weiß es; ich traf in Tours den Eilboten, der mir den Brief von Gourville und die Depeschen von Pelisson brachte. Habt Ihr über dieses Ereigniß wohl nachgedacht, mein Herr?"

„Ja."

„Und Ihr habt begriffen, daß es ein unmittelbarer Angriff auf Eure Souverainetät war."

„Glaubt Ihr?".

„Oh! ja, ich glaube es."

„Nun, ich gestehe, dieser düstere Gedanke ist mir auch gekommen."

„Seid nicht blind, in des Himmels Namen, Monseigneur; hört wohl, ich komme auf d'Artagnan zurück."

„Ich höre.“

„Unter welchen Umständen habt Ihr ihn gesehen?“

„Er erschien bei mir, um Geld zu holen.“

„Mit welcher Anweisung?“

„Mit einer Anweisung des Königs.“

„Unmittelbar?“

„Von Seiner Majestät unterzeichnet.“

„Seht Ihr! Nun wohl, d'Artagnan ist nach Belle-Isle gekommen; er war verkleidet und gab sich für einen Verwalter aus, der von seinem Herrn beauftragt, Salteiche zu kaufen. D'Artagnan hat aber keinen andern Herrn, als den König, er kam folglich als Abgesandter des Königs dahin. Er hat Porthos gesehen.“

„Wer ist Porthos?“

„Verzeiht, ich irre mich, er hat Herrn du Vallon in Belle-Isle gesehen und weiß, wie Ihr und ich, daß Belle-Isle befestigt ist.“

„Und Ihr glaubt, der König habe ihn abgeschickt?“ fragte Fouquet ganz nachdenkend.

„Sicherlich.“

„Und d'Artagnan ist in den Händen des Königs ein gefährliches Werkzeug?“

„Das gefährlichste von allen.‘

„Ich habe ihn also mit dem ersten Blick richtig beurtheilt.“

„Wie so?“

„Ich wollte ihn mir verbinden.“

„Wenn Ihr urtheilet, er sei der tapferste, der feinste und der gewandteste Mann Frankreichs, so habt Ihr ihn richtig beurtheilt.“

„Man muß ihn um jeden Preis bekommen.“

„D'Artagnan?“

„Ist das nicht Eure Ansicht?“

„Es ist meine Ansicht; doch Ihr werdet ihn nicht bekommen.“

„Warum?“

„Weil wir die Zeit haben verstreichen lassen; er

war mit dem Hof entzweit, und man hätte diese Zwistigkeit benützen müssen; seitdem ist er in England gewesen, seitdem hat er mächtig zur Restauration beigetragen, seitdem hat er ein Vermögen gewonnen, seitdem endlich ist er wieder in den Dienst des Königs getreten. Wenn er aber wieder in den Dienst des Königs getreten ist, so ist dies der Fall, weil man ihm diesen Dienst gut bezahlt hat."

„Wir werden ihn noch besser bezahlen."

„Oh! Monseigneur, erlaubt, d'Artagnan hat ein Wort, und hat er dieses Wort einmal verpfändet, so bleibt es, wo es ist . . ."

„Was schließt Ihr hieraus?" fragte Fouquet unruhig.

„Daß es für den Augenblick die Hauptaufgabe ist, einen furchtbaren Schlag zu pariren."

„Und wie parirt Ihr ihn?"

„Wartet . . . d'Artagnan wird dem König Rechenschaft über seine Sendung ablegen."

„Oh! wir haben Zeit, hieran zu denken."

„Wie so?"

„Ich nehme an, Ihr habt einen bedeutenden Vorsprung vor ihm."

„Zehn Stunden ungefähr."

„Nun, in zehn Stunden . . ."

Aramis schüttelte seinen bleichen Kopf und erwiederte:

„Seht jene Wolken, die am Himmel hinlaufen, seht die Schwalben, welche die Luft durchschneiden: d'Artagnan geht schneller als die Wolke und der Vogel: d'Artagnan ist der Wind, der sie fortreißt."

„Oh! oh!"

„Ich sage Euch, dieser Mann ist etwas Uebermenschliches; er ist von meinem Alter, und ich kenne ihn seit fünfunddreißig Jahren."

„Nun?"

„Hört meine Berechnung, Monseigneur; ich habe

Herrn du Vallon um zwei Uhr in der Nacht an Euch abgeschickt; Herr du Vallon hatte acht Stunden vor mir voraus. Wann ist Herr du Vallon angekommen?"

„Ungefähr vor vier Stunden."

„Ihr seht, ich habe den Weg um vier Stunden schneller zurückgelegt als er, Porthos aber ist ein tüchtiger Reiter und er hat auf der Straße acht Pferde getödtet, deren Leichname ich gefunden. Ich bin fünfzig Meilen mit der Post geritten, doch ich habe die Gicht, Griesbeschwerden, was weiß ich! so daß mich die Strapaze tödtet. Ich mußte in Tours absteigen; seitdem in einer Carrosse rollend, halb todt, halb umgeworfen, häufig auf den Seiten geschleppt, zuweilen auch auf dem Rücken des Wagens, bin ich hier angekommen in vier Stunden weniger als Porthos; doch seht Ihr, d'Artagnan wiegt nicht dreihundert Pfund wie Porthos, d'Artagnan hat nicht die Gicht und die Gries wie ich; er ist kein Reiter, sondern ein Centaur; d'Artagnan, seht Ihr, der nach Belle-Isle abgereist ist, als ich nach Paris abreiste, d'Artagnan wird trotz der zehn Stunden Vorsprung, die ich vor ihm habe, zwei Stunden nach mir ankommen."

„Aber die Unfälle?"

„Es gibt keine Unfälle für ihn."

„Wenn es an Pferden fehlt?

„Er wird schneller laufen als die Pferde."

„Guter Gott, welch ein Mann!"

„Ja, es ist ein Mann, den ich liebe und bewundere; ich liebe ihn, weil er gut, groß, redlich ist; ich bewundere ihn, weil er für mich den Culminationspunkt der menschlichen Macht darstellt; doch während ich ihn liebe, während ich ihn bewundere, fürchte ich ihn und bin gegen ihn auf der Hut. Ich fasse mich kurz: in zwei Stunden wird d'Artagnan hier sein; kommt ihm zuvor, lauft in den Louvre, seht den König, ehe er d'Artagnan sieht."

„Was soll ich dem König sagen?"

„Nichts; gebt ihm Belle-Isle.“

„Oh! Herr d'Herblay, Herr d'Herblay!“ rief Fouquet, „wie viele Pläne würden dadurch auf einmal scheitern!“

„Nach einem gescheiterten Plan gibt es immer einen andern, den man zum guten Ziel führen kann; verzweifeln wir nicht, und geht, geht, Herr.“

„Aber die so sorgfältig ausgelesene Garnison, der König wird sie wechseln lassen?“

„Diese Garnison, Monseigneur, gehörte dem König, als sie nach Belle-Isle kam; so wird es mit allen Garnisonen nach einer vierzehntägigen Besetzung sein. Laßt das bewenden, Herr. Seht Ihr etwas Ungeeignetes darin, daß Ihr nach Verlauf eines Jahres ein Heer haben sollt, statt eines oder zweier Regimenter? Seht Ihr nicht ein, daß Eure Garnison von heute Euch Anhänger in la Rochelle, in Nantes, in Bordeaux, in Toulouse, überall, wohin man sie schicken mag, machen wird? Geht zum König, geht, die Zeit verstreicht, und während wir unsere Zeit verlieren, fliegt d'Artagnan wie ein Pfeil auf der Landstraße.“

„Herr d'Herblay, Ihr wißt, daß jedes Wort von Euch ein Keim ist, der in meinem Innern zur Frucht wird. Ich gehe in den Louvre.“

„Auf der Stelle, nicht wahr?“

„Ich verlange nur so viel Zeit, als ich brauche, um die Kleider zu wechseln.“

„Erinnert Euch, daß d'Artagnan nicht nöthig hat, durch Saint-Mandé zu reiten, sondern daß er sich geraden Wegs in den Louvre begeben wird: das schneidet eine Stunde von dem Vorsprung ab, der uns bleibt.“

„D'Artagnan kann Alles haben, nur nicht meine englischen Pferde; in fünfundzwanzig Minuten bin ich im Louvre.“

Und ohne eine Secunde zu verlieren, gab Fouquet Befehl zur Abfahrt. Aramis hatte nur noch Zeit, ihm zu sagen:

„Kommt eben so schnell zurück, als Ihr hinein gefahren sein werdet, denn ich erwarte Euch voll Ungeduld.“

Fünf Minuten nachher flog der Oberintendant nach Paris.

Während dieser Zeit ließ sich Aramis das Zimmer bezeichnen, wo Porthos schlief.

Vor der Thüre des Cabinets von Fouquet wurde er von Pellisson in die Arme geschlossen, der seine Ankunft erfahren hatte und die Bureaux verließ, um ihn zu sehen.

Aramis nahm mit jener freundschaftlichen Würde, die er sich so gut zu geben wußte, diese eben so ehrerbietigen als eifrigen Liebkosungen auf; doch plötzlich blieb er auf dem Ruheplatz stehen und fragte:

„Was höre ich da oben?“

Man hörte in der That ein dumpfes Knurren, dem eines hungerigen Tigers oder eines ungeduldigen Löwen ähnlich.

„Oh! das ist nichts,“ erwiederte Pellisson lachend.

„Aber . . .“

„Es ist Herr du Vallon, der schnarcht.“

„In der That,“ sagte Aramis, „nur er ist im Stande, einen solchen Lärmen zu machen. Ihr erlaubt, Pellisson, daß ich mich erkundige, ob ihm nichts fehlt?“

„Und Ihr werdet mir erlauben, daß ich Euch begleite.“

„Gewiß!“

Beide traten in das Zimmer.

Porthos lag auf einem Bett ausgestreckt, das Gesicht mehr violett, als roth, die Augen angeschwollen, den Mund aufgesperrt. Das Gebrülle, das aus den tiefen Höhlen seiner Brust hervorkam, machte die Fensterscheiben zittern.

Seinen gespannten, mächtig in seinem Gesicht vorspringenden Muskeln, seinen vom Schweiß klebenden

Haaren, den Wogungen seines Kinns konnte man eine gewisse Bewunderung nicht versagen; die bis auf diesen Grad gesteigerte Stärke ist beinahe Gottheit.

Die herculischen Beine und Füße von Porthos hatten anschwellend seine ledernen Stiefel krachen gemacht; die ganze Kraft seines ungeheuren Körpers hatte sich in eine steinerne Strenge und Härte verwandelt.

Auf den Befehl von Pelisson war ein Kammerdiener bemüht, seine Stiefel aufzuschneiden, denn keine Macht der Erde wäre im Stande gewesen, sie ihm zu entreißen.

Wie Ankerhaspel anziehend, hatten es vier Lackeien vergebens versucht.

Es war ihnen nicht einmal gelungen, Porthos aufzuwecken.

Man nahm ihm seine Stiefel in Streifen ab, und seine Beine fielen wieder auf das Bett; man schnitt ihm seine übrigen Kleider vom Leib, man trug ihn in ein Bad, man ließ ihn eine Stunde darin; dann hüllte man ihn wieder in weiße Leinwand und legte ihn in ein gewärmtes Bett, Alles unter Anstrengungen, welche einen Todten gestört und belästigt hätten, die aber Porthos nicht einmal ein Auge öffnen machten und nicht eine Secunde die furchtbare Orgel seines Schnarchens unterbrachen.

Aramis, eine trockene, nervige Natur, wollte, mit einem ausgezeichneten Muth bewaffnet, der Strapaze trotzen und mit Gourville und Pelisson arbeiten, aber er fiel von dem Stuhl, auf dem er hartnäckig geblieben war, in Ohnmacht.

Man hob ihn auf, um ihn in ein anstoßendes Zimmer zu tragen, wo ihm die Ruhe des Bettes ungesäumt die Ruhe des Kopfes verlieh.

VI.

Worin Herr Fouquet handelt.

Fouquet eilte indeſſen im geſtreckten Galopp ſeines engliſchen Geſpanns nach dem Louvre.

Der König arbeitete mit Colbert.

Plötzlich blieb der König nachdenkend. Die zwei Todesurtheile, die er bei ſeiner Thronbeſteigung unterzeichnet hatte, kamen ihm zuweilen ins Gedächtniß.

Das waren zwei Trauerflecken, die er mit offenen Augen ſah; es waren zwei Blutflecken, die er mit geſchloſſenen Augen ſah.

„Mein Herr,“ ſagte er lebhaft zum Intendanten, „es kommt mir zuweilen vor, als ob die zwei Männer, die Ihr habt verurtheilen laſſen, keine ſehr große Verbrecher geweſen wären.“

„Sire, ſie wurden aus der Herde der Steuerpächter ausgewählt, welche decimirt werden mußte.“

„Durch wen ausgewählt?“

„Durch die Nothwendigkeit, Sire,“ antwortete Colbert mit kaltem Ton.

„Die Nothwendigkeit! ein großes Wort!“ murmelte der junge König.

„Eine große Göttin, Sire.“

„Es waren ſehr ergebene Freunde des Oberintendanten, nicht wahr?“

„Ja, Sire, Freunde, die ihr Leben für Herrn Fouquet gegeben hätten.“

„Sie haben es gegeben, mein Herr,“ ſprach der König.

„Es iſt wahr, doch zum Glück vergebens, was nicht ihre Abſicht war.“

„Wie viel hatten dieſe Menſchen Geld vergeudet?“

„Zehn Millionen vielleicht, von denen ihnen ſechs confiscirt worden ſind.“

„Und das Geld iſt in meinen Kaſſen?“ fragte der König mit einem gewiſſen Gefühl des Widerwillens.

„Es iſt darin, Sire; aber dieſe Confiscation, obgleich ſie Herrn Fouquet bedrohte, hat ihn doch nicht getroffen.“

„Was ſchließt Ihr hieraus, Herr Colbert?“

„Daß Herr Fouquet, wenn er gegen Eure Majeſtät eine Truppe von Meuterern angeworben hat, um ſeine Freunde der Hinrichtung zu entreißen, ein ganzes Heer auf die Beine bringen wird, wenn es ſich darum handel, ihn ſelbſt der Strafe zu entziehen.“

Der König ſchoß auf ſeinen Vertrauten einen von den Blicken, die dem düſteren Feuer eines Gewitterſturms gleichen, einen von den Blicken, welche die Finſterniß der tiefſten Gewiſſen beleuchten.

„Mein Herr,“ ſagte er, „ich wundere mich, daß Ihr, wenn Ihr dergleichen über Herrn Fouquet denkt, mir nicht einen Bericht macht.“

„Was für einen Bericht, Sire?“

„Sagt mir vor Allem klar und beſtimmt, was Ihr denkt, Herr Colbert.“

„Worüber?“

„Ueber das Verfahren von Herrn Fouquet.“

„Ich denke, Sire, daß Herr Fouquet, nicht zufrieden, Geld an ſich zu ziehen, wie es Herr von Mazarin machte, und hiedurch Eure Majeſtät eines Theils ihrer Macht zu berauben, auch alle Freunde des lockeren Lebens und der Vergnügungen, die Freunde von dem, was die Müßiggänger die Poeſie und die Politiker die Corruption nennen, an ſich ziehen will; ich denke, daß er, die Unterthanen Eurer Majeſtät beſoldend, das königliche Prärogativ ſich anmaßt und in kurzer Friſt, wenn das ſo fortgeht, Eure Majeſtät unter die Schwachen und Dunkeln verweiſen wird.“

„Wie betitelt man alle dieſe Anſchläge, Herr Colbert?“

„Die Anſchläge von Herrn Fouquet?

„Ja.“

„Man nennt ſie Verbrechen beleidigter Majeſtät.“

„Und was thut man den Leuten, die ſich eines ſolchen Verbrechens ſchuldig machen?“

„Man verhaftet ſie, man fällt ein Urtheil über ſie, man beſtraft ſie.“

„Seid Ihr ſicher, daß Herr Fouquet den Gedanken des Verbrechens gefaßt hat, deſſen Ihr ihn beſchuldigt?“

„Ich behaupte mehr, Sire, es hat bei ihm der Anfang der Vollbringung ſtattgefunden.“

„Wohl, ich komme auf das zurück, was ich ſagte, Colbert.“

„Und was ſagtet Ihr, Sire?“

„Gebt mir einen Rath.“

„Verzeiht Sire, aber ich habe zuvor noch etwas beizufügen.“

„Sprecht.“

„Einen unverwerflichen, greifbaren, materiellen Beweis des Verraths.“

„Welchen?“

„Ich habe erfahren, daß Herr Fouquet Belle-Isle befeſtigen läßt.“

„Ah! wahrhaftig?“

„Ja, Sire.“

„Seid Ihr deſſen ſicher?“

„Vollkommen; wißt Ihr, Sire, daß in Belle-Isle Soldaten ſind?“

„Meiner Treue, nein; und Ihr?“

„Ich weiß es nicht genau; ich wollte daher Eurer Majeſtät den Vorſchlag machen, Jemand dahin zu ſchicken.“

„Wen?“

„Mich, zum Beiſpiel.“

„Was würdet Ihr in Belle-Isle thun?"

„Mich erkundigen, ob es wahr ist, daß Herr Fouquet, wie die alten Lehensherren, seine Mauern mit Zinnen und Schießscharten versehen läßt."

„Und in welcher Absicht sollte er dies thun?"

„In der Absicht, sich eines Tags gegen seinen König zu vertheidigen."

„Aber wenn dem so ist, Herr Colbert, so muß man es sogleich machen, wie Ihr sagtet: man muß Herrn Fouquet verhaften."

„Unmöglich."

„Ich glaubte Euch schon bemerkt zu haben, mein Herr, daß ich dieses Wort in meinem Dienst ausmerze."

„Der Dienst Eurer Majestät kann Herrn Fouquet nicht verhindern, Oberintendant zu sein."

„Nun?"

„Und daß er folglich durch dieses Amt nicht das ganze Parlament für sich hat, wie er die ganze Armee durch seine Freigebigkeit, die ganze Literatur durch seine Zuvorkommenheiten, den ganzen Adel durch seine Geschenke an sich fesselt."

„Das heißt also, daß ich nichts gegen Herrn Fouquet vermag?"

„Durchaus nichts, wenigstens zu dieser Stunde."

„Ihr seid ein unfruchtbarer Rath, Herr Colbert."

„Oh! nein, Sire, denn ich werde mich nicht darauf beschränken, daß ich Eurer Majestät die Gefahr zeige."

„Sprecht also! Wo kann man den Koloß untergraben?" sagte der König, mit einer gewissen Bitterkeit lachend.

„Er ist durch das Geld groß geworden: tödtet ihn durch das Geld, Sire."

„Wenn ich ihm sein Amt entzöge?"

„Ein schlechtes Mittel."

„Ein gutes also, ein gutes."

„Richtet ihn zu Grunde, sage ich Euch, Sire."

„Wie dies?"

„Es wird Euch nicht an Gelegenheiten fehlen, benützt alle Gelegenheiten.“

„Bezeichnet sie mir.“

„Eine vor Allem. Seine königliche Hoheit Monsieur ist im Begriff, sich zu verheirathen; die Hochzeit muß prachtvoll werden. Das ist eine schöne Gelegenheit für Eure Majestät, um eine Million von Herrn Fouquet zu verlangen; Herr Fouquet, der zwanzigtausend Livres auf ein Mal bezahlt, während er nur fünf schuldig ist, wird leicht diese Million finden, wenn sie Eure Majestät fordert.“

„Es ist gut, ich werde das thun,“ sagte Ludwig XIV.

„Wenn Eure Majestät die Anweisung unterzeichnen will, so werde ich selbst das Geld abholen,“ sprach Colbert.

Und er legte ein Papier vor den König und reichte ihm eine Feder.

In diesem Augenblick öffnete der Huissier leicht die Thüre und meldete den Oberintendanten.

Ludwig erbleichte.

Colbert ließ die Feder fallen und trat vom König zurück, über dem er seine schwarzen Flügel des bösen Engels ausbreitete.

Der Oberintendant trat ein wie ein Mann von Hof, dem ein einziger Blick genügt, um die Lage der Dinge zu schätzen.

Diese Lage war nicht beruhigend für Fouquet, wie auch das Bewußtsein seiner Stärke sein mochte. Das kleine schwarze, durch den Neid erweiterte Auge von Colbert und das durchsichtige, vom Zorn entflammte Auge von Ludwig XIV. bezeichneten eine dringende Gefahr.

Die Höflinge sind, was das bedrohliche Brausen des Hofes betrifft, wie die alten Soldaten, welche durch das Rauschen des Windes und des Blätterwerks das entfernte Schallen der Tritte einer feindlichen Truppe

unterscheiden; sie können, nachdem sie gehorcht haben, ungefähr sagen, wie viel Leute marschiren, wie viel Gewehre klirren, wie viel Kanonen rollen.

Fouquet brauchte also nur das Stillschweigen zu befragen, das bei seiner Erscheinung eingetreten war: er fand es beladen mit bedrohlichen Offenbarungen.

Der König ließ ihm alle Zeit, bis in die Mitte des Zimmers zu schreiten. Die jugendliche Schüchternheit gebot ihm diese augenblickliche Zurückhaltung.

Fouquet ergriff kühn die Gelegenheit.

„Sire," sprach er, „es drängt mich, Eure Majestät zu sehen."

„Und warum?" fragte Ludwig.

„Um ihr eine gute Kunde zu melden."

Abgesehen von der Größe der Person, abgesehen von der Erhabenheit des Herzens, glich Colbert in vielen Punkten Fouquet. Derselbe Scharfsinn, dieselbe Menschenkenntniß. Dabei die große Kraft des Zusammenziehens, welche den Heuchlern, die Zeit zu überlegen und sich zu sammeln, um Federkraft zu gewinnen, verleiht.

Er errieth, daß Fouquet dem Schlag entgegen kam, den er ihm versetzen wollte. Seine Augen glänzten.

„Welche Kunde?" fragte der König.

Fouquet legte eine Papierrolle auf den Tisch und sprach:

„Eure Majestät wolle gnädigst ihre Blicke auf diese Arbeit werfen."

Der König öffnete langsam die Rolle und sagte:

„Pläne?"

„Ja, Sire."

„Und was für Pläne sind dies?"

„Eine neue Festung, Sire."

„Ah! ah!" rief der König, „Ihr beschäftigt Euch mit Taktik und Strategie, Herr Fouquet?"

„Ich beschäftige mich mit Allem, was der Regierung Eurer Majestät ersprießlich sein kann," erwiederte Fouquet.

„Schöne Bilder!“ sagte der König, die Zeichnung anschauend.

„Eure Majestät begreift ohne Zweifel,“ sprach Fouquet, sich auf das Papier bückend; „hier ist die Ringmauer, hier sind die Forts, hier sind die Außenwerke.“

„Und was sehe ich hier, mein Herr?“

„Das Meer.“

„Das Meer rings umher?“

„Ja, Sire.“

„Und was für ein Platz ist es, dessen Plan Ihr mir zeigt?“

„Sire, es ist Belle-Isle-en-Mer,“ antwortete Fouquet ganz einfach.

Bei diesem Wort, bei diesem Namen machte Colbert eine so bezeichnende Bewegung, daß der König sich umwandte, um ihm Zurückhaltung zu gebieten.

Fouquet schien sich nicht im Geringsten um die Bewegung von Colbert und um das Zeichen des Königs zu bekümmern.

„Mein Herr,“ fuhr Ludwig fort, „Ihr habt Belle-Isle befestigen lassen?“

„Ja, Sire, und ich bringe Eurer Majestät die Bauanschläge und die Rechnungen,“ erwiederte Fouquet; „ich habe sechzehnmal hunderttausend Livres für diese Operation ausgegeben.

„Warum dies?“ fragte kalt der König, der einen Anstoß in einem gehässigen Blick des Intendanten geschöpft hatte.

„In einer leicht begreiflichen Absicht,“ antwortete Fouquet, „Euer Majestät stand sehr kalt mit Großbritannien.“

„Ja, aber seit der Wiedereinsetzung von Karl II. habe ich ein Bündniß mit England geschlossen.“

„Vor einem Monat hat dies Eure Majestät gesagt; aber die Befestigung von Belle-Isle hat schon vor sechs Monaten begonnen.“

„Dann ist sie unnütz geworden."

„Sire, Festungen sind nie unnütz. Ich hatte Belle-Isle gegen die Herren Monk und Lambert, und alle die Bürgersleute von London, welche die Soldaten spielten, befestigt. Belle-Isle wird sich vollkommen befestigt gegen die Holländer finden, denen entweder England oder Eure Majestät unfehlbar den Krieg erklärt."

Der König schwieg abermals und schielte nach Colbert.

„Belle-Isle gehört, glaube ich, Euch, Herr Fouquet?" fragte Ludwig nach einiger Zeit.

„Nein, Sire."

„Wem denn?"

„Eurer Majestät."

Colbert wurde von einem Schrecken ergriffen, als ob sich ein Abgrund unter seinen Füßen geöffnet hätte.

Ludwig bebte vor Bewunderung, sei es für das Genie, sei es für die Ergebenheit von Fouquet.

„Erklärt Euch, mein Herr," sagte er.

„Nichts kann leichter sein, Sire. Belle-Isle ist ein Besitzthum von mir. Ich habe es mit meinem Geld befestigt. Doch da sich nichts in der Welt dem widersetzen kann, daß ein Unterthan seinem König ein demüthiges Geschenk macht, so biete ich Eurer Majestät das Eigenthum des Gutes an, dessen Nutznießung sie mir überlassen wird. Belle-Isle, einen Kriegsplatz, muß der König inne haben: Seine Majestät kann fortan eine sichere Garnison dort halten."

Colbert sank beinahe ganz auf den schlüpferigen Boden. Um nicht zu fallen, mußte er sich an den Säulen des Täfelwerks halten.

„Mein Herr," sprach Ludwig XIV., „Ihr habt hier große Gewandtheit eines Kriegsmanns an den Tag gelegt.

„Sire, die Initiative ist nicht von mir gekommen," erwiederte Fouquet, „viele Officiere haben mich für die

Sache begeistert. Auch die Pläne sind von einem der ausgezeichneten Ingenieurs gemacht worden."

„Sein Name?"

„Herr du Vallon."

„Herr du Vallon?" versetzte Ludwig; „ich kenne ihn nicht. Es ist ärgerlich," fügte der König bei, „daß ich den Namen der Männer von Talent nicht kenne, die mein Reich ehren."

Während Ludwig diese Worte sprach, wandte er sich gegen Colbert um.

Dieser fühlte sich niedergeschmettert, der Schweiß lief ihm von der Stirne, kein Wort bot sich seinen Lippen, und er erduldete eine unaussprechliche Folter.

„Ihr werdet diesen Namen behalten," sagte der König.

Colbert verbeugte sich bleicher als seine Manchetten von flandrischen Spitzen.

Fouquet fuhr fort:

„Die Mauerarbeiten sind von römischem Mastix; Architekten haben mir ihn nach Ueberlieferungen aus dem Alterthum zusammengesetzt."

„Und die Kanonen?" fragte Ludwig.

„Oh! Sire, das ist die Sache Eurer Majestät, es geziemt sich nicht für mich, Kanonen bei mir aufzustellen, ohne daß Eure Majestät mir gesagt hat, sie sei bei mir auf ihrem Eigenthum."

Ludwig fing an unentschieden zu schwanken zwischen dem Haß, den ihm dieser mächtige Mann, und dem Mitleid, das ihm der andere niedergeschlagene Mann einflößten, der ihm wie der Nachdruck des ersten vorkam.

Aber das Bewußtsein seiner Pflicht als König trug den Sieg über die Gefühle des Menschen davon.

Er streckte seinen Finger auf das Papier aus und sagte:

„Die Ausführung dieser Pläne muß Euch viel Geld gekostet haben?"

„Ich glaubte die Ehre gehabt zu haben, Eurer Majestät die Summe zu nennen."

„Wiederholt sie, ich habe es vergessen."

„Sechzehnmal hunderttausend Livres."

„Sechzehnmal hunderttausend Livres! Ihr seid ungeheuer reich, Herr Fouquet."

„Eure Majestät ist reich," entgegnete der Oberintendant, „denn Belle-Isle gehört ihr."

„Ja, ich danke; doch so reich ich auch sein mag, Herr Fouquet . . ."

Der König hielt inne.

„Nun! Sire?" fragte der Oberintendant.

„Ich sehe den Augenblick vorher, wo es mir an Geld fehlen wird . . ."

„Euch, Sire?"

„Ja, mir."

„Und in welchem Augenblick?"

„Morgen, zum Beispiel."

„Eure Majestät erweise mir die Ehre, sich zu erklären."

„Mein Bruder heirathet die Schwester des Königs von England."

„Nun! Sire?"

„Ich muß der jungen Prinzessin eine der Enkelin von Heinrich IV. würdige Aufnahme bereiten."

„Das ist nur zu billig, Sire."

„Ich brauche also Geld."

„Allerdings."

„Und ich sollte . . ."

Ludwig XIV. zögerte. Die Summe, die er zu verlangen hatte, war gerade die, welche er Karl II. zu verweigern genöthigt gewesen.

Er wandte sich gegen Colbert um, damit dieser den Schlag wagte.

„Ich sollte morgen . . ." wiederholte er.

„Eine Million haben," vervollständigte dieser mit

brutalem Ton, entzückt, seine Genugthuung nehmen zu können.

Fouquet wandte dem Intendanten den Rücken zu, um auf den König zu hören. Er drehte sich nicht einmal um und wartete, bis der König wiederholte oder vielmehr flüsterte:

„Eine Million."

„Oh! Sire," erwiederte Fouquet mit Verachtung, „was will Eure Majestät mit einer Million machen?"

„Mir scheint aber . . . ." stammelte Ludwig XIV.

„So viel gibt man bei der Hochzeit des kleinsten deutschen Prinzen aus."

„Mein Herr . . ."

„Eure Majestät braucht wenigstens zwei Millionen. Die Pferde allein werden fünfmal hunderttausend Livres wegnehmen. Ich werde die Ehre haben, Eurer Majestät diesen Abend sechzehnmal hunderttausend Livres zu schicken.

„Wie!" rief der König, sechzehnmal hunderttausend Livres!"

„Wartet, Sire," erwiederte Fouquet, ohne sich nur gegen den Intendanten umzudrehen, „ich weiß, daß viermal hundertausend Livres fehlen. Doch dieser Herr von der Intendanz (und er deutete mit dem Daumen über die Schulter auf Colbert, der hinter ihm erbleichte) doch dieser Herr von der Intendanz . . . hat in seiner Kasse neunmal hunderttausend Livres, die mir gehören."

Der König schaute Colbert an.

„Aber . . ." sagte dieser.

„Dieser Herr," fuhr Fouquet immer mittelbar mit Colbert sprechend fort, „dieser Herr hat vor acht Tagen sechzehnmal hundert tausend Livres empfangen; er hat hundert tausend Livres an die Garden bezahlt, fünf und siebenzig tausend an die Hospitäler, fünf und zwanzig tausend an die Schweizer, hundert und dreißig tausend für Lebensmittel, tausend für Waffen, zehn

tausend kleine Ausgaben . . . ich täusche mich also nicht, wenn ich rechne, daß neunmal hunderttausend übrig bleiben."

Dann sich gegen Colbert umwendend, wie es ein hochmüthiger Vorgesetzter gegen seinen Untergebenen thut, sagte er:

„Seid besorgt, mein Herr, daß diese neunmal hunderttausend Livres heute Abend Seiner Majestät in Gold übergeben werden."

„Aber das wird zwei Millionen fünfmal hunderttausend Livres machen?" entgegnete der König.

„Sire, die fünfmal hunderttausend Livres Ueberschuß sind das Taschengeld für Seine Königliche Hoheit.

„Ihr hört, Herr Colbert, heute Abend vor acht Uhr," wiederholte Fouquet.

Nach diesen Worten verbeugte sich der Oberintendant ehrfurchtsvoll vor dem König und ging rückwärts hinaus, ohne mit einem einzigen Blick den Neidischen zu beehren, dem er den Kopf halb geschoren hatte.

Colbert zerriß vor Wuth seine flandrischen Spitzen und biß sich die Lippen blutig.

Fouquet war noch nicht vor der Thüre des Cabinets, als ein Huissier, an ihm vorbeigehend, rief:

„Ein Courier aus der Bretagne für Seine Majestät."

„Herr d'Herblay hatte Recht," murmelte Fouquet, die Uhr ziehend: „eine Stunde und fünf und fünfzig Minuten, es war Zeit!"

VII.

Worin d'Artagnan endlich seines Kapitänspatents habhaft wird.

Der Leser weiß zum Voraus, wen der Huissier meldete, als er den Boten aus der Bretagne meldete.

Dieser Bote ließ sich leicht erkennen.

Es war d'Artagnan, das Kleid voll Staub, das Gesicht in Flammen, die Haare von Schweiß triefend, die Beine steif; nur mit Mühe hob er die Füße bis zur Höhe jeder Stufe, auf der seine blutigen Sporen klirrten.

Er erblickte auf der Schwelle, in dem Augenblick, wo er sie überschritt, den Oberintendanten.

Fouquet begrüßte mit einem Lächeln denjenigen, welcher ihm eine Stunde füher den Untergang oder den Tod gebracht hätte.

D'Artagnan fand in seiner Seelengüte und in seiner unerschöpflichen körperlichen Stärke Geistesgegenwart genug, um sich des guten Empfangs dieses Mannes zu erinnern.

Er fühlte auf seinen Lippen das Wort, das er so oft dem Herzog von Guise wiederholt hatte, das Wort:

„Flieht!"

Doch dieses Wort aussprechen wäre ein Verrath an einer Sache gewesen; dieses Wort im Cabinet des Königs und in Gegenwart eines Huissier aussprechen hätte sich freiwillig, ohne Jemand zu retten, in's Verderben stürzen geheißen.

D'Artagnan beschränkte sich also darauf, daß er

Fouquet grüßte, ohne mit ihm zu sprechen, und eintrat.

In diesem Augenblick schwebte der König zwischen dem Erstaunen, in das ihn die letzten Worte von Fouquet versetzt hatten, und dem Vergnügen, das ihm die Rückkehr von d'Artagnan bereitete.

Ohne ein Höfling zu sein, hatte d'Artagnan einen eben so raschen und sicheren Blick, als ob er einer gewesen wäre.

Er las bei seinem Eintritt die verzehrende Demüthigung, welche auf der Stirne von Colbert ausgedrückt war.

Er konnte sogar die Worte hören, die der König zu ihm sprach:

„Ah! Herr Colbert, Ihr hattet also neunmal hunderttausend Livres für die Oberintendanz?"

Halb erstickt, verbeugte sich Colbert, ohne zu antworten.

Diese ganze Scene drang also in den Geist von d'Artagnan durch die Augen und die Ohren zugleich ein.

Das erste Wort von Ludwig XIV. an seinen Musketier, als hätte er einen Gegensatz gegen das, was er sagte, machen wollen, war ein freundliches „Guten Morgen."

Sein zweites eine Entlassung für Colbert.

Der Letztere verließ das Cabinet des Königs leichenbleich und wankend, während d'Artagnan die Haken seines Schnurrbarts in die Höhe wirbelte.

„Gern sehe ich in dieser Unordnung einen meiner Diener," sprach der König, der den martialischen Schmutz an den Kleidern seines Abgesandten bewunderte.

„In der That, Sire," erwiederte d'Artagnan, „ich hielt meine Gegenwart für so dringend im Louvre, daß ich es wagte, so vor Eurer Majestät zu erscheinen."

„Ihr bringt mir also wichtige Neuigkeiten, mein Herr?“ fragte der König lächelnd.

„Sire, hört, wie die Sache sich verhält mit zwei Worten: Belle-Isle ist befestigt, bewunderungswürdig befestigt; Belle-Isle hat eine doppelte Ringmauer, eine Citadelle, ein vorgerücktes Fort; sein Hafen enthält drei Freibeuterschiffe und seine Küstenbatterien erwarten nur noch die Kanonen.“

„Ich weiß dies Alles, mein Herr,“ erwiederte der König.

„Ah! Eure Majestät weiß dies Alles!“ versetzte der Musketier erstaunt.

„Ich habe den Plan der Festungswerke von Belle-Isle.“

„Eure Majestät hat den Plan?“

„Hier ist er.“

„In der That, Sire, so ist es, und ich habe dort den ähnlichen gesehen,“ sprach d'Artagnan.

Die Stirne von d'Artagnan verdüsterte sich, und er fuhr mit einem vorwurfsvollen Ton fort:

„Ah! ich begreife, Euere Majestät hat mir allein nicht getraut, und sie hat noch Jemand abgeschickt.“

„Was ist daran gelegen, auf welche Art ich erfahren habe, was ich weiß, wenn ich es nur weiß.“

„Es mag sein, Sire,“ erwiederte der Musketier, ohne daß er nur seine Unzufriedenheit zu verbergen suchte; „doch ich erlaube mir, Eurer Majestät zu bemerken, daß es nicht der Mühe werth war, mich so jagen zu lassen, mich zwanzigmal der Gefahr auszusetzen, meine Knochen zu brechen, um mich bei meiner Ankunft hier mit einer solchen Nachricht zu empfangen. Sire, wenn man den Leuten mißtraut, oder wenn man sie für ungenügend hält, so verwendet man sie nicht.“

Und mit einer ganz militärischen Bewegung stampfte d'Artagnan mit dem Fuß und machte einen blutigen Staub auf den Boden fallen.

Der König schaute ihn an und ergötzte sich in seinem Innern an seinem ersten Triumph.

„Mein Herr," sagte er nach einem Augenblick, „Belle-Isle ist mir nicht nur bekannt, sondern es gehört sogar mir."

„Es ist gut, es ist gut, Sire, ich frage nicht mehr," erwiederte d'Artagnan. „Meinen Abschied."

„Wie! Euren Abschied?"

„Allerdings. Ich bin zu stolz, um das Brod des Königs zu essen, ohne es zu verdienen, oder vielmehr, um es schlecht zu verdienen. Meinen Abschied, Sire."

„Hoho!"

„Meinen Abschied, oder ich nehme ihn."

„Ihr ärgert Euch, mein Herr?"

„Ich habe wohl Ursache, Mordioux! Ich bleibe zweiunddreißig Stunden im Sattel, ich renne Tag und Nacht, ich verrichte Wunder der Geschwindigkeit, ich komme steif wie ein Gehenkter an, und ein Anderer ist vor mir angekommen! Oh! ich bin ein Tropf: meinen Abschied, Sire!"

„Herr d'Artagnan," sagte Ludwig XIV., indem er seine weiße Hand auf den bestaubten Arm des Musketiers legte, „was ich Euch so eben gesagt habe, wird in keiner Hinsicht dem, was ich Euch versprochen, Eintrag thun. Ein Mann, ein Wort."

Und der junge König ging gerade auf seinen Tisch zu, zog eine Schublade, nahm ein viereckig zusammengelegtes Papier heraus und sprach:

„Hier ist Euer Patent als Kapitän der Musketiere, Ihr habt es verdient, Herr d'Artagnan."

D'Artagnan öffnete rasch das Papier und schaute es wiederholt an, denn er konnte seinen Augen nicht trauen.

„Und dieses Patent," fügte der König bei, „es wird Euch nicht nur verliehen für Eure Reise nach Belle-Isle, sondern auch für Eure tapfere Dazwischen-

kunft auf der Grève. Dort habt Ihr mir in der That ſehr muthig gedient."

„Ah! ah!" ſagte d'Artagnan, ohne daß er im Stande war, es durch ſeine Selbſtbeherrſchung zu verhindern, daß ihm eine gewiſſe Röthe gegen die Augen ſtieg; „Ihr wißt das auch, Sire?"

Ja, ich weiß es."

Der König hatte einen durchdringenden Blick und ein unfehlbares Urtheil, wenn es ſich darum handelte, in einem Gewiſſen zu leſen.

„Mein Herr," ſprach er zu dem Musketier, „Ihr habt etwas zu ſagen, was Ihr nicht ſagt. Auf, ſeid offenherzig, ich habe Euch einmal für allemal bemerkt, Ihr könnet Euch ganz offenherzig gegen mich benehmen."

„Nun, Sire, ſo geſtehe ich, daß ich lieber zum Kapitän der Musketiere ernannt worden wäre, weil ich an der Spitze meiner Compagnie angegriffen, eine Batterie zum Schweigen gebracht, oder eine Stadt genommen, als weil ich zwei Unglückliche habe henken laſſen."

„Iſt das wirklich wahr, was Ihr mir da ſagt?"

„Warum ſollte mich Eure Majeſtät im Verdacht der Verſtellung haben?"

„Weil Ihr, wenn ich Euch kenne, nicht bereuen könnt, daß Ihr den Degen für mich gezogen habt."

„Hierin täuſcht Ihr Euch, Sire, und zwar bedeutend; ja, ich bereue es, den Degen gezogen zu haben, wegen der Reſultate, welche dieſe Handlung herbeigeführt hat; die armen Leute, die den Tod fanden, Sire, waren weder Eure Feinde, noch die meinigen, und ſie vertheidigten ſich nicht."

Der König ſchwieg einen Augenblick.

„Und Euer Gefährte, Herr d'Artagnan, theilt er Eure Reue?"

„Mein Gefährte?"

„Ja. Mir ſcheint, Ihr waret nicht allein?"

„Allein? Wo dies?"

„Auf der Grève.“

„Nein, Sire, nein,“ sprach d'Artagnan erröthend bei dem Verdacht, der König könnte denken, er, d'Artagnan, habe sich allein den Ruhm zueignen wollen, der Raoul gebührte; „nein, Mordioux! und wie Eure Majestät sagt, ich hatte einen Gefährten, und zwar einen guten Gefährten.“

„Einen jungen Mann?“

„Ja, Sire, einen jungen Mann. Doch ich mache Eurer Majestät mein Compliment, sie ist eben so gut auswärts, als im Innern unterrichtet. Herr Colbert erstattet ohne Zweifel Eurer Majestät alle diese schönen Berichte?“

„Herr Colbert hat mir nur Gutes von Euch gesagt, Herr d'Artagnan, und er wäre schlimm angekommen, wenn er anders gesprochen hätte.“

„Ah! das ist ein Glück!“

„Doch er sagt auch viel Gutes von dem jungen Mann.“

„Das ist nur Gerechtigkeit,“ sprach der Musketier.

„Kurz, es scheint dieser junge Mann ist ein Braver,“ sagte Ludwig XIV., um das Gefühl, das er für Aerger hielt, zu stacheln.

„Ein Braver? Ja, Sire,“ erwiederte d'Artagnan seinerseits entzückt, den König für Raoul zu begeistern.

„Wißt Ihr seinen Namen?“

„Ich denke wohl.“

„Ihr kennt ihn also?“

„Seit ungefähr fünf und zwanzig Jahren, ja, Sire.“

„Er ist aber kaum fünf und zwanzig Jahre alt!“ rief der König.

„Nun! Sire, ich kenne ihn seit seiner Geburt.“

„Ihr gebt mir diese Versicherung?“

„Eure Majestät fragt mich mit einem Mißtrauen, in welchem ich einen ganz andern Charakter erkenne,

als den Eurigen, Sire. Hat denn Colbert, der Euch so gut unterrichtete, vergessen, Euch zu sagen, dieser junge Mann sei der Sohn meines vertrauten Freundes?"

„Der Vicomte von Bragelonne?"

„Ei! gewiß, Sire, der Vicomte von Bragelonne hat zum Vater den Grafen de la Fère, der so mächtig die Restauration von König Karl II. unterstützte. Oh! Bragelonne stammt von einem Geschlecht von Tapferen, Sire."

„Dann ist er der Sohn des Mannes, der bei mir, oder vielmehr bei Herrn von Mazarin im Auftrag von König Karl II. erschienen ist, um uns sein Bündniß anzubieten."

„Ganz richtig."

„Und dieser Graf de la Fère ist ein Braver, sagt Ihr?"

„Sire, er ist ein Mann, der öfter den Degen für den König, Euren Vater, gezogen hat, als es Tage in dem gesegneten Leben Eurer Majestät gibt."

Nun war es Ludwig XIV., der sich auf die Lippen biß.

„Gut, Herr d'Artagnan! Und der Herr Graf de la Fère ist Euer Freund?"

„Seit bald vierzig Jahren, ja, Sire. Eure Majestät sieht, daß ich nicht von gestern spreche."

„Würde es Euch Freude machen, diesen jungen Mann zu sehen, Herr d'Artagnan?"

„Ich wäre entzückt, Sire."

Der König läutete. Ein Huissier erschien.

„Ruft Herrn von Bragelonne," sagte der König.

„Ah! ah! er ist hier?" fragte d'Artagnan.

„Er hat heute die Wache im Louvre mit der Compagnie der Edelleute des Herrn Prinzen."

Der König hatte kaum vollendet, als Raoul erschien und, d'Artagnan erblickend, diesem auf jene reizende Weise zulächelte, welche man nur auf den Lippen der Jugend findet.

„Komm, komm," sprach d'Artagnan vertraulich zu Raoul, „der König erlaubt, daß Du mich umarmst; nur sage Seiner Majestät, Du dankest ihr."

Raoul verbeugte sich so anmuthig, daß Ludwig, dem alle Vorzüge zu gefallen vermochten, wenn man sich nur damit kein Ansehen den seinigen gegenüber geben wollte, diese Schönheit, diese Kraft und diese Bescheidenheit bewunderte.

„Mein Herr," sprach der König, sich an Raoul wendend, „ich bat den Herrn Prinzen, er möge Euch mir abtreten; ich habe seine Antwort erhalten. Ihr gehört seit diesem Morgen mir. Der Herr Prinz war ein guter Herr, doch ich hoffe, Ihr verliert nichts bei dem Tausch."

„Ja, ja, Raoul, sei unbesorgt," sagte d'Artagnan, der den Charakter von Ludwig errathen hatte und mit seiner Eitelkeit innerhalb gewisser Grenzen spielte, wohlverstanden übrigens, indem er stets die Schicklichkeit beobachtete und schmeichelte, selbst wenn er zu spotten schien.

„Sire," sagte sodann Bragelonne mit einer sanften, unendlich holden Stimme und mit jener natürlichen und leichten Redeweise, die er von seinem Vater hatte, „Sire, ich gehöre Eurer Majestät nicht erst seit heute."

„Oh! ich weiß es," rief der König, „Ihr sprecht von der Expedition auf der Grève; an diesem Tag waret Ihr in der That mir zugethan, mein Herr."

„Sire, ich spreche auch nicht von diesem Tag; es stünde mir nicht wohl an, an einen so geringfügigen Dienst in Gegenwart eines Mannes wie Herr d'Artagnan zu erinnern; ich meinte einen Umstand, der Epoche in meinem Leben macht und mich schon in einem Alter von sechzehn Jahren dem Dienste Eurer Majestät geweiht hat."

„Ah! ah!" sagte der König, „sprecht, welcher Umstand ist dies, mein Herr?"

„Hört, Sire. Als ich zu meinem ersten Feldzug

aufbrach, um mich zur Armee des Herrn Prinzen zu begeben, geleitete mich der Herr Graf de la Fère bis Saint-Denis, wo die Ueberreste von Ludwig XIII. auf den letzten Stufen der Gruft der Basilika auf einen Nachfolger warten, den ihm Gott, wie ich hoffe, nicht vor langen Jahren schicken wird. Da ließ er mich auf die Asche unserer Gebieter schwören, dem durch Euch vertretenen, in Euch zu Fleisch gewordenen Königthum zu dienen in Gedanken, Worten und Werken.

„Ich schwur; Gott und die Todten haben meinen Schwur empfangen.

„Seit zehn Jahren, Sire, habe ich nicht so oft, als ich es gewünscht, Gelegenheit gehabt, meinen Eid zu halten: ich bin ein Soldat Eurer Majestät, nichts Anderes, und indem sie mich zu sich ruft, wechs'le ich nicht den Herrn, sondern nur die Garnison."

Raoul schwieg und verbeugte sich.

Er hatte geendigt, als Ludwig XIV. immer noch horchte.

„Mordioux!" rief d'Artagnan, „das ist gut gesagt, nicht wahr, Eure Majestät? Ein gutes Geschlecht, Sire, ein großes Geschlecht!"

„Ja," murmelte der König bewegt, doch ohne daß er die Bewegung in seinem Innern offenbaren wollte, denn sie hatte keine andere Ursache als die Berührung einer im höchsten Maße aristokratischen Natur. „Ja, mein Herr, Ihr sprecht die Wahrheit; überall, wo Ihr waret, gehörtet Ihr dem König. Doch indem Ihr die Garnison wechselt, werdet Ihr, glaubt mir, ein Eurer würdiges Avancement finden."

Raoul sah, daß hiebei das, was ihm der König zu sagen hatte, endigte. Und mit dem vollkommenen Takt, der diese treffliche Natur charakterisirte, verbeugte er sich und ging hinaus.

„Habt Ihr mir noch etwas mitzutheilen?" fragte der König, als er sich mit d'Artagnan allein fand.

„Ja, Sire, und ich bewahrte diese Nachricht bis

zuletzt auf, denn sie ist betrüblich und wird das europäische Königthum in Trauer kleiden."

„Was sagt Ihr mir?"

„Sire, als ich durch Blois kam, traf ein Wort, ein trauriges Wort, das Echo des Palastes, an mein Ohr."

„In der That, Ihr erschreckt mich, Herr d'Artagnan."

„Sire, dieses Wort wurde von einem Piqueur ausgesprochen, der einen Flor am Arm trug."

„Mein Oheim Gaston von Orleans vielleicht?"

„Sire, er hat den letzten Seufzer ausgehaucht."

„Und ich bin nicht davon unterrichtet!" rief Ludwig XIV., dessen königliche Empfindlichkeit eine Beleidigung darin sah, daß er diese Kunde noch nicht erhalten hatte.

„Oh! ärgert Euch nicht, Sire," sprach d'Artagnan, „die Couriere von Paris und die Couriere der ganzen Welt reiten nicht wie Euer Diener; der Courier von Blois wird nicht vor zwei Stunden hier sein, und er reitet gut, dafür stehe ich Euch, denn ich habe ihn erst diesseits Orleans eingeholt."

„Mein Oheim Gaston," murmelte Ludwig, indem er die Hand auf seine Stirne drückte und in diese drei Worte Alles schloß, was an entgegengesetzten Gefühlen bei diesem Namen sein Gedächtniß erweckte.

„Ja, ja, Sire, so ist es," sprach philosophisch d'Artagnan, den königlichen Gedanken beantwortend, „die Vergangenheit entflieht."

„Es ist wahr, mein Herr, es ist wahr; doch es bleibt uns, Gott sei Dank! die Zukunft, und wir werden bemüht sein, sie nicht zu düster zu machen."

„Ich verlasse mich in dieser Hinsicht auf Eure Majestät," sprach der Musketier sich verbeugend, „und nun . . ."

„Ja, Ihr habt Recht, mein Herr, ich vergesse die

hundert Meilen, die Ihr zurückgelegt. Geht, mein Herr, und tragt Sorge für einen der besten Soldaten, und wenn Ihr ausgeruht habt, stellt Euch zu meinen Befehlen."

„Sire, abwesend oder gegenwärtig bin ich dies immer," antwortete d'Artagnan.

Und er verbeugte sich und ging ab.

Dann durchschritt er, als ob er nur von Fontainebleau gekommen wäre, rasch den Louvre, um Raoul einzuholen.

VIII.

Ein Verliebter und eine Geliebte.

Während die Kerzen im Schlosse Blois und um den enseelten Leib von Gaston von Orleans, diesen letzten Repräsentanten der Vergangenheit brannten, während die Bürger der Stadt seine Grabschrift machten, welche entfernt keine Lobrede war, während die verwitwete Hoheit, die sich nicht mehr erinnerte, ihn in ihren jungen Jahren so sehr geliebt zu haben, daß sie aus dem väterlichen Palast entflohen, um ihm zu folgen, zwanzig Schritte von dem Leichenzimmer ihre kleinen Berechnungen des Interesses anstellte und ihre kleinen Opfer des Stolzes überdachte, waren andere Leidenschaften des Interesses und des Stolzes in allen Theilen des Schlosses, wohin eine lebendige Seele hatte dringen können, in Bewegung.

Weder die Trauertöne der Glocken, noch die Stimmen der Kirchensänger, noch die Vorbereitungen zur Beerdigung hatten die Macht, zwei Personen zu zer-

ſtreuen, die an einem, uns ſchon bekannten, Fenſter des Hofes ſtanden, durch das ein Zimmer beleuchtet wurde, welches zu dem gehörte, was man die kleinen Gemächer nannte.

Ein freudiger Sonnenſtrahl, denn die Sonne ſchien ſich ſehr wenig um den Verluſt, den Frankreich erlitten, zu bekümmern, ein Sonnenſtrahl, ſagen wir, fiel auf ſie, die Wohlgerüche den nahen Blumen entlockend, und ſelbſt die Mauern belebend. Dieſe zwei, nicht durch den Tod, ſondern durch das Geſpräch, das die Folge dieſes Todes, ſo ſehr in Anſpruch genommenen Perſonen waren ein Mädchen und ein junger Mann. Der Letztere, der ungefähr fünf und zwanzig bis ſechs und zwanzig Jahre alt ſein mochte, bald aufgeweckt, bald verdrießlich ausſah und zu gelegener Zeit zwei von langen Wimpern bedeckte, ungeheure Augen ſpielen ließ, war klein und braun von Haut; er lächelte mit einem ungeheuren, aber wohl ausgerüſteten Mund, und ſein ſpitziges Kinn, das ſich einer Beweglichkeit erfreute, welche die Natur dieſem Theil des Geſichts gewöhnlich nicht bewilligt, verlängerte ſich zuweilen ſehr verliebt gegen das Mädchen, das, leugnen wir es nicht, nicht immer ſo raſch zurückwich, als dies der ſtrenge Wohlanſtand zu fordern berechtigt war.

Das Mädchen, wir kennen es, denn wir haben es ſchon an demſelben Fenſter beim Scheine derſelben Sonne geſehen, das Mädchen bot eine ſeltſame Miſchung von Feinheit und Ueberlegung. Es war reizend, wenn es lachte, ſchön, wenn es ernſt wurde, doch bemerken wir ſogleich, es war viel öfter reizend als ſchön.

Dieſe zwei Perſonen ſchienen den Culminationspunkt eines halb ſpöttiſchen, halb ernſten Streites erreicht zu haben.

„Sprecht, Herr Malicorne," ſagte das Mädchen, „beliebt es Euch endlich, vernünftig mit mir zu reden?"

„Ihr glaubt, das ſei leicht, Fräulein Aure," er-

wiederte der junge Mann. „Thun, was man will, wenn man nicht thun kann, was man kann.“

„Gut! nun verwickelt er ſich in ſeinen Redensarten.“

„Ich?“

„Ja, Ihr; gebt dieſe Anwaltslogik auf, mein Lieber.“

„Abermals etwas Unmögliches. Schreiber bin ich, Fräulein von Montalais.“

„Fräulein bin ich, Herr Malicorne.“

„Ach! ich weiß es wohl, und Ihr drückt mich durch die Entfernung nieder; ich werde Euch auch nichts mehr ſagen.“

„Nein, ich drücke Euch nicht nieder, ſagt, was Ihr mir zu ſagen habt; ſprecht, ich will es.“

„Nun wohl, ich gehorche Euch.“

„Das iſt wahrhaftig ein Glück!“

„Monſieur iſt todt.“

„Ah! Teufel, welch' eine Neuigkeit! und woher kommt Ihr denn, daß Ihr uns das ſagt.“

„Ich komme von Orleans, mein Fräulein.“

„Und das iſt die einzige Neuigkeit, die Ihr uns bringt?“

„Oh! nein. Ich komme auch, um Euch zu ſagen, daß Madame Henriette binnen Kurzem eintrifft, um den Bruder Seiner Majeſtät zu heirathen.“

„In der That, Malicorne, Ihr ſeid unerträglich mit Euren Neuigkeiten aus dem vorigen Jahrhundert; hört, wenn Ihr auch die ſchlechte Gewohnheit annehmt, zu ſpotten, ſo laſſe ich Euch hinauswerfen.“

„Oh!“

„Ja, denn Ihr bringt mich wahrhaftig in Verzweiflung.“

„Ruhe, Geduld, mein Fräulein.“

„Ihr wollt Euch ſo geltend machen, doch ich weiß wohl, warum.“

„Sprecht, und ich werde Euch offenherzig antworten, wenn die Sache wahr ist.“

„Ihr wißt, daß ich Lust nach einer Anstellung als Ehrendame habe, die ich von Euch zu verlangen so albern war, und Ihr schont Euer Ansehen.“

„Ich?“

Malicorne senkte seine Augenbraunen, faltete die Hände und nahm sein verdrießliches Gesicht an.

„Und welches Ansehen dürfte der arme Schreiber eines Anwalts haben, frage ich Euch?“

„Euer Vater hat nicht umsonst zwanzigtausend Livres Einkünfte, Herr Malicorne.“

„Ein Provinzvermögen, Fräulein von Montalais.“

„Euer Vater ist nicht umsonst in die Geheimnisse von Monsieur dem Prinzen eingeweiht.“

„Ein Vorzug, der sich darauf beschränkt, daß er Seiner Hoheit Geld leiht.“

„Mit einem Wort, Ihr seid nicht umsonst der verschmitzteste Bursche der Provinz.“

„Ihr schmeichelt mir.“

„Ich?“

„Ja, Ihr.“

„Wie dies?“

„Ich behaupte, ich habe kein Ansehen, und Ihr behauptet, ich habe Ansehen.“

„Und meine Anstellung?“

„Nun, Eure Anstellung?“

„Werde ich sie erhalten oder nicht erhalten?“

„Ihr werdet sie erhalten.“

„Aber wann?“

„Wann Ihr wollt.“

„Wo ist sie denn?“

„In meiner Tasche.“

„Wie! in Eurer Tasche?“

„Ja,“ antwortete Malicorne.

Und er zog wirklich mit seinem duckmäuserischen

Lächeln aus seiner Tasche einen Brief, den die Montalais an sich riß und sogleich voll Begierde las.

Während sie las, klärte sich ihr Gesicht immer mehr auf.

„Malicorne!“ rief sie, nachdem sie gelesen hatte, „Ihr seid ein guter Junge.“

„Warum dies, mein Fräulein?“

„Weil Ihr Euch hättet die Anstellung können bezahlen lassen, und weil Ihr dies nicht gethan habt.“

Und sie brach in ein Gelächter aus und glaubte den Schreiber aus der Fassung zu bringen. Aber Malicorne hielt den Angriff muthig aus und erwiederte nur:

„Ich verstehe Euch nicht.“

Nun war die Montalais aus der Fassung gebracht.

„Ich habe Euch meine Gefühle erklärt,“ fuhr Malicorne fort, „Ihr habt mir dreimal gesagt, Ihr liebtet mich nicht; Ihr habt mich einmal, ohne zu lachen, geküßt, und das ist Alles, was ich brauche.“

„Alles?“ fragte die stolze und gefallsüchtige Montalais mit einem Ton, in welchem die beleidigte Eitelkeit vordrang.

„Durchaus Alles, mein Fräulein,“ antwortete Malicorne.

„Ah!“

Diese Einsylbe deutete ebenso viel Zorn an, als der junge Mann Dankbarkeit hätte erwarten können.

Er schüttelte ruhig den Kopf und sprach, ohne sich darum zu bekümmern, ob diese Vertraulichkeit seiner Geliebten gefiel oder nicht gefiel:

„Hört, Montalais, streiten wir nicht hierüber.“

„Warum?“

„Weil Ihr mich seit dem Jahr, daß ich Euch kenne, hundertmal vor die Thüre geworfen hättet, wenn ich Euch nicht gefiele.“

„In der That! Und warum hätte ich Euch aus der Thüre geworfen?“

„Weil ich unverschämt genug hiezu gewesen bin.“

„Oh! das ist wahr.“

„Ihr seht wohl, daß Ihr genöthigt seid, es zu gestehen.“

„Herr Malicorne!“

„Aergern wir uns nicht; wenn Ihr mich behalten habt, so ist es nicht ohne Ursache geschehen.“

„Wenigstens nicht, weil ich Euch liebe!“ rief Montalais.

„Einverstanden. Ich sage Euch sogar, daß Ihr mich in diesem Augenblick verwünscht.“

„Oh! Ihr habt nie so wahr gesprochen.“

„Gut! ich, ich verabscheue Euch.“

„Ah! das nehme ich als eine urkundliche Erklärung.“

„Nehmt es so. Ihr findet mich roh und albern; ich finde, Ihr habt eine harte Stimme und ein durch den Zorn entstelltes Gesicht. In diesem Augenblick würdet Ihr Euch eher aus dem Fenster stürzen, als mich das Ende Eures Fingers küssen lassen; ich würde mich eher von der Höhe des Glockenthurmes herabstürzen, als daß ich den Saum Eures Kleides berührte. Doch in fünf Minuten werdet Ihr mich lieben, und ich werde Euch anbeten. Oh! so ist es.“

„Ich zweifle daran.“

„Und ich, ich schwöre darauf.“

„Geck!“

„Und dann ist dies nicht der wahre Grund; Ihr bedürft meiner, Aure, und ich bedarf Eurer. Wenn es Euch gefällig ist, heiter zu sein, mache ich Euch lachen; wenn es mir genehm ist, verliebt zu sein, schaue ich Euch an. Ich habe Euch die Anstellung als Ehrendame gegeben, die Ihr wünschtet; Ihr werdet mir sogleich etwas geben, was ich wünschen werde.“

„Ich?“

„Ihr! doch in diesem Augenblick, meine liebe Aure, erkläre ich Euch, daß ich durchaus nichts wünsche; seid also unbesorgt.“

„Ihr seid ein abscheulicher Mensch, Malicorne; ich

wollte mich über diese Anstellung freuen, und nun benehmt Ihr mir jede Freude."

„Gut! es ist keine Zeit dabei verloren, Ihr freut Euch, wenn ich weggegangen bin."

„Sprecht also ..."

„Es sei, doch zuvor einen Rath."

„Welchen?"

„Nehmt wieder Eure schöne Laune an; Ihr werdet häßlich, wenn Ihr schmollt."

„Grober!"

„Gut, sagen wir uns unsere Wahrheiten, während wir noch daran sind."

„Oh! Malicorne! oh! schlechtes Herz!"

„Oh! Montalais! oh! Undankbare!" rief der junge Mann.

Und er stützte sich mit dem Ellenbogen auf die Fensterlehne.

Montalais nahm ein Buch und öffnete es.

Malicorne richtete sich auf, bürstete seinen Filzhut mit seinem Aermel und glättete sein schwarzes Wamms.

Montalais, während sie sich den Anschein gab, als läse sie, beobachtete ihn aus einem Augenwinkel.

„Gut!" rief sie wüthend, „nun nimmt er seine ehrerbietige Miene an. Er wird acht Tage lang schmollen."

„Vierzehn, mein Fräulein," erwiederte Malicorne sich verbeugend.

Montalais hob ihre krampfhaft geballte Faust gegen ihn auf und rief:

„Ungeheuer! Oh! wenn ich ein Mann wäre!"

„Was würdet Ihr thun?"

„Ich würde Dich erwürgen."

„Ah! sehr gut," sagte Malicorne; „ich glaube, ich fange an, etwas zu wünschen."

„Und was wünscht Ihr, Herr Dämon? Daß ich meine Seele durch den Zorn in's Verderben bringe?"

Malicorne rollte ehrfurchtsvoll seinen Hut zwischen seinen Fingern hin und her; doch plötzlich ließ er sei-

nen Hut fallen, faßte Aure bei beiden Schultern, näherte ſich ihr und drückte auf ihre Lippen zwei Lippen, welche ſehr glühend waren für einen Mann, der ganz gleichgültig zu ſein behauptete.

Aure wollte einen Schrei ausſtoßen, aber dieſer Schrei erloſch im Kuß. Nervig und aufgereizt, ſtieß das Mädchen Malicorne an die Wand zurück.

„Gut,“ ſagte Malicorne philoſophiſch, „das iſt für ſechs Wochen; Gott befohlen, mein Fräulein, empfangt meinen unterthänigſten Gruß.“

Und er machte drei Schritte, um ſich zu entfernen.

„Nein, nein, Ihr werdet nicht von hier weggehen!“ rief Montalais mit dem Fuß ſtampfend; „bleibt, ich befehle es Euch!“

„Ihr befehlt es?“

„Ja; bin ich nicht die Herrin?“

„Meiner Seele und meines Geiſtes, ohne allen Zweifel.“

„Meiner Treue! ein ſchönes Eigenthum! Die Seele iſt albern und der Geiſt trocken.“

„Nehmt Euch in Acht, Montalais, ich kenne Euch; Ihr werdet wieder Liebe für Euren Diener faſſen.“

„Nun wohl, ja,“ ſagte ſie, indem ſie ſich mehr mit einer kindiſchen Indolenz, als mit einer wollüſtigen Hingebung an ſeinen Hals hing, „nun wohl, ja, denn ich muß Euch doch am Ende danken.“

„Wofür?“

„Für die Anſtellung; iſt das nicht meine ganze Zukunft?“

„Und die meinige.“

Montalais ſchaute ihn an und ſagte:

„Es iſt doch abſcheulich, daß man nie errathen kann, ob Ihr im Ernſte ſprecht.“

„Man kann nicht mehr im Ernſte ſprechen; ich war im Begriff, nach Paris zu gehen, Ihr geht dahin, wir gehen dahin.“

„Ihr habt mir also aus diesem Beweggrund allein gedient, Selbstsüchtiger?“

„Was wollt Ihr, Aure, ich kann nicht ohne Euch leben.“

„Wahrhaftig, das ist wie bei mir; Ihr seid jedoch, man muß es gestehen, ein sehr schlimmer Bursche.“

„Aure, meine liebe Aure, nehmt Euch in Acht! Wenn Ihr wieder in die Beleidigungen verfallt, wißt Ihr wohl, welche Wirkung Ihr bei mir hervorbringt,... ich werde Euch anbeten.“

Und während er diese Worte sprach, zog Malicorne zum zweiten Mal das Mädchen zu sich heran.

In demselben Augenblick erscholl ein Tritt auf der Treppe.

Die jungen Leute waren so nahe beisammen, daß man sie einander in den Armen getroffen haben würde, hätte Montalais nicht mit Gewalt Malicorne zurückgestoßen, der mit dem Rücken an die Thüre schlug, welche sich in diesem Augenblick öffnete.

Sogleich ertönte ein gewaltiger Schrei gefolgt von Schmähungen.

Es war Frau von Saint-Remy, die den Schrei ausstieß und die Schmähungen von sich gab. Der unglückliche Malicorne hatte sie halb zwischen der Wand und der Thüre, die sie öffnete, zerquetscht.

„Abermals dieser Taugenichts!“ rief die alte Dame, „immer hier.“

„Ah! gnädige Frau!“ erwiederte Malicorne mit ehrfurchtsvollem Tone, „ich bin seit acht langen Tagen nicht hier gewesen.“

IX.

Worin man endlich die wahre Heldin dieſer Geſchichte wiedererſcheinen ſieht.

Hinter Frau von Saint-Remy kam Fräulein de la Vallière herauf.

Sie hörte den Ausbruch des mütterlichen Zornes, und da ſie die Urſache errieth, trat ſie ganz zitternd in das Zimmer ein und erblickte den unglücklichen Malicorne, deſſen verzweifelte Haltung jeden kaltblütigen Beobachter gerührt oder beluſtigt haben würde.

Er hatte ſich in der That raſch hinter einen großen Stuhl verſchanzt, als wollte er die erſten Stürme von Frau von Saint-Remy vermeiden; er hoffte nicht darauf, ſie durch das Wort zu erweichen, denn ſie ſprach lauter als er und ohne Unterbrechung, aber er zählte auf die Beredtſamkeit ſeiner Geberden.

Die alte Dame hörte und ſah nichts; Malicorne war ſeit langer Zeit eine ihrer Antipathien.

Doch dieſer Zorn war zu groß, um nicht von Malicorne auf ſeine Mitſchuldige überzuſtrömen.

Die Reihe kam ſogleich an Montalais.

„Und Ihr, Mademoiſelle, und Ihr, glaubt Ihr etwa, ich werde nicht ſogleich Madame von dem, was bei einem ihrer Ehrenfräulein vorgeht, in Kenntniß ſetzen?“

„Oh! meine Mutter,“ rief Fräulein de la Vallière, „ich flehe Euch an, verſchont . . .“

„Schweigt, mein Fräulein, und ſtrengt Euch nicht vergebens an, um für unwürdige Subjecte in's Mittel zu treten; daß ein ehrbares Mädchen, wie Ihr, das ſchlechte Beiſpiel mit anſehen ſoll, iſt ſicherlich ein hin-

reichend großes Unglück; daß es aber ein solches Mädchen durch seine Nachsicht begünstigt, das werde ich nicht dulden."

„Wahrhaftig," rief die Montalais, die sich endlich empörte, „ich weiß nicht, unter welchem Vorwand Ihr mich so behandelt. Ich thue nichts Schlimmes, denke ich?"

„Und dieser große Müßiggänger," versetzte Frau von Saint-Remy, auf Malicorne deutend, „ist er etwa hier, um Gutes zu thun?"

„Er ist weder des Guten, noch des Schlimmen wegen hier, gnädige Frau; er kommt ganz einfach, um mich zu besuchen."

„Es ist gut, es ist gut," sagte Frau von Saint-Remy, „Ihre königliche Hoheit soll unterrichtet werden, und sie wird das Urtheil fällen."

„Jedenfalls," erwiederte Montalais, „jedenfalls sehe ich gar nicht ein, warum es Herrn Malicorne verboten sein sollte, eine Absicht auf mich zu haben, wenn seine Absicht redlich ist."

„Eine redliche Absicht mit einem solchen Gesicht!" rief Frau von Saint-Remy.

„Ich danke Euch im Namen meines Gesichtes, gnädige Frau," sprach Malicorne.

„Kommt, meine Tochter, kommt," fuhr Frau von Saint-Remy fort; „wir wollen Madame melden, daß es in dem Augenblick, wo sie einen Gemahl beweint, in dem Augenblick, wo wir einen Herrn in diesem alten Schloß Blois, dem Wohnsitz des Schmerzes, beweinen, Leute gibt, die sich belustigen und freuen."

„Oh!" machten mit einer einzigen Bewegung die zwei Angeklagten.

„Ein Ehrenfräulein! ein Ehrenfräulein!" rief die alte Dame, die Hände zum Himmel erhebend.

„Nun, darin täuscht Ihr Euch, gnädige Frau," sprach Montalais außer sich, „ich bin wenigstens nicht mehr Ehrenfräulein von Madame."

„Ihr nehmt Eure Entlassung, mein Fräulein? Sehr gut, ich kann einem solchen Entschluß nur meinen Beifall spenden, und ich spende ihn.“

„Ich nehme nicht meine Entlassung, gnädige Frau, ich nehme nur einen andern Dienst.“

„Bei bürgerlichen Leuten oder beim Civilstand?“ fragte Frau von Saint-Remy mit Verachtung.

„Erfahrt, gnädige Frau, daß ich nicht das Mädchen bin, das bei Bürgerfrauen oder Civilistinnen dient, und daß ich, statt an dem elenden Hof, an dem Ihr vegetirt, an einem beinahe königlichen Hofe leben werde.“

„Ha! ha! ein königlicher Hof,“ rief Frau von Saint-Remy, die sich zu lachen anstrengte; „ein königlicher Hof, was denkt Ihr davon, meine Tochter?“

Und sie wandte sich gegen Fräulein de la Vallière um, welche sie mit aller Gewalt gegen Montalais aufstacheln wollte, während jene statt dem Antrieb von Frau von Saint-Remy zu gehorchen, bald ihre Mutter, bald Montalais mit ihren schönen, versöhnenden Augen anschaute.

„Gnädige Frau,“ erwiederte Montalais, „ich habe nicht gesagt, ein königlicher Hof, weil Madame Henriette von England, welche die Frau von S. K. H. Monsieur werden soll, keine Königin ist. Ich sagte beinahe königlich, und habe mich damit richtig ausgedrückt, da sie die Schwägerin des Königs werden wird.“

Wäre der Blitz vom Schlosse Blois herabgefallen, es hätte Frau von Saint-Remy nicht mehr betäubt, als es dieser letzte Satz von Montalais that.

„Was sprecht Ihr von Ihrer königlichen Hoheit Madame Henriette?“ stammelte die alte Dame.

„Ich sage, daß ich bei ihr als Ehrenfräulein eintrete, das sage ich.“

„Als Ehrenfräulein!“ riefen zugleich Frau von Saint-Remy in Verzweiflung und Fräulein de la Vallière voll Freude.

„Ja, gnädige Frau, als Ehrenfräulein.“

Die alte Dame neigte das Haupt, als wäre der Schlag zu ſtark für ſie geweſen.

Doch beinahe in demſelben Augenblick erhob ſie ſich wieder, um ihrer Gegnerin ein letztes Wurfgeſchoß zuzuſchleudern, und ſagte:

„Oh! oh! es iſt oft von dergleichen Verſprechungen im Voraus die Rede, man ſchmeichelt ſich häufig mit tollen Hoffnungen, und im letzten Augenblick, wenn es ſich darum handelt, dieſe Verſprechungen zu halten, dieſe Hoffnungen zu verwirklichen, iſt man ganz erſtaunt, den großen Credit, auf den man gerechnet hat, in Dunſt zerfließen zu ſehen.“

„Oh! gnädige Frau, der Credit meines Beſchützers iſt unbeſtreitbar und ſeine Verſprechungen ſind ſo viel werth als Urkunden.“

„Wäre es vielleicht unbeſcheiden, Euch nach dem Namen dieſes ſo mächtigen Beſchützers zu fragen?“

„Oh! mein Gott, nein: es iſt dieſer Herr hier,“ ſagte Montalais, auf Malicorne deutend, der während dieſer ganzen Scene die unſtörbarſte Kaltblütigkeit und die komiſchſte Würde behauptete.

„Dieſer Herr,“ rief Frau von Saint-Remy mit einem Ausbruch von Heiterkeit, „dieſer Herr iſt Euer Beſchützer! Der Mann, deſſen Credit ſo mächtig iſt, deſſen Verſprechungen Urkunden werth ſind, iſt Herr Malicorne!“

Malicorne verbeugte ſich.

Montalais aber zog ſtatt jeder Antwort das Patent aus ihrer Taſche, zeigte es der alten Dame und ſprach:

„Hier iſt das Patent.“

Nun war Alles vorbei. Sobald ſie mit dem Blick das Pergament durchlaufen hatte, faltete die gute Dame die Hände, ein unbeſchreiblicher Ausdruck von Neid und Verzweiflung zog ihr Geſicht zuſammen, und ſie war

genöthigt, ſich zu ſetzen, um nicht in Ohnmacht zu fallen.

Montalais war nicht boshaft genug, um ſich übermäßig ihres Sieges zu freuen und den beſiegten Feind niederzubeugen, beſonders da dieſer Feind die Mutter ihrer Freundin war; ſie benützte ihren Triumph, mißbrauchte ihn aber nicht.

Malicorne war minder großmüthig; er nahm eine vornehme Haltung in ſeinem Lehnſtuhl an und ſtreckte ſich mit einer Vertraulichkeit aus, welche ihm zwei Stunden früher die Drohung mit dem Stock zugezogen hätte.

„Ehrendame der jungen Hoheit!“ wiederholte Frau von Saint-Remy, noch ſchlecht überzeugt.

„Ja, gnädige Frau, und zwar durch die Protection von Herrn Malicorne.“

„Das iſt unglaublich!“ ſprach die alte Dame, „nicht wahr, Louiſe, das iſt unglaublich?“

Doch Louiſe antwortete nicht; ſie ſenkte den Kopf träumeriſch, beinahe betrübt, und ſeufzte, eine Hand an ihrer ſchönen Stirne.

„Sprecht, mein Herr,“ ſagte plötzlich Frau von Saint-Remy, „wie habt Ihr es gemacht, um dieſe Stelle zu erhalten?“

„Ich habe ſie verlangt, Madame.“

„Von wem?“

„Von einem meiner Freunde.“

„Und Ihr habt Freunde, welche ſo gut bei Hofe ſtehen, daß ſie Euch ſolche Beweiſe ihres Anſehens geben können?“

„Bei Gott! es ſcheint ſo.“

„Darf man den Namen dieſer Freunde wiſſen?“

„Ich ſagte nicht, ich habe mehrere Freunde, gnädige Frau, ich ſprach nur von einem Freund.“

„Und dieſer Freund heißt?“

„Eil gnädige Frau, wie raſch geht Ihr zu Werke! Wenn man einen Freund hat, der ſo mächtig iſt, wie

der meinige, so stellt man ihn nicht an den hellen Tag, damit er einem gestohlen wird."

„Ihr habt Recht, mein Herr, daß Ihr den Namen dieses Freundes verschweigt, und ich glaube, es würde Euch schwer werden, ihn zu nennen."

„Jedenfalls," sagte Montalais, „wenn der Freund nicht besteht, besteht doch das Patent, und das schneidet die Frage kurz ab."

„Dann begreife ich," sagte Frau von Saint-Remy mit dem anmuthigen Lächeln der Katze, welche von ihren Klauen Gebrauch machen will, „als ich vorhin den Herrn bei Euch traf . . ."

„Nun?"

„Brachte er Euch Euer Patent."

„Ganz richtig, gnädige Frau, Ihr habt es errathen."

„Aber das ist dann äußerst moralisch!"

„Ich glaube es, gnädige Frau."

„Und ich hatte, wie es scheint, Unrecht, Euch Vorwürfe zu machen, mein Fräulein."

„Großes Unrecht; doch ich bin so sehr an Eure Vorwürfe gewöhnt, daß ich sie Euch vergebe."

„Dann gehen wir, Louise, wir haben uns nur noch zu entfernen. Nun!"

„Meine Mutter," versetzte La Vallière bebend. „Ihr sagt?"

„Du hörtest nicht, wie es scheint, mein Kind?"

„Nein, ich dachte."

„Woran?"

„An tausend Dinge."

„Du bist mir wenigstens nicht böse, Louise?" rief Montalais, ihr die Hand drückend.

„Und worüber sollte ich Dir böse sein, meine liebe Aure?" erwiederte das Mädchen mit seiner Stimme so sanft wie Musik.

„Ei!" sagte Frau von Saint-Remy, „wenn sie

Euch ein wenig böse wäre, armes Kind, so hätte sie nicht ganz Unrecht."

„Und warum sollte sie dies sein, guter Gott?"

„Mir scheint, sie ist von eben so guter Familie und eben so hübsch als Ihr."

„Meine Mutter!" rief Louise.

„Hundertmal hübscher, gnädige Frau; von besserer Familie, nein; doch das sagt mir nicht, warum mir Louise grollen soll."

„Glaubt Ihr denn, es sei belustigend für sie, sich in Blois zu begraben, während Ihr in Paris glänzen werdet?"

„Aber, gnädige Frau, ich halte Louise nicht ab, mir nach Paris zu folgen; ich wäre im Gegentheil sehr glückich, wenn sie dahin käme."

„Mir scheint, Herr Malicorne, der bei Hofe allmächtig ist . . ."

„Ah! das nützt nichts, gnädige Frau, Jeder für sich in dieser armen Welt," erwiederte Malicorne.

„Malicorne!" rief Montalais.

Dann sich an das Ohr des jungen Mannes bückend, flüsterte sie:

„Beschäftigt Frau von Saint-Remy entweder dadurch, daß Ihr mit ihr streitet, oder daß Ihr Euch mit ihr versöhnt; ich muß mit Louise sprechen."

Und zu gleicher Zeit belohnte ein süßer Händedruck Malicorne für seinen zukünftigen Gehorsam.

Malicorne näherte sich brummend Frau von Saint-Remy, während Montalais, einen Arm um ihren Hals schlingend, zu ihrer Freundin sprach:

„Was hast Du, laß hören? Ist es wahr, daß Du mich nicht mehr lieben solltest, weil ich glänzen würde, wie Deine Mutter sagt?"

„Oh! nein," erwiederte das Mädchen, das kaum seine Thränen zu bemeistern vermochte, „Dein Glück macht mich im Gegentheil sehr glücklich."

„Glücklich! man sollte glauben, Du seist dem Weinen nahe.“

„Weint man nicht vor Wonne?“

„Ah! ja, ich begreife; ich gehe nach Paris, und das Wort Paris erinnert Dich an einen gewissen Cavalier...“

„Aure!“

„An einen gewissen Cavalier, der einst in Blois wohnte und heute in Paris wohnt.“

„Ich weiß in der That nicht, was ich habe, aber ich ersticke.“

„Weine also, da Du mir nicht lächeln kannst.“

Louise erhob ihr so sanftes Antlitz, das Thränen, welche eine nach der andern ihren Augen entrollten, wie Diamanten beleuchteten.

„Sprich, gestehe,“ sagte Montalais.

„Was soll ich gestehen?“

„Was Dich weinen macht; man weint nicht ohne Ursache. Ich bin Deine Freundin; Alles, was Du willst, daß ich thun soll, werde ich thun. Malicorne ist mächtiger, als man glaubt! Willst Du nach Paris kommen?“

„Ach!“ seufzte Louise.

„Willst Du nach Paris kommen?“

Louise gab einen zweiten Seufzer von sich.

„Du antwortest nicht.“

„Was soll ich antworten?“

„Ja oder nein; das ist nicht schwierig, wie mir scheint.“

„Oh! Du bist sehr glücklich, Montalais!“

„Ah! das will besagen, Du möchtest gern an meinem Platz sein.“

Louise schwieg.

„Kleine Halsstarrige!“ sagte Montalais; „hat man je Geheimnisse für eine Freundin gesehen... Aber gestehe doch, daß Du gern nach Paris kommen möchtest, gestehe, daß Du vor Verlangen, Raoul zu sehen, stirbst.“

„Ich kann das nicht gestehen.“

„Und Du haſt Unrecht ...“

„Warum?“

„Weil ... ſiehſt Du dieſes Patent?“

„Allerdings ſehe ich es.“

„Ich hätte Dir ein ähnliches verſchafft.“

„Durch wen?“

„Durch Malicorne.“

„Aure, ſprichſt Du die Wahrheit, wäre das möglich?“

„Bei Gott! Malicorne iſt da, und was er für mich gethan hat, wird er auch für Dich thun müſſen.“

Malicorne hatte zweimal ſeinen Namen ausſprechen hören; er war entzückt, eine Gelegenheit zu haben, mit Frau von Saint-Remy zu endigen, und wandte ſich um:

„Was gibt es, mein Fräulein?“

„Kommt, Malicorne,“ ſprach Montalais mit einer gebieteriſchen Geberde.

Malicorne gehorchte.

„Ein ähnliches Patent,“ ſagte Montalais.

„Wie ſo?“

„Ein Patent dieſem ähnlich, das iſt klar.“

„Aber ...“

„Ich muß es haben.“

„Oho! Ihr müßt es haben!“

„Ja.“

„Es iſt unmöglich, nicht wahr, Herr Malicorne?“ fragte Louiſe mit ihrer ſanften Stimme.

„Bei Gott! wenn es für Euch iſt, mein Fräulein ...“

„Für mich, ja, Herr Malicorne, es wäre für mich.“

„Und wenn Fräulein von Montalais zugleich mit Euch darum bittet ...“

„Fräulein von Montalais bittet nicht darum, ſie fordert es.“

„Nun, man wird Euch zu gehorchen ſuchen, mein Fräulein.“

„Und Ihr laßt ſie ernennen?“

„Man wird bemüht sein.“

„Keine ausweichende Antwort. Louise de la Vallière wird Ehrenfräulein von Madame Henriette, ehe acht Tage vergehen.“

„Wie rasch, wie rasch!“

„Ehe acht Tage vergehen, oder...“

„Oder?“

„Ihr nehmt Euer Patent zurück, Herr Malicorne, und ich verlasse meine Freundin nicht.“

„Liebe Montalais,“ flüsterte Louise.

„Es ist gut, behaltet Euer Patent; Fräulein de la Vallière wird Ehrendame.“

„Ist das wahr?“

„Es ist wahr.“

„Ich darf also hoffen, nach Paris zu kommen?“

„Zählt darauf.“

„Oh! Herr Malicorne, welche Dankbarkeit!“ rief Louise die Hände faltend und vor Freude springend.

„Kleine Heuchlerin!“ sagte Montalais, „versuche es noch einmal, mich glauben zu machen, Du seist nicht in Raoul verliebt.“

Louise wurde roth wie eine Mairose; doch statt zu antworten, umarmte sie Frau von Saint-Remy.

„Mutter,“ sagte sie zu ihr, „Ihr wißt, daß Herr Malicorne mich will zum Ehrenfräulein ernennen lassen.“

„Herr Malicorne ist ein verkleideter Prinz,“ sprach die alte Dame, „es steht ihm jegliche Macht zu Gebot.“

„Wollt Ihr auch Ehrenfräulein werden?“ fragte Malicorne Frau von Saint-Remy. „Wenn ich einmal daran bin, ist es gleich, ob ich die ganze Welt dazu ernennen lasse.“

Und hienach ging er weg und ließ die arme Dame ganz aus der Fassung gebracht zurück.

„Immer zu,“ murmelte Malicorne, während er die Treppe hinabstieg, „das wird abermals ein Billet von

tausend Livres kosten; doch man muß sich hiezu entschließen, mein Freund Manicamp thut nichts umsonst.

X.

Malicorne und Manicamp.

Die Einführung dieser zwei neuen Personen in unsere Geschichte und die geheimnißvolle Verwandtschaft der Namen und der Gefühle verdienen einige Aufmerksamkeit von Seiten des Geschichtschreibers und des Lesers.

Wir werden daher in Einzelheiten über Herrn Malicorne und über Herrn von Manicamp eingehen.

Malicorne hatte, wie man weiß, die Reise nach Orleans gemacht, um das für Fräulein von Montalais bestimmte Patent zu holen, dessen Ankunft einen so lebhaften Eindruck im Schlosse Blois hervorbrachte.

In Orleans befand sich für den Augenblick Herr von Manicamp. Es war eine höchst seltsame Person, dieser Herr von Manicamp; ein Bursche von viel Geist, stets auf dem Trockenen, stets bedürftig, obgleich er nach Belieben aus der Börse des Herrn Grafen von Guiche, einer der bestgespickten Börsen jener Zeit, schöpfte.

Der Herr Graf von Guiche hatte nämlich zum Jugendgespielen Manicamp, einen armen Landjunker, von den Grammont abstammend, gehabt.

Herr von Manicamp aber hatte sich mit seinem Geist eine Rente in der reichen Familie des Marschalls geschaffen.

Von seiner Kindheit an lieh er nämlich mit einer Berechnung, welche weit über seinem Alter stand, seinen Namen und seine Gefälligkeit dem Grafen von Guiche

für seine tollen Streiche. Hatte sein edler Gefährte eine für die Frau Marschallin bestimmte Frucht gestohlen, einen Spiegel zerbrochen, einem Hund ein Aug ausgeschlagen, so erklärte sich Manicamp als des begangenen Verbrechens schuldig und empfing die Strafe, welche, weil sie auf den Unschuldigen fiel, darum nicht milder war.

Doch dieses Verleugnungssystem wurde ihm bezahlt. Statt mittelmäßige Kleider zu tragen, wie es ihm das väterliche Vermögen zum Gesetz machte, konnte er glänzend, herrlich erscheinen, wie ein junger adeliger Herr mit einer Rente von fünfzigtausend Livres.

Nicht als wäre er niedrig von Charakter und gering von Geist gewesen; nein, er war Philosoph, oder er hatte vielmehr die Gleichgültigkeit, die Apathie und die Träumerei, welche beim Menschen jedes Gefühl der hierarchischen Welt entfernen. Sein einziges Dichten und Trachten war, Geld auszugeben.

In dieser Hinsicht aber war der gute Herr von Manicamp ein Abgrund.

Drei bis viermal erschöpfte er regelmäßig im Jahr den Grafen von Guiche, und wenn der Graf völlig erschöpft war, wenn er seine Taschen und seine Börse vor ihm umgekehrt und erklärt hatte, die väterliche Freigebigkeit brauche wenigstens vierzehn Tage, um Börse und Taschen wieder zu füllen, so verlor Manicamp seine ganze Thatkraft; er legte sich nieder, blieb im Bett, aß nicht, und verkaufte seine schönen Kleider unter dem Vorwand, wenn er liegen bleibe, brauche er sie nicht mehr.

Während dieser Daniederlage der Kraft und des Geistes füllte sich die Börse des Grafen von Guiche wieder, und war sie einmal voll, so überströmte sie in die von Manicamp, der sich neue Anzüge kaufte, sich wieder kleidete und dasselbe Leben führte, wie zuvor.

Diese Manie, seine Kleider um den vierten Theil dessen, was sie werth waren, zu verkaufen, hatte un-

sern Helden in Orleans ziemlich berühmt gemacht; in dieser Stadt pflegte er nämlich seine Pönitenztage zuzubringen, wir wären jedoch sehr verlegen, wenn wir sagen müßten, warum er sie hier zubrachte.

Die Provinzschwelger, die Stutzer mit sechshundert Livres im Jahr theilten sich in die Brocken seines Reichthums.

Unter den Bewunderern dieser glänzenden Toiletten war unser Freund Malicorne, der Sohn eines Syndicus der Stadt, von dem der Herr Prinz von Condé, stets bedürftig wie ein Condé, häufig Geld zu hohen Interessen entlehnte.

Herr Malicorne Sohn führte die väterliche Kasse.

Damit sagen wir, daß er sich in jener Zeit leichter Moral, indem er das Beispiel seines Vaters nachahmte und kleine Summen auf kurze Zeit und gegen große Interessen auslieh, ein Einkommen von achtzehnhundert Livres machte, abgesehen von den weiteren sechshundert Livres, welche die Großmuth des Syndicus lieferte, so daß Malicorne der König von Orleans war, da er zweitausend vierhundert Livres für Thorheiten aller Art zu verzetteln, zu verthun, zu vergeuden hatte.

Aber ganz im Gegensatz zu Manicamp war Malicorne furchtbar ehrgeizig.

Er liebte aus Ehrgeiz, er verschwendete aus Ehrgeiz, er hätte sich aus Ehrgeiz zu Grunde gerichtet.

Malicorne war entschlossen, um welchen Preis es auch sein mochte, emporzukommen, und deshalb hatte er sich, um welchen Preis es auch geschah, einen Freund und eine Geliebte erworben.

Die Geliebte, Fräulein von Montalais, war grausam gegen ihn hinsichtlich der letzten Gunstbezeigungen der Liebe; aber sie war von Adel, und das genügte Malicorne.

Der Freund hatte keine Freundschaft, aber er war der Günstling des Grafen von Guiche, des Freundes

von Monsieur, dem Bruder des Königs, und das genügte Malicorne.

Nur, was das Kapital der Auflagen betrifft, kostete Fräulein von Montalais jährlich:

Für Bänder, Handschuhe und Zuckerwerk tausend Livres.

Manicamp kostete an dargeliehenem und nie zurückbezahltem Geld zwölf bis fünfzehnhundert Livres jährlich.

Es blieb Malicorne folglich nichts übrig.

Ah! doch, wir irren uns, es blieb ihm die väterliche Kasse.

Er wandte hiebei ein Verfahren an, über das er das tiefste Stillschweigen beobachtete, und das darin bestand, daß er sich selbst aus der Kasse des Syndicus ein halbes Dutzend Jahre vorschoß, wobei er, wohlverstanden, sich selbst schwur, das Deficit zu ersetzen, sobald sich die Gelegenheit bieten würde.

Die Gelegenheit sollte die Uebertragung eines schönen Amtes in dem Hause von Monsieur sein, wenn Monsieur sein Haus bei Veranlassung seiner Heirath einrichten würde.

Diese Zeit war gekommen, und man sollte das Haus endlich einrichten. Eine gute Stelle bei einem Prinzen von Geblüt, wenn sie durch das Ansehen und auf die Empfehlung eines Freundes, wie der Graf von Guiche, verliehen wird, trägt wenigstens zwölftausend Livres jährlich ein, und durch die Gewohnheit, welche Malicorne angenommen, seine Einkünfte Früchte bringen zu lassen, erhöhten sich zwölftausend Livres auf zwanzigtausend.

Im Besitze dieses Amtes, würde Malicorne sodann Fräulein von Montalais heirathen; von einer Familie, wo der Adel der Frau auf den Mann überging, würde Fräulein von Montalais nicht nur ausgestattet werden, sondern auch Malicorne adeln.

Damit aber Fräulein von Montalais, welche kein

großes ererbtes Vermögen besaß, anständig ausgestattet würde, müßte sie irgend einer hohen Prinzessin angehören, welche ebenso verschwenderisch wäre, als die verwitwete Madame geizig war.

Und damit die Frau nicht auf einer Seite wäre, indeß der Mann auf der andern, eine Stellung, welche bedeutende Unannehmlichkeiten bietet, besonders bei Charakteren, wie sie die zukünftigen Ehegatten hatten, machte Malicorne den Plan, den Mittelpunkt der Vereinigung im Hause von Monsieur dem Bruder des Königs festzustellen.

Fräulein von Montalais wäre Ehrenfräulein von Madame, Herr Malicorne Hausbeamter von Monsieur.

Man sieht, daß der Plan aus einem guten Kopf kam, man sieht auch, daß er muthig ausgeführt wurde.

Malicorne bat Manicamp, den Grafen von Guiche um das Patent eines Ehrenfräuleins zu bitten.

Und der Graf bat um dieses Patent Monsieur, welcher ohne zu zögern unterzeichnete.

Der moralische Plan von Malicorne, denn man kann sich wohl denken, daß die Combinationen eines so thätigen Geistes, wie der seinige, sich nicht auf die Gegenwart beschränken, sondern sich auf die Zukunft erstreckten, der moralische Plan von Malicorne war folgender:

Zu Madame Henriette eine ihm ergebene, geistreiche, hübsche, junge und intrigante Frau bringen; durch sie alle weiblichen Geheimnisse der jungen Ehe erfahren, während er, Malicorne, und sein Freund Manicamp alle männlichen Geheimnisse der jungen Gemeinschaft durch sich erfahren würden.

Durch diese Mittel würde man ein rasches und zugleich glänzendes Glück erreichen.

Malicorne war ein garstiger Name, derjenige, welcher ihn führte, hatte zu viel Geist, um sich diese

Wahrheit zu verbergen; doch man kaufte ein Gut, und Malicorne von So und So und sogar Malicorne kurzweg klang dann ganz adelig im Ohr.

Es war nicht unwahrscheinlich, daß sich für den Namen Malicorne ein äußerst aristokratischer Ursprung finden ließ.

Konnte er nicht von einem Gute herkommen, wo ein Stier mit tödtlichen Hörnern ein großes Unglück verursacht und den Boden mit dem Blute, das er vergossen, getauft hätte? *)

Dieser Plan bot allerdings eine Anzahl von Schwierigkeiten; die größte von allen war aber Fräulein von Montalais selbst.

Launenhaft, veränderlich, tückisch, unbesonnen, ausgelassen, spröde, eine mit Klauen bewaffnete Jungfrau, warf sie zuweilen mit einem Streich ihrer weißen Finger oder mit einem Hauch ihrer lachenden Lippen das Gebäude um, zu dessen Errichtung die Geduld von Malicorne einen Monat gebraucht hatte.

Abgesehen von der Liebe, war Malicorne glücklich; aber diese Liebe, die er zu fühlen sich nicht beeilen durfte, hatte er sorgfältig zu verbergen die Stärke, überzeugt, daß beim geringsten Lockern dieser Bande, mit denen er seinen weiblichen Proteus geknebelt hatte, der Dämon ihn niederwerfen und verhöhnen würde.

Er demüthigte seine Geliebte durch Geringschätzung. Brennend vor Begierde, wenn sie ihm entgegenkam, um ihn zu versuchen, besaß er die Kunst, eiskalt zu scheinen, überzeugt, wenn er die Arme öffnete, würde sie seiner spottend entfliehen.

Montalais glaubte ihrerseits Malicorne nicht zu lieben, und sie liebte ihn gerade im Gegentheil. Malicorne wiederholte ihr so oft seine Gleichgültigkeitsbetheurungen, daß sie am Ende zuweilen daran glaubte, und dann glaubte sie auch Malicorne zu hassen. Wollte

*) Malicorne: Unglückshorn.

sie ihn durch die Coquetterie zurückbringen, so machte sich Malicorne noch mehr coquet, als sie.

Was aber dahin wirkte, daß Montalais an Malicorne auf eine unauflösliche Weise hielt, war der Umstand, daß Malicorne stets nach Blois eine Mode, ein Geheimniß, ein Parfum brachte; daß Malicorne nie ein Rendez-vous verlangte und sich im Gegentheil bitten ließ, um die Gunstbezeigungen anzunehmen, welche zu erlangen er vor Begierde brannte.

Montalais war ihrerseits nicht karg an Geschichten. Durch sie erfuhr Malicorne Alles, was bei der verwitweten Hoheit vorfiel; und er machte Manicamp Erzählungen, um sich darüber zu Tode zu lachen, die dieser, aus Trägheit ganz gemacht zu Herrn von Guiche brachte, der sie zu Monsieur trug.

So war mit zwei Worten das Gewebe von kleinen Intereſſen und kleinen Verschwörungen beschaffen, das Blois mit Orleans und Orleans mit Paris verband, und das nach letzterer Stadt, wo sie eine so große Revolution zu veranlassen bestimmt war, die arme kleine La Vallière bringen sollte, die, als sie sich ganz freudig im Arm ihrer Mutter umwandte, entfernt nicht vermuthete, welche seltsame Zukunft ihr vorbehalten.

Was den guten Malicorne, wir meinen den Herrn Syndicus von Orleans, betrifft, so sah er nicht klarer in der Gegenwart, als die Anderen in der Zukunft, und er vermuthete nicht, wenn er jeden Tag von drei bis fünf Uhr, nach seinem Mittageſſen, auf der Place Sainte-Catherine mit seinem unter Ludwig XIII. geschnittenen grauen Rock und seinen Tuchschuhen, worauf dicke Quasten, spazieren ging, daß er es sei, der all dieses Gelächter, der alle diese heimlichen Küsse, all dieses heimliche Geflüster, all diesen Bänderkram und alle die hochfahrenden Pläne bezahle, welche eine Kette von fünf und vierzig Meilen vom Schloß von Blois bis zum Palais-Royal bildeten.

. . . . . .

Malicorne reiste also, wie gesagt, ab und suchte seinen Freund Manicamp auf, der sich für den Augenblick in die Stadt Orleans zurückgezogen hatte.

Es war dies gerade in der Zeit, wo dieser junge Herr sich damit beschäftigte, daß er das letzte einigermaßen anständige Kleid, das ihm blieb, verkaufte.

Er hatte vierzehn Tage vorher vom Grafen von Guiche hundert Pistolen erhalten, die einzigen, die ihn in den Stand setzen konnten, in's Feld zu ziehen und der englischen Prinzessin, welche im Havre eintreffen sollte, entgegen zu reisen.

Er hatte drei Tage zuvor fünfzig Pistolen, den Preis für das für Montalais erlangte Patent, von Malicorne eingenommen. Und Alles war wieder vergeudet.

Da er also seine Mittel erschöpft sah, so erwartete er nichts mehr, und er beabsichtigte nur noch den Verkauf seines schönen, ganz gestickten und mit Posamenten besetzten Kleides von Sammet und Tuch, das bei Hof so große Bewunderung erregt hatte.

Doch um im Stand zu sein, dieses Kleid, das letzte, das ihm blieb, wie wir dem Leser zu gestehen veranlaßt waren, zu verkaufen, war Manicamp genöthigt, das Bett zu wählen.

Kein Feuer mehr, kein Taschengeld mehr, kein Geld mehr für die Promenade, nichts mehr, als den Schlaf, um die Mahle, die Gesellschaften, die Bälle zu ersetzen.

Man hat gesagt: Wer schläft, speist zu Mittag; aber man hat nicht gesagt: Wer schläft, spielt, oder: Wer schläft, tanzt.

In die äußerste Noth versetzt, wenigstens acht Tage lang nicht mehr zu spielen oder nicht mehr zu tanzen, war Manicamp also sehr traurig. Er wartete auf einen Wucherer und sah Malicorne eintreten.

Ein Schrei der Herzensangst entschlüpfte ihm, und

er sagte mit einem Ton, den nichts wiederzugeben vermöchte:

„Wie! Ihr seid es abermals!"

„Gut! Ihr seid sehr artig!" versetzte Malicorne.

„Ah! seht Ihr, ich erwartete Geld, und statt des Geldes kommt Ihr."

„Und wenn ich Euch Geld brächte?"

„Oh! dann ist es etwas Anderes. Seid willkommen, lieber Freund."

Und er reichte die Hand, nicht der Hand von Malicorne, sondern seiner Börse.

Malicorne gab sich den Anschein, als täuschte er sich hierin, und drückte ihm die Hand.

„Und das Geld?" fragte Manicamp.

„Mein theurer Freund, wenn Ihr es haben wollt, verdient es."

„Was muß ich zu diesem Ende thun?"

„Es verdienen, bei Gott!"

„Und auf welche Art?"

„Ah! das ist mühsam, ich sage es Euch zum Voraus."

„Teufel!"

„Ihr müßt das Bett verlassen und auf der Stelle den Herrn Grafen von Guiche aufsuchen."

„Ih, aufstehen!" sagte Manicamp, während er sich wollüstig in seinem Bett streckte, „oh! nein."

„Ihr habt also alle Eure Kleider verkauft?"

„Nein, es bleibt mir noch eines, das schönste sogar, doch es wartet auf einen Käufer."

„Und Hosen?"

„Mir scheint, Ihr seht sie auf diesem Stuhl.

„Nun, da Euch Hosen und ein Wamms bleiben, zieht das Eine und das Andere an, laßt ein Pferd satteln und begebt Euch auf den Weg."

„Ganz und gar nicht."

„Warum nicht?"

„Alle Teufel! Ihr wißt also nicht, daß Herr von Guiche in Etampes ist?“

„Nein, ich glaubte, er wäre in Paris; Ihr habt somit nur fünfzehn Meilen zu machen, statt dreißig.“

„Ihr seid zum Entzücken! Wenn ich fünfzehn Meilen mit meinem Kleide mache, ist es nicht mehr benützbar, und statt es um dreißig Pistolen zu verkaufen, werde ich genöthigt sein, es um fünfzehn zu geben.“

„Gebt es, für was Ihr wollt, aber ich brauche ein neues Patent für ein Ehrenfräulein.“

„Gut! für wen? Ist denn die Montalais doppelt?“

„Abscheulicher Mensch! Ihr seid es! Ihr verschlingt zwei Vermögen: das meinige und das vom Grafen von Guiche“

„Ihr könntet wohl sagen, das des Herrn Grafen von Guiche und das Eurige.

„Ganz richtig, Ehre dem Ehre gebührt; doch ich komme auf mein Patent zurück.“

„Und Ihr habt Unrecht.“

„Beweist mir das.“

„Mein Freund, es wird nur zwölf Ehrenfräulein für Madame geben; ich habe schon für Euch erlangt, was sich zwölfhundert Frauen streitig machen, und ich mußte hiezu große Diplomatie entwickeln.“

„Ja, ich weiß, daß Ihr heldenmüthig gewesen seid, theurer Freund.“

„Man ist bewandert in den Angelegenheiten.“

„Wem sagt Ihr das! Wenn ich König sein werde, verspreche ich Euch auch Eines.“

„Was? Euch Malicorne I. zu nennen.

„Nein, aber Euch zum Oberintendanten meiner Finanzen zu machen; doch hierum handelt es sich nicht.“

„Leider.“

„Es handelt sich darum, mir eine zweite Anstellung eines Ehrenfräuleins zu verschaffen.“

„Mein Freund, und wenn Ihr mir den Himmel

verſprächet, würde ich mich in dieſem Augenblick nicht in Bewegung ſetzen."

Malicorne ließ die Taſche klingen und erwiederte: „Es ſind hier zwanzig Piſtolen."

„Mein Gott! was wollt Ihr mit zwanzig Piſtolen machen?"

„Ei!" ſagte Malicorne ein wenig ärgerlich, „und würde ich ſie nur den fünfhundert beifügen, die Ihr mir ſchon ſchuldig ſeid."

„Ihr habt Recht," ſprach Manicamp, abermals die Hand ausſtreckend, „unter dieſem Geſichtspunkt kann ich ſie annehmen. Gebt."

„Einen Augenblick Geduld . . . was Teufels! damit iſt nicht Alles abgemacht, daß man die Hand ausſtreckt; bekomme ich mein Patent, wenn ich Euch die zwanzig Piſtolen gebe?"

„Allerdings."

„Bald?"

„Heute."

„Oh! nehmt Euch in Acht, Herr von Manicamp, Ihr ſeid zu raſch mit Euren Verſprechungen, und ich verlange nicht ſo viel von Euch. Dreißig Meilen an einem Tag, das iſt zu viel, und Ihr würdet Euch dadurch den Tod zuziehen."

„Um einem Freund gefällig zu ſein, finde ich nichts unmöglich."

„Ihr ſeid heldenmüthig."

„Wo ſind die zwanzig Piſtolen?"

„Hier ſind ſie," erwiederte Malicorne, indem er ſie zeigte.

„Gut."

„Aber, mein lieber Manicamp, Ihr werdet ſie nur in Poſtpferden aufzehren."

„Nein, ſeid unbeſorgt."

„Verzeiht! Fünfzehn Meilen von hier nach Etampes."

„Vierzehn."

„Es mag sein; vierzehn Meilen machen sieben Posten; zu zwanzig Sous die Post sieben Livres; sieben Courier-Livres, vierzehn; eben so viel für die Rückkehr, acht und zwanzig; Abendbrod und Nachtlager eben so viel; das macht ungefähr sechzig Livres, die Euch diese Gefälligkeit kosten wird."

Manicamp streckte sich wie eine Schlange in seinem Bett aus, heftete seine großen Augen auf Malicorne und sagte:

„Ihr habt Recht, ich werde vor morgen nicht zurückkommen können."

Und er nahm die zwanzig Pistolen.

„Sprecht also."

„Da ich erst morgen zurückkommen kann, so haben wir Zeit."

„Zeit, was zu thun?"

„Zeit, zu spielen."

„Um was wollt Ihr spielen?"

„Um Eure zwanzig Pistolen, bei Gott!"

„Nein, Ihr gewinnt immer."

„So wette ich mit Euch darum."

„Gegen was?"

„Gegen zwanzig andere."

„Und was wird der Gegenstand der Wette sein?"

„Hört. Wir sagten vierzehn Meilen nach Etampes?"

„Ja."

„Vierzehn zurück?"

„Ja."

„Folglich acht und zwanzig Meilen."

„Allerdings."

„Für diese acht und zwanzig Meilen bewilligt Ihr mir wohl vierzehn Stunden?"

„Ich bewillige sie Euch."

„Eine Stunde, um den Grafen von Guiche aufzusuchen."

„Gut."

„Und eine, um ihn den Brief von Monsieur schreiben zu lassen?"

„Vortrefflich."

„Sechzehn im Ganzen."

„Ihr rechnet wie Colbert."

„Es ist Mittag."

„Halb ein Uhr."

„Ah! Ihr habt eine schöne Uhr."

„Ihr sagtet," sprach Malicorne, und steckte seine Uhr wieder in die Hosentasche.

„Ah! es ist wahr; ich bot Euch an, zwanzig Pistolen gegen die zu wetten, welche Ihr mir geliehen habt, daß Ihr den Brief vom Grafen von Guiche bekommen werdet . . . binnen . . ."

„Binnen?"

„Binnen acht Stunden."

„Habt Ihr ein geflügeltes Pferd?"

„Das ist meine Sache. Wettet Ihr immer noch?"

„Ich soll den Brief des Grafen in acht Stunden bekommen?"

„Ja."

„Unterzeichnet."

„Ja."

„In die Hand?"

„Wohl! es sei; ich wette," sagte Malicorne, neugierig, zu erfahren, wie sein Kleiderverkäufer sich herausziehen würde.

„Ist das abgemacht?"

„Abgemacht."

„So gebt mir Feder, Tinte und Papier."

„Hier."

„Ah!"

Manicamp erhob sich mit einem Seufzer, stützte sich auf seinen linken Ellenbogen und schrieb mit seiner schönsten Handschrift folgende Zeilen:

„„Gut für eine Stelle als Ehrenfräulein von Ma-

dame, welche der Herr Graf von Guiche nach Sicht zu erlangen übernehmen wird.

„„Von Manicamp.““

Nachdem diese mühsame Arbeit vollbracht war, streckte sich Manicamp seiner ganzen Länge nach wieder aus.

„Nun!“ fragte Malicorne, „was soll das bedeuten?“

„Das soll bedeuten, daß, wenn Ihr Eile habt, den Brief des Grafen von Guiche für Monsieur zu erhalten, meine Wette für mich gewonnen ist.“

„Wie so?“

„Das ist ganz klar, wie mir scheint, Ihr nehmt dieses Papier.“

„Ja.“

„Ihr reist an meiner Stelle ab.“

„Ah!“

„Ihr laßt Eure Pferde gehörig laufen.“

„Gut.“

„In sechs Stunden seid Ihr in Etampes, in sieben Stunden habt Ihr den Brief des Grafen, und ich habe meine Wette gewonnen, ohne daß ich mich aus meinem Bette rühre, was mich und wohl auch Euch zufrieden stellt.“

„Manicamp, Ihr seid entschieden ein großer Mann.“

„Ich weiß es wohl.“

„Ich reise nach Etampes ab.“

„Ihr reist.“

„Ich suche den Grafen von Guiche mit dieser Anweisung auf.“

„Er gibt Euch eine ähnliche für Monsieur.“

„Ich begebe mich nach Paris.“

„Ihr sucht Monsieur mit der Anweisung des Grafen von Guiche auf.“

„Monsieur willigt ein.“

„Auf der Stelle.“

„Ich erhalte mein Patent.“

„Ihr erhaltet es.“

„Ah!“

„Ich hoffe, ich bin artig.“

„Anbetungswürdig.“

„Ich danke.“

„Ihr macht also mit dem Grafen von Guiche, was Ihr wollt, mein lieber Manicamp!“

„Alles, das Geld ausgenommen.“

„Teufel! die Ausnahme ist ärgerlich! Verlangtet Ihr aber, statt Geld von ihm zu verlangen . . .“

„Was?“

„Etwas Wichtiges!“

„Was nennt Ihr wichtig?“

„Wenn Euch zum Beispiel einer von Euren Freunden um einen Dienst bäte?“

„So würde ich ihm denselben nicht leisten.“

„Selbstsüchtiger!“

„Oder ich würde ihn wenigstens fragen, welchen Dienst er mir dagegen leisten werde.“

„Ah! das lasse ich mir gefallen. Nun! dieser Freund spricht mit Euch.“

„Ihr, Malicorne?“

„Ich.“

„Ah! Ihr seid also sehr reich?“

„Ich habe noch fünfzig Pistolen.“

„Gerade die Summe, die ich brauche. Wo sind die fünfzig Pistolen?“

„Hier,“ erwiederte Malicorne, an seine Tasche klopfend.

„So sprecht, mein Lieber; was wollt Ihr haben?“

Malicorne nahm wieder die Tinte, die Feder und das Papier und reichte Alles Manicamp.

„Schreibt,“ sagte er.

„Dictirt.“

„„Gut für eine Stelle im Hause von Monsieur.“

„Hoho!“ machte Manicamp, indem er die Feder in die Höhe hob, „eine Stelle im Hause von Monsieur für fünfzig Pistolen!“

„Ihr habt schlecht gehört, mein Lieber.“

„Wie habt Ihr denn gesagt?“

„Fünfhundert.“

„Und die fünfhundert?“

Malicorne zog aus seiner Tasche eine Rolle Gold, stieß sie an einem Ende ab und erwiederte:

„Hier sind sie.“

Manicamp verschlang die Rolle mit den Augen, diesmal aber hielt sie Malicorne in der Entfernung.

„Ah! was sagt Ihr dazu? Fünfhundert Pistolen?“

„Ich sage, daß Ihr meinen Credit abnutzen werdet,“ erwiederte Manicamp, während er die Feder wieder nahm; „dictirt.“

Malicorne fuhr fort:

„Die mein Freund der Graf von Guiche von Monsieur für meinen Freund Malicorne erlangen wird.“

„Hier,“ sagte Manicamp.

„Verzeiht, Ihr habt zu unterzeichnen vergessen.“

„Ah! es ist wahr. Die fünfhundert Pistolen?“

„Hier sind zweihundert und fünfzig.“

„Und die zweihundert und fünfzig weiteren?“

„Wenn ich meine Stelle habe.“

Manicamp machte eine Grimasse und erwiederte:

„Dann gebt mir die Empfehlung.“

„Wozu?“

„Um ein Wort beizufügen.“

„Ein Wort?“

„Ja, ein einziges.“

„Welches?“

„Dringend.“

Malicorne gab die Empfehlung zurück; Manicamp fügte das Wort bei.

„Gut!“ sagte Malicorne und nahm das Papier wieder.

Manicamp fing an die Piſtolen zu zählen.

„Es fehlen zwanzig,“ ſagte er.

„Wie ſo?“

„Die zwanzig, die ich gewonnen habe.“

„Wo?“

„Indem ich mit Euch wettete, Ihr würdet den Brief des Grafen von Guiche in acht Stunden haben.“

„Ganz richtig,“ ſagte Malicorne.

Und er gab ihm die zwanzig Piſtolen.

Manicamp nahm das Gold mit vollen Händen und ließ es in Cascaden auf ſein Bett regnen.

„Nun,“ murmelte Malicorne, während er ſein Papier trocknen ließ, „das iſt eine Stelle, die von Anfang mehr zu koſten ſcheint, als die erſte, aber . . .“

Er hielt inne, nahm ebenfalls die Feder und ſchrieb an die Montalais:

„Mein Fräulein, verkündiget Eurer Freundin, ihr Anſtellungspatent werde ihr ohne Verzug zukommen; ich reiſe ab, um es unterzeichnen zu laſſen: ich werde ſechs und achtzig Meilen aus Liebe für Euch gemacht haben.“

Dann mit einem teufliſchen Lächeln in dem unterbrochenen Satz fortfahrend:

„Das iſt eine Stelle, die mich von Anfang mehr zu koſten ſcheint, als die erſte; aber . . . der Nutzen wird, wie ich hoffe, im Verhältniß zur Ausgabe ſtehen . . . und Fräulein de la Vallière wird mir mehr eintragen, als Fräulein von Montalais, oder . . . oder ich will nicht mehr Malicorne heißen. Guten Tag, Manicamp.“

Und er entfernte ſich.

XI.

Der Hof vom Hotel Grammont.

Als Malicorne nach Orleans kam, erfuhr er, der Graf von Guiche sei nach Paris abgereist.

Malicorne ruhte zwei Stunden und setzte seine Reise fort.

Er kam in der Nacht in Paris an, stieg in einem kleinen Gasthause ab, in dem er gewöhnlich bei seinen Reisen nach der Hauptstadt sein Quartier nahm, und fand sich am andern Morgen um acht Uhr im Hotel Grammont ein.

Es war Zeit, daß Malicorne ankam.

Der Graf von Guiche schickte sich an, von Monsieur Abschied zu nehmen, ehe er nach dem Havre abging, wo die Elite des französischen Adels Madame bei ihrer Ankunft von England einholte.

Malicorne nannte den Namen Manicamp und wurde eingeführt.

Der Graf von Guiche war im Hof des Hotel Grammont und besichtigte seine Equipagen, welche Bereiter und Stallmeister an ihm vorüberführen ließen.

Der Graf lobte oder tadelte vor seinen Handwerksleuten und seinen Dienern die Kleider, die Pferde und die Geschirre, die man ihm gebracht hatte, als man ihm mitten in dieser wichtigen Beschäftigung den Namen Manicamp zuwarf.

„Manicamp!“ rief er, „er trete ein, er trete ein!“

Und er machte vier Schritte gegen das Hofthor.

Malicorne schlüpfte durch das halb geöffnete Thor herein und sagte, indem er den Grafen anschaute, der sehr erstaunt war, als er ein unbekanntes Gesicht statt des erwarteten erblickte:

„Verzeiht, Herr Graf, ich glaube, man hat einen Irrthum begangen: man hat Euch Manicamp selbst gemeldet und es ist nur sein Abgesandter.“

„Ah! ah!“ machte Guiche, ein wenig abgekühlt, „und Ihr bringt mir?“

„Einen Brief, Herr Graf.“

Malicorne überreichte die erste Empfehlung und beobachtete das Gesicht des Grafen.

Dieser las und lachte.

„Abermals,“ sagte er, „abermals ein Ehrenfräulein! Ah! dieser drollige Manicamp begünstigt also alle Ehrenfräulein von Frankreich!“

Malicorne verbeugte sich.

„Und warum kommt er nicht selbst?“ fragte der Graf.

„Er liegt im Bette.“

„Ah! Teufel! Er hat also kein Geld?“

Malicorne zuckte die Achseln.

„Aber was thut er denn mit seinem Geld?“

Malicorne machte eine Bewegung, welche besagen wollte, er wisse über diesen Artikel eben so wenig, als der Graf selbst.

„So benütze er seinen Credit,“ fuhr Guiche fort.

„Ah! ich glaube Eines?“

„Was?“

„Manicamp hat nur bei Euch, Herr Graf, Credit.“

„Er wird sich also nicht im Havre einfinden?“

Wieder eine Bewegung von Malicorne.

„Das ist unmöglich, Jedermann wird dort sein.“

„Herr Graf, ich hoffe, er wird eine so schöne Gelegenheit nicht versäumen.“

„Er müßte schon in Paris sein.“

„Manicamp wird einen kürzeren Weg einschlagen, um die verlorene Zeit wieder einzuholen.“

„Und wo ist er?“

„In Orleans.“

„Mein Herr,“ sagte Guiche sich verbeugend, „Ihr scheint mir ein Mann von gutem Geschmack zu sein.“

Malicorne trug das Kleid von Manicamp.

Er verbeugte sich ebenfalls und erwiederte:

„Ihr erweist mir große Ehre, Herr Graf.“

„Mit wem habe ich das Vergnügen zu sprechen?“

„Ich heiße Malicorne, Herr Graf.“

„Herr von Malicorne, wie findet Ihr die Holfter von diesen Pistolen?“

Malicorne war ein Mann von Geist; er begriff die Lage der Dinge. Ueberdies stellte ihn das vor seinen Namen gesetzte von auf die Höhe von demjenigen, welcher mit ihm sprach.

Er betrachtete die Holfter als Kenner und antwortete, ohne zu zögern:

„Ein wenig plump, Herr Graf.“

„Ihr seht!“ sprach der Graf zu dem Sattler, „dieser Herr, der ein Mann von Geschmack ist, findet Eure Holfter plump. Was sagte ich Euch vorhin?“

Der Sattler entschuldigte sich.

„Und was haltet Ihr von diesem Pferd?“ fragte Guiche; „das ist auch ein Ankauf, den ich gemacht habe.“

„Dem Aussehen nach scheint es mir vortrefflich, doch ich müßte es reiten, um Euch meine Ansicht zu sagen.“

„Nun, so reitet es, Herr von Malicorne, und laßt es einige Male die Schule durchmachen.“

Der Hof des Hotel war in der That so beschaffen, daß er zur Noth als Reitschule dienen konnte.

Ohne verlegen zu werden, nahm Malicorne Stange und Trense zusammen, faßte die Mähne mit der linken Hand, stellte seinen Fuß in den Steigbügel, schwang sich auf und setzte sich im Sattel fest.

Das erste Mal ließ er das Pferd die Runde im Hof im Schritt machen.

Das zweite Mal im Trab.

Und das dritte Mal im Galopp.

Dann hielt er vor dem Grafen an, stieg ab und warf die Zügel einem Reitknecht zu.

„Nun, was sagt Ihr dazu, Herr von Malicorne?“ fragte der Graf.

„Herr Graf,“ antwortete Malicorne, „dieses Pferd ist von mecklenburgischer Race. Als ich nachsah, ob das Gebiß gut auf den Stangen aufliege, bemerkte ich, daß es sieben Jahre alt ist. Das ist das geeignete Alter für ein Schlachtroß. Der Vordertheil ist leicht. Ein Pferd mit plattem Kopf, pflegt man zu sagen, ermüdet die Hand des Reiters nie. Der Widerrist ist ein wenig nieder. Das Hängen des Kreuzes könnte mich an der Reinheit der deutschen Race zweifeln lassen. Es muß englisches Blut haben. Das Thier ist gerade auf seinem Aplomb; aber es muß im Trab mit den Hintereisen an die Vorderfüße streifen, und es ist Behutsamkeit beim Beschlag nothwendig. Es ist übrigens geschmeidig und leicht zu behandeln. Bei den Volten und Fußveränderungen habe ich die Hülfen fein gefunden.“

„Gut geurtheilt,“ rief der Graf, „Ihr seid ein Kenner, Herr von Malicorne!“

Dann den Ankömmling näher beschauend, sagte Guiche zu Malicorne:

„Ihr habt da ein reizendes Kleid. Ich denke, es kommt nicht aus der Provinz; in Tours oder Orleans arbeitet man nicht in diesem Geschmack.“

„Nein, Herr Graf, dieses Kleid kommt in der That von Paris.“

„Ja, das sieht man . . . Doch kehren wir zu unserer Angelegenheit zurück . . . Manicamp will also ein zweites Ehrenfräulein machen?“

„Ihr seht, was er Euch schreibt, Herr Graf.“

„Wer war die Erste?“

Malicorne fühlte, wie ihm die Röthe zu Gesicht stieg und antwortete hastig:

„Eine reizende junge Dame, Fräulein von Montalais.“

„Ah! ah! Ihr kennt sie, mein Herr?“

„Ja, es ist gleichsam meine Braut.“

„Dann ist es etwas Anderes . . . Tausend Glückwünsche!“ rief Guiche, auf dessen Lippen schon ein Höflingsscherz schwebte, den aber der Titel Braut, welchen Malicorne Fräulein von Montalais gab, an die den Frauen schuldige Achtung erinnerte.

„Und für wen ist das zweite Patent?“ fragte Guiche. „Für die Braut von Manicamp? Dann beklage ich sie. Das arme Mädchen wird einen schlimmen Burschen zum Gatten haben.“

„Nein, Herr Graf. Das zweite Patent ist für Fräulein La Baume Le Blanc de la Vallière.“

„Unbekannt,“ sagte Guiche.

„Unbekannt, ja, Herr Graf,“ sprach Malicorne lächelnd.

„Gut! ich werde mit Monsieur sprechen. Doch sagt, ist sie von Adel?“

„Von sehr gutem Hause. Ehrenfräulein von Madame Witwe.“

„Wollt Ihr mich nun zu Monsieur begleiten?“

„Gern, wenn Ihr mir diese Ehre bewilligt.“

„Habt Ihr Euren Wagen?“

„Nein, ich bin zu Pferde gekommen.“

„In diesem Kleid?“

„Nein, Herr Graf, ich komme von Orleans mit der Post und habe mein Reisekleid mit diesem gewechselt, um bei Euch erscheinen zu können.“

„Ah! es ist wahr, Ihr sagtet mir, Ihr kämet von Orleans.“

Und er steckte den Brief, indem er ihn zerknitterte, in seine Tasche.

„Herr Graf,“ sprach Malicorne schüchtern, „ich glaube, Ihr habt nicht Alles gelesen.“

„Wie, ich habe nicht Alles gelesen?“

„Nein, es waren zwei Billets in demselben Umschlag.“

„Ah! ah! seid Ihr dessen sicher?“

„Sehr sicher.“

Und der Graf öffnete den Umschlag noch einmal und sagte:

„Ah! es ist meiner Treue wahr.“ Dann entfaltete er das Papier, das er nicht gelesen hatte, und sprach:

„Ich vermuthete es, eine andere Empfehlung für eine Stelle bei Monsieur; dieser Manicamp ist ein wahrer Abgrund! Ah! der Ruchlose, er treibt also Handel damit!“

„Nein, Herr Graf, er will ein Geschenk damit machen.“

„Wem?“

„Mir.“

„Warum sagtet Ihr mir das nicht sogleich, mein lieber Herr von Mauvaisecorne?“

„Malicorne.“

„Ah! verzeiht; das Lateinische verwirrt mich. Die verfluchte Gewohnheit der Etymologien! Warum des Teufels läßt man die jungen Leute von Familie Latelnisch lernen? Mala, mauvaise. Ihr begreift, das ist dasselbe. Nicht wahr, Ihr verzeiht mir, Herr von Malicorne?“

„Eure Güte rührt mich, Herr Graf, doch das ist ein Grund, daß ich Euch sogleich etwas bemerke.“

„Was, mein Herr?“

„Ich bin kein Edelmann: ich habe ein gutes Herz, habe ein wenig Verstand und heiße Malicorne schlechtweg.“

„Nun wohl!“ sagte der Graf, indem er das boshafte Gesicht des Andern anschaute, „Ihr macht auf mich die Wirkung eines liebenswürdigen Mannes. Ich liebe Euer Gesicht, Herr Malicorne; Ihr müßt wüthend gute Eigenschaften besitzen, daß Ihr diesem selbstsüchtigen Manicamp gefallen habt. Sprecht offenherzig, Ihr seid ein Heiliger, der auf die Erde herabgestiegen.“

„Warum dies?“

„Alle Wetter! daß er Euch etwas schenkt. Habt Ihr nicht gesagt, er wolle Euch ein Geschenk mit einer Stelle bei Monsieur machen?“

„Verzeiht, Herr Graf, erhalte ich diese Stelle, so wird er sie mir nicht geschenkt haben, sondern Ihr!“

„Und dann hat er sie Euch vielleicht nicht ganz umsonst geschenkt?“

„Herr Graf!“

„Wartet doch, es gibt einen Malicorne in Orleans. Bei Gott! so ist es! er leiht dem Herrn Prinzen Geld!“

„Ich glaube, das ist mein Vater.“

„Ah! gut. Der Herr Prinz hat den Vater, und der abscheuliche Vergeuder Manicamp hat den Sohn. Nehmt Euch in Acht, mein Herr, ich kenne ihn; er wird Euch beim Teufel bis auf die Knochen abnagen.“

„Ich borge nur ohne Interesse, Herr Graf!“ erwiederte Malicorne lächelnd.

„Ich sagte ja, Ihr seid ein Heiliger, oder etwas Aehnliches, Herr Malicorne; Ihr bekommt die Stelle, oder ich will meinen Namen verlieren.“

„Ah! Herr Graf, wie dankbar bin ich Euch!“ rief Malicorne entzückt.

„Zum Prinzen also, mein lieber Herr Malicorne, gehen wir zum Prinzen.“

Hienach ging Guiche auf die Thüre zu und bedeutete Malicorne durch ein Zeichen, er möge ihm folgen.

Doch in dem Augenblick, wo sie über die Schwelle schreiten wollten, erschien auf der andern Seite ein junger Mann.

Es war ein Cavalier von vier und zwanzig bis fünf und zwanzig Jahren, mit bleichem Gesicht, dünnen Lippen, glänzenden Augen und braunen Haaren und Augenbraunen.

„Ei! guten Morgen,“ sagte er, während er Guiche rasch gleichsam in das Innere des Hofes zurückschob.

„Ah! Ihr seid es, Herr von Wardes, Ihr gestiefelt und gespornt und die Reitpeitsche in der Hand.“

„So geziemt es sich für einen Mann, der nach dem Havre abreist. Morgen wird Niemand mehr in Paris sein."

Nach diesen Worten verbeugte sich der Eintretende ceremoniös vor Malicorne, dem sein schönes Kleid ein fürstliches Aussehen verlieh.

„Herr Malicorne," sagte Guiche zu seinem Freunde.

Von Wardes verbeugte sich abermals.

„Sprecht, Wardes," fuhr Guiche fort, „sagt uns, Ihr, der Ihr auf solche Dinge lauert, welche Stellen sind noch bei Hofe oder vielmehr im Hause von Monsieur zu vergeben?"

„Im Hause von Monsieur," erwiederte Wardes, indem er, um zu suchen, die Augen zum Himmel aufschlug, „wartet doch, ich glaube die des Oberststallmeisters."

„Oh!" rief Malicorne, „sprechen wir nicht von solchen Posten, mein Ehrgeiz geht nicht bis bis zum vierten Theil dieses Rangs."

Wardes hatte einen mißtrauischeren Blick, als Guiche, er errieth Malicorne sogleich.

„Es ist wahr," sagte er, Malicorne messend, „um diese Stelle einzunehmen, muß man Herzog oder Pair sein."

„Ich verlange nur eine sehr bescheidene Stelle," erwiederte Malicorne, „ich bin wenig und überschätze mich durchaus nicht."

„Herr Malicorne, den Ihr hier seht," sagte Guiche zu Wardes, „ist ein reizender junger Mann, der nur das Unglück hat, kein Edelmann zu sein. Doch, Ihr wißt, ich kümmere mich wenig darum, ob man Edelmann ist."

„Einverstanden!" sprach Herr von Wardes, „aber ich muß Euch nur bemerken, mein lieber Graf, daß man ohne Rang vernünftiger Weise nicht auf eine Bedienstung bei Monsieur hoffen kann."

„Es ist wahr," erwiederte der Graf, „die Etiquette ist streng. Teufel! Teufel! daran dachten wir nicht."

„Ah! das ist ein großes Unglück für mich," rief Malicorne leicht erbleichend, „ein großes Unglück, Herr Graf!"

„Doch es gibt wohl ein Mittel dagegen, wie ich hoffe," versetzte Guiche.

„Bei Gott!" rief Herr von Wardes, „das Mittel ist gefunden, man macht Euch zum Edelmann, mein lieber Herr. Seine Eminenz der Cardinal Mazarini that nichts Anderes vom Morgen bis zum Abend."

„Friede! Friede! Wardes," sagte der Graf, „keinen schlechten Spaß; es geziemt sich nicht, daß wir unter uns so scherzen; allerdings läßt sich der Adel erkaufen, doch dieses Unglück ist groß genug, daß Edelleute nicht darüber lachen sollten."

„Meiner Treue! Du bist sehr Puritaner, wie die Engländer sagen."

„Der Herr Vicomte von Bragelonne," meldete ein Bedienter in den Hof hinein, wie er es in einen Salon gethan hätte.

„Ah! lieber Raoul, komm, komm doch. Auch gestiefelt und gespornt! Du reisest also ebenfalls ab?"

Bragelonne näherte sich der Gruppe der jungen Männer und grüßte mit der ihm eigenthümlichen ernsten, sanften Miene. Sein Gruß war besonders an Herrn von Wardes gerichtet, den er nicht kannte, und dessen Züge, als er Raoul erscheinen sah, sich mit einer besonderen Kälte bewaffnet hatten.

„Mein Freund," sagte er zu Guiche, „ich komme, um Dich um Deine Gesellschaft zu bitten. Ich denke, wir reisen nach dem Havre?"

„Ah! das ist herrlich, das ist köstlich! Wir werden eine vortreffliche Reise machen! Herr Malicorne, Herr von Bragelonne. Ah! ich stelle Dir Herrn von Wardes vor."

Die zwei jungen Leute tauschten eine abgemessene

Begrüßung aus. Dieſe beiden Naturen ſchienen von Anfang an geneigt, ſich gegenſeitig zu bekriegen. Von Wardes war geſchmeidig, fein, gleißneriſch; Raoul ernſt, erhaben, gewandt.

„Bringe Wardes und mich in Einklang, Raoul.“

„Worüber?“

„Ueber den Adel.“

„Wer ſoll ſich darauf verſtehen, wenn nicht ein Grammont?“

„Ich verlange von Dir keine Komplimente, ſondern Deine Anſicht.“

„Dann muß ich wenigſtens den Gegenſtand des Streites kennen.“

„Wardes behauptet, man treibe Mißbrauch mit den Titeln; ich behaupte, der Titel ſei für den Menſchen unnöthig.“

„Und Du haſt Recht,“ ſprach Bragelonne mit ruhigem Tone.

„Aber ich auch,“ verſetzte Herr von Wardes mit einer gewiſſen Hartnäckigkeit, „ich behaupte auch, daß ich Recht habe.“

„Was ſagtet Ihr, mein Herr?“

„Ich ſagte, man thue in Frankreich Alles, was nur immer möglich, um die Edelleute zu demüthigen.“

„Wer thut das?“ fragte Raoul.

„Der König ſelbſt; er umgibt ſich mit Leuten, welche die Ahnenprobe zu machen nicht im Stande wären.“

„Geht doch,“ rief Guiche, „ich weiß nicht, wo des Teufels Ihr das geſehen habt, Wardes.“

„Ein einziges Beiſpiel,“ ſagte Herr von Wardes. Und er bedeckte Bragelonne ganz mit ſeinem Blick.

„Sprich.“

„Weißt Du, wen man zum General Kapitän der Musketiere ernannt hat, eine Stelle, die ſo viel werth iſt, als die Pairie, eine Stelle, die den Vortritt vor den Marſchällen von Frankreich verleiht?“

Raoul fing an zu erröthen, denn er sah, worauf Herr von Wardes abzielte.

„Nein; wen hat man dazu ernannt? Es kann jeden Falls noch nicht lange geschehen sein, denn vor acht Tagen war die Stelle noch erledigt, so daß sie der König Monsieur, der sie für einen von seinen Günstlingen verlangte, verweigert hat.“

„Nun wohl! mein Lieber, der König hat sie dem Günstling von Monsieur verweigert, um sie dem Chevalier d'Artagnan, einem Junker aus der Gascogne, zu geben, der den Degen dreißig Jahre in den Vorzimmern geschleppt hat.“

„Verzeiht, mein Herr, daß ich Euch unterbreche,“ sagte Raoul, indem er Herrn von Wardes einen Blick voll Strenge zuwarf, „mir scheint, Ihr kennt denjenigen nicht, von welchem Ihr sprecht.“

„Ich kenne Herrn d'Artagnan nicht! Ei! mein Gott, wer kennt ihn denn nicht?“

„Mein Herr,“ entgegnete Raoul mit mehr Ruhe und Kälte, „diejenigen, welche ihn kennen, sind verpflichtet, zu sagen, daß er, wenn er auch kein so guter Edelmann ist, als der König, was nicht ihm zur Last fällt, doch allen Königen der Welt an Muth und Rechtschaffenheit gleichkommt. Das ist meine Meinung, mein Herr, und ich kenne, Gott sei Dank, Herrn d'Artagnan seit meiner Geburt.“

XII.

Das Portrait von Madame.

Der Streit sollte bitter werden, das begriff der Graf von Guiche vollkommen.

In dem Blick von Bragelonne lag etwas offenbar Feindseliges.

In dem von Wardes war etwas wie die Berechnung eines Angriffs.

Ohne sich von den verschiedenen Gefühlen, welche seine beiden Freunde in Bewegung setzten, Rechenschaft zu geben, beabsichtigte Guiche den Schlag zu pariren, der, wie er fühlte, bald von dem Einen oder dem Andern, oder vielleicht von allen Beiden geführt werden würde.

„Meine Herren," sagte er, „wir müssen uns verlassen, ich muß mich zu Monsieur begeben. Verabreden wir uns .... Du, Wardes, komm mit mir in den Louvre; Du, Raoul, bleibst der Herr des Hauses, und da Du der Rath von Allem bist, was hier geschieht, so wirst Du einen letzten Blick auf die Vorkehrungen zu meiner Abreise werfen."

Als ein Mensch, der einen Streit weder sucht, noch fürchtet, machte Raoul mit dem Kopf ein Zeichen der Einwilligung und setzte sich auf eine Bank in der Sonne.

„Gut," sprach Guiche, „bleibe hier, Raoul, und laß Dir die Pferde zeigen, die ich gekauft habe, Du wirst mir Deine Meinung sagen, denn ich habe sie nur unter der Bedingung gekauft, daß Du den Handel ratificirest. Ah! verzeih, ich vergaß, mich nach dem Befinden des Herrn Grafen de la Fère zu erkundigen."

Während er diese Worte sprach, beobachtete er

Herrn von Wardes und suchte die Wirkung zu erforschen, die auf ihn der Name des Vaters von Raoul hervorbrächte.

„Ich danke," erwiederte der junge Mann, „der Herr Graf befindet sich wohl."

Ein Blick des Hasses zuckte in den Augen von Wardes.

Von Guiche schien diesen düsteren Schimmer nicht zu bemerken; er drückte Raoul die Hand und sagte zu ihm:

„Es ist abgemacht, nicht wahr, Raoul, Du kommst zu uns in den Hof des Palais-Royal?"

Dann hieß er Wardes, der sich bald auf einem Fuß, bald auf dem anderen wiegte, ihm folgen und sprach:

„Wir gehen, kommt, Herr Malicorne."

Dieser Name machte Raoul beben; es kam ihm vor, als hätte er denselben schon einmal aussprechen hören, doch er konnte sich nicht erinnern, bei welcher Gelegenheit.

Während er, halb träumerisch, halb aufgebracht durch sein Gespräch mit Wardes, sich zu entsinnen suchte, begaben sich die drei jungen Leute nach dem Palais-Royal, wo Monsieur wohnte.

Malicorne begriff zwei Dinge.

Einmal, daß die jungen Leute sich etwas zu sagen hatten.

Sodann, daß er nicht in derselben Reihe mit ihnen gehen durfte.

Er blieb hinten.

„Seid Ihr ein Narr?" sagte Guiche zu seinem Gefährten, als sie einige Schritte außerhalb des Hotel Grammont gemacht hatten, „Ihr greift d'Artagnan an, und dies in Gegenwart von Raoul?"

„Nun, und was hernach?"

„Wie, hernach?"

„Allerdings; ist es verboten, d'Artagnan anzugreifen?"

„Ihr wißt aber wohl, daß Herr d'Artagnan den vierten Theil von dem so glorreichen und so furchtbaren Ganzen gethan hat, was man die Musketiere nennt."

„Es mag sein; doch ich sehe nicht ein, warum mich das abhalten soll, Herrn d'Artagnan zu hassen."

„Was hat er Euch gethan?"

„Ah! mir nichts."

„Warum haßt Ihr ihn dann?"

„Fragt den Schatten meines Vaters."

„In der That, mein lieber von Wardes, Ihr setzt mich in Erstaunen. Herr d'Artagnan ist keiner von den Menschen, die eine Feindschaft hinter sich lassen, ohne ihre Rechnung zu bereinigen. Euer Vater war, wie man mir gesagt, stets bei der Hand. Es gibt aber keine so heftige Feindschaften, die sich nicht im Blute eines guten und redlichen Degenstichs abwaschen."

„Was wollt Ihr, lieber Freund? Dieser Haß bestand zwischen meinem Vater und Herrn d'Artagnan; er hat mir, als ich noch ein Kind war, davon erzählt, und es ist das ein besonderes Legat, das er mir unter seinem Erbe hinterließ."

„Und dieser Haß hatte Herrn d'Artagnan allein zum Gegenstand?"

„Oh! Herr d'Artagnan ist zu gut mit seinen drei Freunden zu einer Masse verbunden, als daß die Ueberfülle nicht auf sie zurückspringen sollte, und glaubt mir, dieser Haß ist so beschaffen, daß sich die Anderen ihrerseits eintretenden Falls nicht zu beklagen haben werden."

Herr von Guiche hatte die Augen auf Wardes geheftet; er schauerte, als er das bleiche Lächeln des jungen Mannes sah. Etwas wie eine Ahnung machte seinen Geist beben; er sagte sich, die Zeit der gewaltigen Degenstiche unter Edelleuten sei vorüber, aber der Haß, indem er im Grunde des Herzens austrete, statt

sich nach Außen zu ergießen, sei nicht minder Haß; das Lächeln sei oft so unheilschwanger, als die Drohung, und, mit einem Wort, nach den Vätern, die sich mit dem Herzen gehaßt und mit dem Arme bekämpft, kämen die Söhne, die sich auch mit dem Herzen hassen, aber nur mit der Intrigue oder dem Verrath bekämpfen würden.

Da es jedoch nicht Raoul war, den er im Verdacht der Intrigue oder des Verraths hatte, so bebte der Graf von Guiche für Raoul.

Während aber diese unheimlichen Gedanken die Stirne von Guiche verdüsterten, war Herr von Wardes wieder völlig Herr seiner selbst geworden.

„Uebrigens," sagte er, „übrigens grolle ich Herrn von Bragelonne nicht persönlich, ich kenne ihn nicht."

„Jeden Falls vergeßt nicht, Herr von Wardes, daß Raoul mein bester Freund ist," sprach Herr von Guiche mit einer gewissen Strenge.

Von Wardes verbeugte sich.

Das Gespräch endigte hiebei, obgleich Herr von Guiche alles Mögliche that, um das Geheimniß seinem Herzen zu entlocken; Wardes war ohne Zweifel entschlossen, nicht mehr zu sagen, und blieb unerforschlich.

Der Graf von Guiche gedachte sich mehr Befriedigung bei Raoul zu verschaffen.

Mittlerweile kam man in das Palais-Royal, das von einer Menge Neugieriger umgeben war.

Der Hausstaat von Monsieur erwartete dessen Befehle, um zu Pferde zu steigen und die mit der Einholung der jungen Prinzessin beauftragten Botschafter zu geleiten.

Dieses Gepränge von Pferden, Waffen und Livreen glich in jener Zeit, durch den guten Willen der Völker und die Traditionen ehrfurchtsvoller Anhänglichkeit an die Könige, die ungeheuren Ausgaben aus, welche die Steuern decken mußten.

Mazarin hatte gesagt:

„Laßt sie singen, wenn sie nur bezahlen.“

Ludwig XIV. sagte:

„Laßt sie sehen!“

Der Anblick hatte die Stimme ersetzt: man konnte noch schauen, aber man konnte nicht mehr singen.

Herr von Guiche ließ Wardes und Malicorne unten an der großen Treppe, er aber, der die Gunst von Monsieur mit dem Chevalier von Lorraine theilte, welcher ihm ein freundliches Gesicht machte, ihn jedoch nicht leiden konnte, ging gerade zu Monsieur hinauf.

Er fand den jungen Prinzen, der sich vor dem Spiegel schmückte.

In einer Ecke des Cabinets lag auf Polstern ausgestreckt der Herr Chevalier von Lorraine; er hatte seine langen blonden Haare frisiren lassen und spielte mit denselben, wie es eine Frau gethan hätte.

Der Prinz drehte sich bei dem Geräusch der Thüre um und rief, als er den Grafen erblickte:

„Ah! Du bist es, Guiche; komm hierher und sage mir die Wahrheit.“

„Ja, Monseigneur, Ihr wißt, daß dies mein Fehler ist.“

„Stelle Dir vor, Guiche, dieser abscheuliche Chevalier ärgert mich.“

Der Chevalier zuckte die Achseln.

„Wie dies?“ fragte Guiche, „das ist nicht die Gewohnheit des Herrn Chevalier.“

„Er behauptet,“ fuhr der Prinz fort, „Mademoiselle Henriette sei schöner als Frau, als ich dies als Mann bin.“

„Nehmt Euch in Acht,“ erwiederte Guiche, die Stirne faltend, „Ihr habt Wahrheit von mir verlangt.“

„Ja,“ versetzte Monsieur, beinahe zitternd.

„Nun, ich will sie Euch sagen.“

„Beeile Dich nicht,“ rief der Prinz, „Du hast Zeit, schau' mich aufmerksam an und rufe Madame in Dein Gedächtniß zurück; überdies hast Du hier ihr Portrait, nimm!“

Und er reichte ihm eine Miniatur von der feinsten Arbeit.

Der Graf nahm das Portrait, betrachtete es lange und sprach sodann:

„Bei meiner Treue, ein anbetungswürdiges Gesicht.“

„Aber schau' mich doch auch an, schau' mich an,“ rief der Prinz, der die, ganz von dem Portrait in Anspruch genommene, Aufmerksamkeit des Grafen auf sich zu lenken suchte.

„Das ist in der That wunderbar,“ murmelte Guiche.

„Sollte man nicht glauben, Du habest das kleine Mädchen nie gesehen!“ fuhr Monsieur fort.

„Es ist wahr, Monseigneur, ich habe die Prinzessin gesehen, doch vor fünf Jahren, und es gehen große Veränderungen zwischen einem Kind von zwölf Jahren und einer jungen Dame von siebenzehn vor.“

„Sprich doch endlich Deine Meinung aus.“

„Meine Meinung ist, daß der Maler bei dem Portrait sehr geschmeichelt haben muß.“

„Ah! ja wohl, das hat er gewiß gethan,“ sagte der Prinz triumphirend; „nimm aber an, es sei nicht geschmeichelt worden, und sage mir Deine Meinung.“

„Monseigneur, Eure Hoheit ist sehr glücklich, daß sie eine so reizende Braut hat.“

„Gut, das ist Deine Ansicht über sie, doch über mich?“

„Monseigneur, meine Ansicht ist, daß Ihr für einen Mann viel zu schön seid.“

Der Chevalier von Lorraine schlug ein lautes Gelächter auf.

Monsieur begriff, was Alles Strenges für ihn in der Meinung des Grafen von Guiche lag.

Er faltete die Stirne und erwiderte:

„Meine Freunde sind nicht sehr wohlwollend gegen mich.“

Von Guiche schaute abermals das Portrait an,

nachdem er es aber einige Secunden betrachtet hatte, gab er es mit einer gewissen Anstrengung Monsieur zurück und sagte:

„Monseigneur, ich möchte entschieden lieber Eure Hoheit zehnmal, als Madame einmal mehr anschauen."

Der Chevalier sah wohl etwas Geheimnißvolles in diesen Worten, welche vom Prinzen unbegriffen blieben, denn er rief:

„Nun! so heirathet doch."

Monsieur fuhr fort, sich Schminke aufzulegen; als er damit zu Ende war, schaute er abermals das Portrait an, besah sich sodann im Spiegel und lächelte.

Er war ohne Zweifel mit der Vergleichung zufrieden.

„Es ist übrigens sehr artig von Dir, daß Du gekommen bist," sagte er zu Guiche, „ich befürchtete, Du dürftest abreisen, ohne von mir Abschied zu nehmen."

„Monseigneur kennt mich zu genau, um zu glauben, ich würde eine solche Unschicklichkeit begangen haben."

„Du hast wohl etwas von mir zu erbitten, ehe Du Paris verlässest?"

„Eure Hoheit hat richtig errathen, ich habe ihr ein Gesuch vorzutragen."

„Gut! sprich."

Der Chevalier von Lorraine wurde ganz Auge und Ohr; es kam ihm vor, als wäre jede Gnade, die ein Anderer erhielt, ein Diebstahl, den man an ihm begangen.

Und als Guiche zögerte, fragte der Prinz:

„Verlangst Du Geld? Das käme vortrefflich, ich bin sehr reich; der Herr Oberintendant der Finanzen hat mir fünfzig tausend Pistolen zustellen lassen."

„Ich danke Eurer Hoheit, es handelt sich nicht um Geld."

„Um was handelt es sich denn?"

„Um ein Patent für ein Ehrenfräulein."

„Teufel, was für einen Protector spielst Du

Guiche," sagte der Prinz mit Verachtung, „wirst Du immer nur von Weibsbildern sprechen?"

Der Chevalier von Lorraine lächelte: er wußte, daß man Monsieur mißfiel, wenn man Damen protegirte.

„Monseigneur," erwiederte der Graf, „ich protegire nicht unmittelbar die Person, von der ich spreche, sondern einer meiner Freunde."

„Ah! das ist etwas Anderes; und wie heißt der Schützling Deines Freundes?"

„Fräulein La Baume le Blanc de la Vallière, schon Ehrenfräulein von Madame Witwe."

„Pfui! eine Hinkende!" rief der Chevalier von Lorraine, indem er sich auf seinem Kissen ausstreckte.

„Eine Hinkende?" wiederholte der Prinz, „Madame sollte das unter den Augen haben? meiner Treue, das wäre zu gefährlich für ihre Schwangerschaften."

Der Chevalier von Lorraine brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Herr Chevalier," sagte Guiche, „was Ihr da thut, ist nicht edelmüthig: ich suche um etwas an, und Ihr schadet mir."

„Ah! verzeiht, Herr Graf," erwiederte der Chevalier, den der Ton beunruhigte, mit welchem der Graf seine Worte ausgesprochen hatte, „es war das nicht meine Absicht und ich glaube, daß ich das Fräulein mit einer anderen jungen Dame verwechsele."

„Gewiß, ich versichere Euch, daß Ihr verwechselt."

„Sprich, Guiche, ist Dir hieran gelegen?" fragte der Prinz.

„Sehr viel, Monseigneur."

„Bewilligt also, doch verlange kein Patent mehr, es ist keine Stelle mehr offen."

„Ah!" rief der Chevalier, „schon Mittag, das ist die für die Abreise bestimmte Stunde."

„Ihr jagt mich fort, mein Herr?" fragte Guiche.

„Oh! Graf, wie mißhandelt Ihr mich heute!" antwortete der Chevalier mit gleißnerischem Tone.

„Um Gottes willen! Graf, um Gottes willen, Chevalier," rief Monsieur, „zankt Euch nicht so; seht Ihr nicht, daß mir das peinlich ist?"

„Die Unterschrift?" fragte Guiche.

„Nimm ein Patent aus dieser Schublade und gib es mir."

Guiche nahm das bezeichnete Patent mit einer Hand und reichte mit der andern Monsieur eine in die Tinte getauchte Feder.

Der Prinz unterzeichnete.

„Hier," sagte er, indem er ihm das Papier zurückgab, „doch das geschieht unter einer Bedingung."

„Unter welcher?"

„Daß Du mit dem Chevalier Frieden machst."

„Gern," erwiederte Guiche.

Und er reichte dem Chevalier die Hand mit einer Gleichgültigkeit, die der Verachtung glich.

„Geht, Graf," sagte der Chevalier, ohne daß er die Verachtung des Grafen zu bemerken schien, „geht und bringt uns eine Prinzessin, die nicht zu viel mit ihrem Portrait schwatzt."

„Ja, reise ab und beeile Dich . . . Doch sage, wen nimmst Du mit?"

„Bragelonne und von Wardes."

„Zwei muthige Gefährten."

„Zu muthig," sagte der Chevalier; „seid bemüht, sie Beide zurückzubringen, Graf."

„Garstiges Herz," murmelte Guiche; „er wittert das Schlimme überall und vor Allem."

Dann verbeugte er sich vor Monsieur und ging ab.

Als er unter das Vorhaus kam, hob er das unterzeichnete Patent in die Luft.

Malicorne stürzte darauf los und empfing es zitternd vor Freude.

Nachdem er es aber empfangen hatte, bemerkte der Graf von Guiche, daß er noch etwas erwartete.

„Geduld, mein Herr, Geduld," sagte er zu seinem

Clienten, „der Herr Chevalier war da, und ich befürchtete zu scheitern, wenn ich mir zu viel auf einmal erbitten würde. Wartet also bis zu meiner Rückkehr.“

„Gott befohlen, Herr Graf, tausend Dank,“ erwiederte Malicorne.

„Und schickt mir Manicamp. Doch sagt, mein Herr, ist es wahr, daß Fräulein de la Vallière hinkt?“

In der Secunde, wo er diese Worte sprach, hielt ein Pferd hinter ihm an.

Er wandte sich um und sah Bragelonne, der gerade in den Hof einritt, erbleichen.

Der arme Liebhaber hatte gehört.

Nicht dasselbe war bei Malicorne der Fall, der sich schon außer dem Bereiche der Stimme befand.

„Warum spricht man hier von Louise?“ sagte Raoul zu sich selbst; „oh! dieser Wardes, der dort lächelt, soll es sich nie einfallen lassen, ein Wort von ihr in meiner Gegenwart zu reden.“

„Vorwärts, vorwärts, meine Herren,“ rief der Graf von Guiche.

In diesem Augenblick erschien der Prinz, dessen Toilette beendigt war, am Fenster.

Die ganze Escorte begrüßte ihn durch lauten Zuruf, und zehn Minuten nachher flatterten Banner, Schärpen und Federn nach der Wellenbewegung des Galoppes der Rosse.

XIII.

Im Havre.

Der ganze, so glänzende, so muntere, von so verschiedenen Gefühlen belebte Hof kam vier Tage nach seinem Abgange von Paris im Havre an. Es fand dies gegen fünf Uhr Abends statt und man hatte noch keine Nachricht von Madame.

Man suchte Wohnungen; von da an aber entstand große Verwirrung unter den Herren, gab es große Händel unter den Lackeien. Mitten unter diesem ganzen Gewirre glaubte der Graf von Guiche Manicamp zu erkennen.

Er war in der That eingetroffen; doch da sich Malicorne sein schönstes Kleid beigelegt, so hatte er nur einen mit Silber gestickten Anzug von veilchenblauem Sammet wiederzukaufen finden können.

Guiche erkannte ihn sowohl an seinem Kleid, als an seinem Gesicht. Er hatte sehr oft dieses Kleid, sein letztes Mittel, an Manicamp gesehen.

Manicamp erschien vor dem Grafen unter einem Gewölbe von Fackeln, welche die unsern vom Thurme von Franz I. liegende Pforte, durch die man in das Havre gelangt, mehr entzündeten, als beleuchteten.

Als der Graf das betrübte Gesicht von Manicamp sah, konnte er sich des Lachens nicht erwehren.

„Eil mein armer Manicamp," sagte er, „wie veilchenblau siehst Du aus . . . Du bist also in Trauer?"

„Ja, ich bin in Trauer," antwortete Manicamp.

„Um wen oder um was?"

„Um mein verschwundenes blaues, mit Gold gesticktes Kleid, an dessen Stelle ich nur dieses gefunden

habe, und ich mußte noch tüchtig sparen, um es wiederzukaufen."

„Wahrhaftig?"

„Wundere Dich, bei Gott! hierüber! Du lässest mich ohne Geld."

„Nun bist Du hier, und das ist die Hauptsache."

„Auf abscheulichen Straßen."

„Wo hast Du Dich einquartiert?"

„Einquartiert?"

„Ja."

„Ich habe mich nicht einquartiert."

Von Guiche lachte.

„Wo wirst Du dann wohnen?"

„Wo Du wohnst."

„Dann weiß ich es nicht."

„Wie, Du weißt es nicht?"

„Wie soll ich wissen, wo ich wohnen werde?"

„Du hast also keine Wohnung bestellt?"

„Ich?"

„Du oder Monsieur?"

„Wir dachten weder der Eine noch der Andere daran. Das Havre ist groß, meine ich, und wenn es nur einen Stall für zwölf Pferde und ein anständiges Haus in einem guten Quartier gibt . . ."

„Es gibt sehr anständige Häuser."

„Nun, dann . . ."

„Aber nicht für uns."

„Wie, nicht für uns! Für wen denn?"

„Für die Engländer, bei Gott!"

„Für die Engländer?"

„Ja, sie sind alle gemiethet."

„Durch wen?"

„Durch Herrn von Buckingham."

„Wie beliebt?" fragte Guiche, der bei diesem Wort das Ohr spitzte.

„Ja wohl, mein Lieber, durch Herrn von Buckingham. Seine Herrlichkeit hat einen Courrier vorausge-

ſchickt; dieſer Courrier iſt vor drei Tagen angekommen und hat alle taugliche Wohnungen, die ſich in der Stadt fanden, gemiethet."

„Sprich, Manicamp, verſtändigen wir uns."

„Mir ſcheint, was ich Dir ſage, iſt klar."

„Was Teufels, Herr von Buckingham nimmt doch nicht das ganze Havre ein?"

„Er nimmt es allerdings nicht ein, da er noch nicht gelandet iſt, ſobald er ſich aber ausgeſchifft hat, wird er es einnehmen."

„Ho! ho!"

„Man ſieht wohl, daß Du die Engländer nicht kennſt . . . ſie haben die Wuth, Alles aufzukaufen."

„Gut, aber ein Menſch, der ein ganzes Haus hat, begnügt ſich damit, und nimmt nicht zwei."

„Ja, doch zwei Menſchen."

„Es ſei, zwei Häuſer; vier, ſechs, zehn, wenn Du willſt; es gibt aber hundert Häuſer im Havre."

„Nun, dann ſind alle hundert gemiethet."

„Unmöglich."

„Wie hartnäckig Du biſt . . . wenn ich Dir ſage, daß Herr von Buckingham alle Häuſer gemiethet hat, die das umgeben, wo Ihre Majeſtät die Königin Witwe von England und die Prinzeſſin ihre Tochter abſteigen ſollen."

„Ah! das iſt denn doch ſonderbar!" rief Herr von Wardes, den Hals ſeines Pferdes ſtreichelnd.

„So iſt es, mein Herr."

„Ihr ſeid deſſen ſicher, Herr von Manicamp?"

Während er ſo ſagte, ſchaute Wardes heimlich Herrn von Guiche an, als wollte er ihn befragen, welches Vertrauen man den Worten ſeines Freundes ſchenken könnte.

Mittlerweile war es Nacht geworden, und die Fackeln, die Pagen, die Lackeien, die Stallmeiſter, die Pferde und die Wagen verſperrten das Thor und den Platz; die Fackeln ſpiegelten ſich in dem Kanal, den die

steigende Fluth füllte, indeß man jenseits des Hafendamms tausend neugierige Gesichter von Matrosen und Bürgern erblickte, welche nichts von dem Schauspiel zu verlieren suchten.

Während aller dieser Zögerungen hielt sich Bragelonne, als wäre er der ganzen Sache fremd, ein wenig hinter Herrn von Guiche, betrachtete die Spiele des Lichtes im Wasser und athmete zugleich mit Wonne den Salzgeruch der Welle ein, welche geräuschvoll über die Dünen, die Strandsteine und das Meergras hinrollt und der Luft seinen Schaum, dem Raum sein Tosen zuschleudert.

„Aber welchen Grund hat Herr von Bucklingham, sich diesen Vorrath von Wohnungen zu verschaffen?“ rief der Graf von Guiche.

„Ja,“ fragte Herr von Wardes, „welchen Grund hat er?“

„Oh! einen vortrefflichen,“ erwiederte Manicamp.

„Kennst Du ihn?“

„Ich glaube ihn zu kennen.“

„So sprich.“

„Neige Dich.“

„Teufel, das läßt sich nur leise sagen?“

„Du wirst es selbst beurtheilen.“

„Gut.“

Herr von Guiche neigte sich.

„Die Liebe,“ sagte Manicamp.

„Ich begreife nicht.“

„Sage, Du begreifest noch nicht.“

„Erkläre Dich.“

„Nun wohl! man behauptet als gewiß, Herr Graf, S.K.H. Monsieur werde der unglücklichste Ehemann sein.“

„Wie, der Herzog von Buckingham?“

„Dieser Name bringt den Prinzen des Hauses Frankreich Unglück.“

„Der Herzog ist also?“

„Wie man versichert, in die junge Madame verliebt

und möchte gern, daß sich außer ihm Niemand ihr nähere."

Guiche erröthete.

„Gut, gut, ich danke," sagte er, Manicamp die Hand drückend.

Dann richtete er sich wieder auf und sprach zu Manicamp:

„Um der Liebe Gottes willen, mache, daß dieser Plan des Herzogs von Buckingham nicht zu französischen Ohren gelangt, Manicamp, oder es werden in der Sonne dieses Landes Schwerter glänzen, welche vor dem englischen Schlag nicht bange haben."

„Im Ganzen ist diese Liebe für mich nicht bewiesen und kann nur ein Mährchen sein," bemerkte Manicamp.

„Nein, es muß eine Wahrheit sein," sprach der Graf von Guiche.

Und unwillkührlich preßten sich die Zähne des jungen Mannes an einander.

„Nun! was kümmere ich mich, was kümmerst Du Dich am Ende darum, wenn Monsieur ist, was der selige König war? Buckingham Vater für die Königin, Buckingham Sohn für die junge Madame."

„Manicamp! Manicamp!"

„Ei! was des Teufels, das ist eine Thatsache, oder wenigstens eine Sage!"

„Stille!" sprach der Graf.

„Und warum stille?" sagte Wardes, „das ist eine für die französische Nation sehr ehrenvolle Thatsache. Seid Ihr nicht meiner Ansicht, Herr von Bragelonne?"

„Welche Thatsache?" fragte Raoul zerstreut.

„Daß die Engländer so der Schönheit unserer Königinnen und Prinzessinnen huldigen."

„Verzeiht, ich habe an dem, was man spricht, nicht Theil genommen und bitte Euch um eine Erklärung."

„Höret: Herr von Buckingham Vater mußte nach Paris kommen, daß Seine Majestät König Ludwig XIII. be-

merkte, seine Frau sei eine der schönsten Personen des französischen Hofes; nun muß Herr von Buckingham Sohn durch die Huldigung, die er ihr darbringt, abermals die Schönheit einer Prinzessin von französischem Blut einweihen. Eine überseeische Liebe eingeflößt haben wird fortan ein Schönheitspatent sein."

„Mein Herr," erwiederte Bragelonne, „ich höre nicht gern über solche Materien scherzen. Wir Edelleute sind die Hüter der Ehre der Königinnen und Prinzessinnen. Spotten wir über sie, was werden dann die Lackeien thun?"

„Ho! ho! mein Herr," rief Wardes, der bis über die Ohren erröthete, „wie soll ich das nehmen?"

„Nehmt es, wie es Euch beliebt," antwortete Bragelonne mit kaltem Tone.

„Bragelonne, Bragelonne," murmelte Guiche.

„Herr von Wardes," rief Manicamp, als er sah, daß der junge Mann sein Pferd gegen Raoul ansprengte.

„Meine Herren," sprach Guiche, „gebt nicht vor dem Volke auf der Straße ein solches Beispiel; Wardes, Ihr habt Unrecht."

„Unrecht! Worin frage ich Euch?"

„Darin, daß Ihr stets Schlimmes von Etwas oder von Jemand sprecht," antwortete Raoul mit seiner unstörbaren Kaltblütigkeit.

„Seid nachgiebig, Raoul," flüsterte Guiche Bragelonne zu.

„Und schlagt Euch nicht, ehe Ihr ausgeruht habt," rief Manicamp.

„Auf! auf!" sagte Guiche, „vorwärts, meine Herren, vorwärts!"

Hienach schob er Pferde und Pagen beiseit und bahnte sich mitten durch die Menge einen Weg auf den Platz, wohin ihm der ganze Cortege der Franzosen nachzog.

Ein großes Thor, das in einen Hof ging, stand offen; Guiche ritt in diesen Hof ein; Bragelonne,

Wardes, Manicamp und drei bis vier andere Edelleute folgten ihm.

Hier wurde eine Art von Kriegsrath gehalten; man berathschlagte über das Mittel, das man anwenden sollte, um die Würde der französischen Ambassade zu retten.

Bragelonne trug darauf an, daß man das Prioritätsrecht achte.

Wardes schlug vor, die Stadt zu stürmen.

Dieser Vorschlag kam Manicamp etwas lebhaft vor.

Er trug darauf an, daß man zuerst schlafe; das war das Vernünftigste.

Leider fehlten, um seinen Rath zu befolgen, nur zwei Dinge:

Ein Haus und Betten.

Der Graf von Guiche träumte eine Zeit lang und sprach dann mit lauter Stimme:

„Wer mich liebt, folge mir."

„Die Leute auch?" fragte ein Page, der sich der Gruppe genähert hatte.

„Jedermann," rief der stürmische junge Mann. „Vorwärts, Manicamp, führe uns in das Haus, das Ihre Hoheit Madame bewohnen soll."

Ohne etwas von den Plänen des Grafen zu errathen, folgten ihm seine Freunde, geleitet von einer Menge Volks, dessen freudiger Zuruf ein glückliches Vorzeichen für das unbekannte Vorhaben war, das diese glühende Jugend ausführte.

Der Wind blies geräuschvoll und toste in heftigen Stößen vom Hafen herein.

XIV.

Auf der See.

Der Tag brach etwas ruhiger an, obgleich der Wind immer noch wehte.

Die Sonne war indessen in einem Bett von rothen Wolken aufgegangen, welche die blutigen Strahlen auf dem Kamme schwarzer Wolken abschnitten.

Gegen eilf Uhr Morgens wurde ein Schiff signalisirt: dieses Schiff kam mit vollen Segeln, zwei andere folgten ihm in einer Entfernung von ungefähr einem halben Knoten.

Sie kamen wie Pfeile, abgeschossen von einem kräftigen Schützen, und die See ging doch so hoch, daß die Schnelligkeit ihres Laufes nichts den schwankenden Bewegungen benahm, welche die Schiffe bald auf die rechte, bald auf die linke Seite legten.

Bald machten die Form der Schiffe und die Farbe der Wimpel die englische Flotte kenntlich; voran segelte mit der Admiralitätsflagge das Fahrzeug, auf dem sich die Prinzessin befand.

Sogleich verbreitete sich das Gerücht, die Prinzessin komme an. Der ganze französische Adel eilte an den Hafen; das Volk begab sich auf die Quais und auf die Dämme.

Nach zwei Stunden hatten die nachfolgenden Schiffe das Admiralsschiff eingeholt, und alle drei gingen, da sie es ohne Zweifel nicht wagten, in die enge Einfahrt des Hafens einzulaufen, zwischen dem Havre und der Hève vor Anker.

Sobald dieses Manoeuvre beendigt war, begrüßte das Admiralsschiff Frankreich mit zwölf Kanonenschüssen,

welche ihm Schuß für Schuß vom Fort Franz I. erwiedert wurden.

Sogleich wurden hundert Barken ausgesetzt; sie waren mit reichen Stoffen geschmückt und bestimmt, die französischen Edelleute bis zu den ankernden Schiffen zu führen.

Wenn man sie aber nun im Hafen gewaltig schaukeln sah, wenn man sah, wie sich jenseits der Dämme die Wellen bis zu Bergen erhoben und sich am Ufer mit einem furchtbaren Tosen brachen, so begriff man, keine von diesen Barken würde auch nur den vierten Theil der Strecke erreichen, die sie zu durchlaufen hatte, um, ohne umzuschlagen, zu den Schiffen zu gelangen.

Ein Lootsenschiff schickte sich jedoch trotz Wind und Meer an, aus dem Hafen auszulaufen, um sich zur Verfügung des englischen Admirals zu stellen.

Herr von Guiche suchte unter allen diesen Barken ein Fahrzeug, das, etwas stärker als die andern, ihnen Hoffnung gäbe, die englischen Schiffe zu erreichen, als er den Lootsen sich segelfertig machen sah.

„Raoul," sagte er, „findest Du nicht, daß es für verständige und starke Leute, wie wir sind, schmählich ist, vor dieser rohen Gewalt des Windes und des Wassers zurückzuweichen?"

„Das ist die Betrachtung, die ich gerade leise anstellte," antwortete Bragelonne.

„Nun? wollen wir dieses Schiff besteigen und vorwärts segeln? willst Du, Wardes?"

„Nehmt Euch in Acht, Ihr werdet ertrinken," sagte Manicamp.

„Und zwar um nichts und wieder nichts," erwiederte Wardes, „in Betracht, daß Ihr mit dem widrigen Wind, wie Ihr ihn haben werdet, nie zu den Schiffen kommt."

„Du weigerst Dich also?"

„Meiner Treue ja; gern würde ich das Leben in einem Kampf gegen Menschen verlieren," sagte er Brage-

lonne ſchief anſchauend, „aber mich mit dem Ruder gegen die Wellen zu ſchlagen, dazu habe ich nicht die geringſte Luſt.“

„Und ich,“ ſagte Manicamp, „käme ich auch bis zu den Schiffen, ſo müßte ich doch befürchten, das einzige anſtändige Kleid zu verlieren, das mir noch bleibt; das Salzwaſſer ſpritzt zurück und befleckt.“

„Du weigerſt Dich alſo auch?“ rief Herr von Guiche.

„Ganz und gar, das glaube mir, und zwar eher zweimal als einmal.“

„Aber ſeht doch,“ rief Guiche, „ſieh doch, Manicamp, ſieh doch, Wardes: dort vom Hintertheil des Admiralsſchiffes ſchauen die Prinzeſſinnen nach uns.“

„Ein Grund mehr, um nicht ein lächerliches Bad zu nehmen.“

„Iſt das Dein letztes Wort, Manicamp?“

„Ja.“

„Iſt das Dein letztes Wort, Wardes?“

„Ja.“

„Dann werde ich allein gehen.“

„Nein,“ rief Raoul, „ich gehe mit Dir, mir ſcheint, das iſt eine abgemachte Sache.“

Frei von jeder Leidenſchaft, dieſes Wagniß kaltblütig ermeſſend, ſah Raoul wohl die dräuende Gefahr, doch er ließ ſich gerne hinreißen, etwas zu thun, wovor Wardes zurückwich.

Das Schiff ſetzte ſich in Bewegung; Guiche rief dem Lootſen.

„Holla! Barke,“ ſagte er, „wir brauchen zwei Plätze.“

Und er wickelte fünf bis ſechs Piſtolen in ein Stückchen Papier und warf ſie vom Quai aus in das Fahrzeug.

„Es ſcheint, wir haben nicht bange vor dem Salzwaſſer, meine jungen Herren,“ ſagte der Patron.

„Wir haben vor nichts bange," antwortete der Graf von Guiche.

„Dann kommt, meine edlen Herren!"

Der Lootse näherte sich dem Ufer, und mit gleicher Leichtigkeit sprangen die zwei jungen Leute einer nach dem andern in das Schiff.

„Auf, Muth, meine Kinder!" rief Guiche, „es sind noch zwanzig Pistolen in dieser Börse, erreichen wir das Admiralsschiff, so gehören sie Euch."

Sogleich bückten sich die Ruderer unter ihren Rudern, und die Barke sprang auf der Höhe der Wogen.

Jedermann nahm Antheil an der so gewagten Fahrt; die Bevölkerung des Havre drängte sich auf den Hafendämmen; es gab keinen Blick, der nicht für die Barke war.

Zuweilen blieb das schwache Fahrzeug wie aufgehängt an den schäumenden Kämmen, dann glitt es plötzlich in die Tiefe eines tosenden Abgrundes und schien versunken.

Nichtsdestoweniger gelangte es nach einem Kampfe von einer Stunde in das Wasser des Admiralsschiffes, von dem sich schon zwei Boote, bestimmt, ihm zu Hülfe zu kommen, losmachten.

Auf dem Hintercastell des Admiralsschiffes, beschützt durch ein Zelt von Sammet und Hermelin, das von mächtigen Schleifen gehalten wurde, schauten Madame Henriette Witwe und die junge Madame, die den Admiral Grafen von Norfolk bei sich hatten, nach der bald zum Himmel hinaufgehobenen, bald zur Hölle hinabgerissenen Barke, an deren düsterem Segel, wie zwei leuchtende Erscheinungen, die edlen Gestalten der zwei französischen Edelleute glänzten.

Auf die Schanzkleidung gestützt und in den Strickwänden hängend, klatschte die Mannschaft dem Muthe dieser zwei Unerschrockenen, der Geschicklichkeit des Lootsen und der Kraft der Matrosen Beifall.

Bei ihrer Ankunft an Bord wurden sie mit einem Triumphgeschrei empfangen.

Der Graf von Norfolk, ein schöner Mann von sechs und zwanzig bis acht und zwanzig Jahren, ging ihnen entgegen.

Der Graf von Guiche und Bragelonne stiegen leicht die Treppe des Steuerbords hinauf, und geführt von dem Grafen von Norfolk, der wieder seinen Platz bei ihnen einnahm, begrüßten sie die Prinzessinnen.

Die Ehrerbietung und besonders eine gewisse Furcht, von der er sich keine Rechenschaft geben konnte, hatten bis jetzt den Grafen von Guiche abgehalten, die junge Madame aufmerksam anzuschauen.

Diese hatte ihn im Gegentheil gleich Anfangs ausgezeichnet und ihre Mutter gefragt:

„Ist es nicht Monsieur, den wir auf jener Barke erblicken?"

Madame Henriette, die Monsieur besser als ihre Tochter kannte, lachte bei diesem Irrthum ihrer Eitelkeit und erwiederte:

„Nein, es ist nur Herr von Guiche, sein Liebling."

Bei dieser Antwort war die Prinzessin genöthigt, das instinktartige, durch die Kühnheit des Grafen hervorgerufene Wohlwollen zu unterdrücken.

In dem Augenblick, wo die Prinzessin diese Frage that, war es, daß Guiche, der endlich die Augen gegen sie aufzuschlagen wagte, das Original mit dem Portrait vergleichen konnte.

Als er dieses bleiche Gesicht, diese belebten Augen, diese bewunderungswürdigen kastanienbraunen Haare und diese so unendlich königliche Geberde sah, die zugleich zu danken und zu ermuthigen schien, wurde er von einer so heftigen Gemüthsbewegung ergriffen, daß er ohne Raoul, der ihm seinen Arm bot, gewankt hätte.

Der erstaunte Blick seines Freundes, die wohlwollende Geberde der Königin riefen Guiche zu sich selbst zurück.

Mit wenigen Worten erklärte er seine Sendung, sagte er, wie er von Monsieur abgeschickt worden, und begrüßte er je nach ihrem Rang und ihrem Entgegenkommen den Admiral und die verschiedenen englischen Herren, die sich um die Prinzessinnen gruppirten.

Raoul wurde ebenfalls vorgestellt und freundlich empfangen: Jedermann wußte, welchen Antheil der Graf de la Fère an der Restauration von König Karl I. genommen hatte, überdies war es auch der Graf gewesen, den man mit der Unterhandlung der Heirath beauftragt, welche die Enkelin von Heinrich IV. nach Frankreich führte.

Raoul sprach vollkommen Englisch; er machte sich zum Dolmetscher seines Freundes bei den jungen englischen Edelleuten, die mit der französischen Sprache nicht vertraut waren.

In diesem Augenblick erschien ein junger Mann von merkwürdiger Schönheit und von glänzendem Reichthum in Tracht und Waffen. Er näherte sich den Prinzessinnen, die mit dem Grafen von Norfolk plauderten, und sagte mit einer Stimme, die seine Ungeduld nur schlecht verbarg:

„Auf, meine Damen, wir müssen an's Land steigen."

Bei dieser Aufforderung erhob sich die junge Madame und war im Begriff, die Hand anzunehmen, die ihr der junge Mann mit einer Lebhaftigkeit voll verschiedener Ausdrücke reichte, als der Admiral zwischen ihn und die junge Madame trat und sagte:

„Einen Augenblick Geduld, wenn's beliebt, Mylord Buckingham: das Ausschiffen ist für die Frauen zu dieser Stunde nicht möglich. Das Meer ist zu stürmisch; doch gegen vier Uhr wird der Wind wahrscheinlich fallen, man wird sich also erst am Abend ausschiffen."

„Erlaubt, Mylord," entgegnete Buckingham mit einer Gereiztheit, die er nicht einmal zu verhehlen suchte, „Ihr haltet die Damen zurück und habt nicht das Recht dazu. Eine von diesen Damen gehört leider

Frankreich, und Ihr seht, Frankreich fordert sie durch die Stimme seiner Botschafter."

Und er deutete mit der Hand auf Guiche und Raoul, die er zu gleicher Zeit begrüßte.

„Ich denke nicht, daß es die Absicht dieser Herren ist, das Leben der Prinzessinnen preiszugeben?" entgegnete der Admiral.

„Mylord, die Herren sind trotz des Windes gekommen, erlaubt mir, zu glauben, daß die Gefahr nicht größer für die Damen sein wird, die mit dem Winde gehen."

„Diese Herren sind sehr beherzt," sprach der Admiral, „Ihr habt gesehen, daß Viele am Hafen waren und es nicht wagten, ihnen zu folgen. Ueberdies hat sie das Verlangen, so bald als möglich Madame und ihrer erhabenen Mutter ihre Huldigung darzubringen, bewogen, der heute, selbst für Seeleute, sehr schlimmen See zu trotzen. Doch diese Herren, die ich meinem Stab als Beispiel vorstellen werde, dürfen keines für die Damen sein."

Ein verstohlener Blick von Madame erhaschte die Röthe, welche die Wangen des Grafen bedeckte.

Dieser Blick entging Buckingham. Er hatte nur Augen, um Norfolk zu überwachen. Offenbar war er eifersüchtig auf den Admiral und schien zu brennen vor Begierde, die Prinzessinnen dem beweglichen Boden der Schiffe zu entreißen, auf denen der Admiral König war.

„Ich appellire an Madame selbst," sagte Buckingham.

„Und ich, Mylord," erwiederte der Admiral, „ich appellire an mein Gewissen und an meine Verantwortlichkeit. Ich habe versprochen, Madame gesund und wohlbehalten Frankreich zu übergeben, und werde mein Versprechen halten."

„Aber, mein Herr . . ."

„Mylord, erlaubt mir, Euch daran zu erinnern, daß ich allein hier befehle."

„Mylord, wißt Ihr, was Ihr sprecht?" entgegnete Buckingham voll Stolz.

„Vollkommen, und ich wiederhole, ich befehlige allein hier, Mylord, und Alles gehorcht mir: die See, der Wind, die Schiffe und die Menschen.“

Dieses Wort war groß und hochherzig ausgesprochen. Raoul beobachtete seine Wirkung auf Buckingham. Dieser bebte am ganzen Leib und hielt sich an einer von den Stützen des Zeltes, um nicht zu fallen; seine Augen waren mit Blut unterlaufen, und die Hand, mit der er sich nicht hielt, fuhr an den Griff seines Degens.

„Mylord,“ sprach die Königin, „erlaubt mir, Euch zu sagen, daß ich in jeder Hinsicht der Meinung des Grafen von Norfolk bin; wäre das Wetter, statt sich mit Dunst zu bedecken, wie es in diesem Augenblick thut, auch vollkommen rein und günstig, so sind wir doch einige Stunden dem Officier schuldig, der uns so glücklich und mit so eifriger Fürsorge bis ins Angesicht der Küste von Frankreich geführt hat, wo er uns verlassen soll.“

Statt zu antworten, befragte Buckingham den Blick von Madame.

Halb unter den Vorhängen von Sammet und Gold, die ihr ein Obdach gewährten, verborgen, hörte Madame nichts von diesem Streit, denn sie war einzig und allein beschäftigt, den Grafen von Guiche anzuschauen, der mit Raoul sprach.

Das war ein neuer Schlag für Buckingham, denn er glaubte im Blick von Madame Henriette ein tieferes Gefühl, als das der Neugierde zu entdecken.

Er zog sich ganz schwankend zurück und stieß an den großen Mast.

„Herr von Buckingham hat keinen Seemannsfuß,“ sagte die Königin Mutter französisch, „deshalb wünscht er ohne Zweifel so sehr, auf das Festland zu kommen.“

Der junge Mann hörte diese Worte, erbleichte, ließ seine Hände entmuthigt an seinen Seiten herabfallen, und entfernte sich, in einem Seufzer seine alte Liebe und seinen neuen Haß vermischend.

Ohne sich weiter um die schlechte Laune von Buckingham zu bekümmern, führte der Admiral die Prinzessinnen in ein Zimmer, wo das Mittagsmahl mit einer aller Gäste würdigen Pracht servirt war.

Der Admiral nahm Platz zur Rechten von Madame und setzte den Grafen von Guiche an ihre Linke.

Dies war der Platz, den gewöhnlich Buckingham inne hatte.

Als er in den Speisesaal eintrat, war es auch ein Schmerz für ihn, sich durch die Etiquette, diese zweite Königin, der er Respect schuldig war, auf einen Rang zurückgewiesen zu sehen, der niedriger, als der, den er bis dahin inne gehabt hatte.

Bleicher vielleicht noch durch sein Glück, als es sein Nebenbuhler durch seinen Zorn war, setzte sich der Graf von Guiche zitternd zu der Prinzessin, deren seidenes Kleid, indem es seinen Leib streifte, durch sein ganzes Wesen Schauer von einer ihm bis dahin unbekannten Bitterkeit und Wollust laufen machte.

Nach dem Mahl eilte Buckingham herbei, um der Prinzessin die Hand zu reichen.

Doch nun war die Reihe an Guiche, dem Herzog eine Lection zu geben.

„Mylord," sagte er, „habt von diesem Augenblick an die Güte, Euch nicht mehr zwischen Ihre Königliche Hoheit und mich zu stellen. Von diesem Augenblick gehört Ihre Königliche Hoheit in der That Frankreich, und es ist die Hand von Monsieur, dem Bruder des Königs, welche die Hand der Prinzessin berührt, wenn mir Ihre Königliche Hoheit die Ehre erweist, meine Hand zu berühren."

Und indem er diese Worte sprach, reichte er selbst seine Hand der jungen Madame mit einer so sichtbaren Schüchternheit und zugleich mit einer so muthigen Hoheit, daß die Engländer ein Gemurmel der Bewunderung hören ließen, während Buckingham ein Schmerzensseufzer entschlüpfte.

Raoul liebte; Raoul begriff Alles.

Er heftete auf seinen Freund einen von den tiefen Blicken, die nur der Freund allein oder die Mutter als beschützend oder als bewachend über dem Kind oder über dem Freund, der sich verirrt, ausbreiten.

Gegen zwei Uhr trat endlich die Sonne hervor. Der Wind legte sich, das Meer wurde glatt wie eine große Krystallfläche, der Nebel, der das Gestade bedeckte, zerriß wie ein Schleier, der in Fetzen entfliegt.

Da erschienen die lachenden Ufer Frankreichs mit ihren tausend Häusern, die sich von dem Grün der Bäume oder vom Blau des Himmels abhoben.

XV.

Die Zelte.

Der Admiral war, wie man gesehen, entschlossen, nicht mehr auf die drohenden Augen und auf das krampfhafte Aufbrausen von Buckingham zu achten.

Mit dem Abgang von England mußte er sich in der That nach und nach daran gewöhnt haben.

Der Graf von Guiche hatte noch auf keine Weise die Gereiztheit, die der junge Lord gegen ihn zu haben schien, wahrgenommen, aber er fühlte aus Instinct durchaus keine Sympathie für den Günstling von Karl II.

Seit einer größeren Erfahrung und einem kälteren Verstand ausgerüstet, beherrschte die Königin Mutter die ganze Lage, und weil sie das Gefahrvolle derselben einsah, hielt sie sich bereit, den Knoten zu durchschneiden, sobald der geeignete Augenblick gekommen wäre.

Dieser Augenblick kam.

Die Ruhe war überall hergestellt, nur nicht im Gemüth von Buckingham, und dieser wiederholte in seiner Ungeduld mit leiser Stimme der Prinzessin:

„Madame, Madame, in des Himmels Namen flehe ich Euch an, begeben wir uns ans Land. Seht Ihr nicht, daß mich dieser geckenhafte Graf von Norfolk mit seiner Fürsorge und Anbetung für Euch umbringt!“

Henriette hörte diese Worte; sie lächelte, und ohne sich umzudrehen, flüsterte sie, indem sie ihrer Stimme nur jene Biegung sanften Vorwurfs und schmachtender Impertinenz verlieh, womit die Coquetterie eine Beruhigung zu geben weiß, während es das Aussehen hat, als stellte sie eine Vertheidigung entgegen, flüsterte sie, sagen wir, die Worte:

„Mein lieber Lord, ich habe Euch schon gesagt, Ihr seid ein Narr.“

Keiner von diesen einzelnen Umständen entging Raoul; er hatte die Bitte von Buckingham, die Antwort der Prinzessin gehört; er hatte Buckingham bei dieser Antwort einen Schritt rückwärts machen, einen Seufzer ausstoßen und mit der Hand über seine Stirne fahren sehen, und da weder seine Augen, noch sein Herz mit einem Schleier umhüllt waren, so begriff er Alles und bebte, indem er den Zustand der Dinge und der Geister schätzte.

Endlich gab der Admiral mit einer studirten Langsamkeit den Befehl zur Abfahrt der Boote.

Buckingham nahm diesen Befehl mit einem solchen Entzücken auf, daß ein Fremder hätte glauben können, der junge Mann leide an einer Störung des Gehirns.

Auf die Stimme des Grafen von Norfolk sank eine große Barke langsam an der Seite des Admiralsschiffes herab: sie konnte zwanzig Ruderer und fünfzehn Passagiere fassen.

Teppiche von Sammet, Decken, worauf das Wappen von England gestickt, Blumenguirlanden, denn in

jener Zeit cultivirte man gern die Parabeln mitten unter den politischen Bündnissen, bildeten die Hauptverzierung dieser wahrhaft königlichen Barke.

Kaum war die Barke flott, kaum hatten die Matrosen, wie Soldaten mit geschultertem Gewehr die Einschiffung der Prinzessin erwartend, ihre Ruder erhoben, als Buckingham an die Treppe lief, um seinen Platz in dem Fahrzeug einzunehmen.

Doch die Königin hielt ihn zurück und sagte zu ihm:

„Mylord, es schickt sich nicht, daß Ihr meine Tochter und mich ans Land gehen laßt, ohne daß die Wohnungen auf eine geziemende Weise bereit gehalten werden. Ich bitte Euch daher, Mylord, uns nach dem Havre voranzufahren und darüber zu wachen, daß bei unserer Ankunft Alles in Ordnung ist."

Das war ein neuer Schlag für den Herzog, ein um so furchtbarerer Schlag, als er ganz unerwartet kam.

Er stammelte, erröthete, konnte aber nichts antworten.

Er hatte geglaubt, er könnte während der Ueberfahrt in der Nähe von Madame weilen und so bis zum letzten die Augenblicke, die ihm vom Glücke gegeben, genießen.

Aber der Befehl war ein ausdrücklicher.

Der Admiral, der ihn gehört hatte, rief sogleich:

„Das kleine Boot in See."

Der Befehl wurde mit einer den Manoeuvres der Kriegsschiffe eigenthümlichen Raschheit ausgeführt.

Trostlos richtete Buckingham einen Blick der Verzweiflung an die Prinzessin, einen Blick des Flehens an die Königin, einen Blick des Zorns an den Admiral.

Die Prinzessin stellte sich, als sähe sie es nicht.

Die Königin wandte den Kopf ab.

Der Admiral lachte.

Bei diesem Lachen war Buckingham im Begriff, auf Norfolk loszustürzen.

Die Königin Mutter ſtand auf und ſprach voll Würde:

„Geht, mein Herr.“

Der junge Herzog hielt inne.

Doch er ſchaute umher und fragte, ganz erſtickt durch ſo verſchiedenartige Gemüthsbewegungen, mit einer letzten Anſtrengung:

„Und Ihr, meine Herren, Ihr Herr von Guiche, Ihr Herr von Bragelonne, begleitet Ihr mich nicht?“

Von Guiche verbeugte ſich und erwiederte:

„Ich bin, wie Herr von Bragelonne, zu den Befehlen der Königin .... was ſie uns befiehlt, werden wir thun.“

Und er ſchaute die junge Prinzeſſin an, welche die Augen niederſchlug.

„Verzeiht, Herr von Buckingham,“ ſagte die Königin, „Herr von Guiche vertritt hier Monſieur, er muß uns die Honneurs von Frankreich machen, wie Ihr uns die Honneurs von England gemacht habt; er kann alſo nicht umhin, uns zu begleiten; wir ſind ihm überdies die kleine Gunſtbezeigung dafür ſchuldig, daß er den Muth gehabt hat, uns bei dieſem ſchlechten Wetter zu beſuchen.“

Buckingham öffnete den Mund, als wollte er antworten, doch fand er keinen Gedanken oder keine Worte, um dieſen Gedanken auszudrücken, kein Ton kam über ſeine Lippen, und er wandte ſich wie im Fieberwahn um und ſprang vom Schiff in das Boot.

Die Ruderer hatten kaum Zeit, ihn aufzuhalten und ſich ſelbſt zu halten, denn das Gewicht und der Gegenſchlag hätte die Barke beinahe umſchlagen gemacht.

„Mylord iſt offenbar verrückt,“ ſagte der Admiral laut zu Raoul.

„Ich befürchte es für Mylord,“ erwiederte Bragelonne.

Während der ganzen Zeit, die das Boot brauchte, um das Land zu erreichen, hörte der Herzog nicht auf,

das Admiralsschiff mit seinen Blicken zu bedecken, wie es ein Geiziger machen würde, dem man seine Geldkiste entreißen wollte, eine Mutter, die man von ihrer Tochter entfernen würde, um sie zum Tode zu führen.

Doch nichts antwortete auf seine Signale, auf seine Kundgebungen, auf seine kläglichen Stellungen.

Buckingham war so betäubt, daß er auf eine Bank sank und mit seiner Hand in seine Haare griff, während die Matrosen sorglos das Boot über die Wellen hinfliegen ließen.

Bei seiner Ankunft war er dergestalt ermattet und erstarrt, daß er, würde er nicht im Hafen den Boten getroffen haben, den er als Quartiermacher vorausgeschickt, nicht nach seinem Weg zu fragen gewußt hätte.

Sobald er in dem für ihn bestimmten Haus angekommen war, schloß er sich wie Achilles in seinem Zelt ein.

Das Boot, das die Prinzessinnen führte, verließ indessen den Bord des Admiralsschiffs in dem Augenblick, wo Buckingham den Fuß auf's Land setzte.

Eine Barke folgte voll von Officieren, Höflingen und eifrigen Freunden.

Die ganze Bevölkerung vom Havre hatte sich eiligst mit Fischerkähnen, flachen Barken, oder langen normannischen Penichen eingeschifft und fuhr dem königlichen Schiff entgegen.

Die Kanonen donnerten von den Forts; das Admiralsschiff und die zwei anderen wechselten Salven, und die Flammenwolken entflogen aus gähnenden Schlünden in weichen Rauchflocken über den Wellen hin und verdunsteten sich sodann im Azur des Himmels.

Die Prinzessin stieg an den Stufen des Quai aus. Eine freudige Musik erwartete sie am Land und begleitete jeden ihrer Schritte.

Während sie nach dem Mittelpunkt der Stadt zuschreitend auf den reichen Teppichen und den Blumen, die man gestreut, hingingen, nahmen Guiche und Raoul, die sich von den Engländern wegstahlen, einen andern

Weg durch die Stadt und liefen nach dem für die Residenz von Madame bezeichneten Ort.

„Beeilen wir uns," sagte Raoul zu Guiche, „denn wie ich seinen Charakter kenne, wird uns Buckingham ein Unheil anrichten, wenn er das Resultat unserer gestrigen Berathung sieht."

„Oh!" erwiederte der Graf, „wir haben da Wardes, der die Festigkeit selbst, und Manicamp, der die Freundlichkeit selbst ist."

Herr von Guiche eilte darum nicht minder, und fünf Minuten nachher waren sie im Angesicht des Stadthauses.

Was ihnen zuerst auffiel, war eine große Menge auf dem Platze versammelter Leute.

„Gut," sagte Guiche, „es scheint, unsere Wohnungen sind erbaut."

Es erhoben sich in der That vor dem Stadthaus auf dem Platze selbst acht Zelte von der größten Eleganz, überragt von den vereinigten Flaggen von Frankreich und England.

Das Stadthaus war von Zelten wie von einem buntscheckigen Gürtel umgeben, zehn Pagen und zwölf Chevaurlegers, die man den Botschaftern als Escorte mitgegeben hatte, standen Wache vor diesen Zelten.

Das Schauspiel war seltsam; es hatte etwas Feenartiges.

Diese improvisirten Wohnungen waren in der Nacht erbaut worden. Im Inneren, wie im Aeußeren mit den reichsten Stoffen bekleidet, die der Graf von Guiche im Havre hatte finden können, umschloßen sie völlig das Stadthaus, das heißt, den Aufenthaltsort der jungen Prinzessin; sie waren mit einander durch einfache seidene Taue verbunden, welche von Schildwachen gespannt nnd gehütet wurden, so daß der Plan von Buckingham völlig umgeworfen war, hatte er wirklich den Plan gehabt, für sich und seine Engländer die Zugänge zum Stadthause zu bewahren.

Die einzige Passage, welche den Zutritt zu den Stufen des Gebäudes gestattete und nicht durch diese seidene Barricade abgeschlossen war, wurde von zwei pavillonartigen Zelten bewacht, deren Thüren sich nach den zwei Seiten dieses Einganges öffneten.

Diese zwei Zelte waren die von Guiche und Raoul und mußten in ihrer Abwesenheit beständig besetzt sein: das von Guiche durch Wardes, das von Bragelonne durch Manicamp.

Rings um diese zwei Zelte und die andern acht her strahlten hundert Officiere, Edelleute und Pagen von Seide und Gold und summten wie die Bienen um ihren Korb.

Den Degen an der Hüfte, war dies Alles bereit, auf ein Zeichen von Guiche oder Bragelonne, diesen zwei Häuptern der Ambassade, zu gehorchen.

In dem Augenblick, wo die zwei jungen Leute am Ende einer nach dem Platze ausmündenden Straße erschienen, erblickten sie im Galopp über diesen Platz hinsprengend einen jungen Edelmann von wunderbarer Eleganz. Er durchschnitt die Menge der Neugierigen und stieß beim Anblick der improvisirten Bauten einen Schrei des Zorns und der Verzweiflung aus.

Es war Buckingham, Buckingham, der sich aus seiner Erstarrung emporgerafft hatte, um eine blendende Kleidung anzulegen und Madame und die Königin vor dem Stadthause zu erwarten.

Doch beim Eingang der Zelte versperrte man ihm den Weg, und er war genöthigt, anzuhalten.

Ganz außer sich schwang Buckingham seine Peitsche; zwei Officiere packten ihn beim Arm.

Von den zwei Wächtern war nur ein einziger da. Herr von Wardes, der in's Innere des Stadthauses hinaufgestiegen war, überbrachte dahin einige von Herrn von Guiche ertheilte Befehle.

Bei dem Lärmen, den Buckingham machte, erhob

sich Manicamp, der träge auf den Kissen vor einem der Eingangszelte lag, mit seiner gewöhnlichen Nachlässigkeit und erschien, als er bemerkte, daß der Lärmen fortdauerte, unter den Vorhängen.

„Was gibt es?“ fragte er ganz sanft, „wer macht all diesen Lärmen?“

Durch einen Zufall war es in dem Augenblick, wo er zu sprechen anfing, wieder still geworden, und obgleich sein Ton weich und gemäßigt, hörte doch Jedermann seine Frage.

Buckingham wandte sich um und schaute diesen großen, magern Leib und dieses indolente Gesicht an.

Die Person unseres Mannes, der übrigens, wie gesagt, sehr einfach gekleidet war, flößte wahrscheinlich Buckingham keine große Achtung ein, denn er erwiederte verächtlich:

„Wer seid Ihr, mein Herr?“

Manicamp stützte sich auf den Arm eines ungeheuren Chevauxleger, der so solid war, als der Pfeiler einer Kathedrale, und antwortete mit demselben ruhigen Tone:

„Und Ihr, mein Herr?“

„Ich bin Mylord Herzog von Buckingham. Es sind von mir alle Häuser gemiethet worden, die das Stadthaus umgeben, wo ich zu thun habe; da aber diese Häuser von mir gemiethet worden sind, so gehören sie auch mir, und da ich sie gemiethet, um freien Zugang zum Stadthaus zu haben, so seid Ihr nicht berechtigt, mir diesen Zugang zu verschließen.“

„Aber, mein Herr, wer hindert Euch, zu passiren?“ fragte Manicamp.

„Eure Schildwachen.“

„Weil Ihr zu Pferde passiren wollt, und weil der Befehl gegeben ist, nur Fußgänger durchzulassen.“

„Niemand, außer mir, hat das Recht, hier Befehle zu geben!“ sagte Buckingham.

„Wie so, mein Herr?“ fragte Manicamp mit seiner

sanften Stimme, „habt die Güte, mir dieses Räthsel zu erklären.“

„Weil ich, wie gesagt, alle Häuser des Platzes gemiethet habe.“

„Wir wissen es wohl, da uns nur der Platz selbst geblieben ist.“

„Ihr täuscht Euch, mein Herr, der Platz gehört mir, wie die Häuser.“

„Oh! verzeiht, Ihr seid in einem Irrthum begriffen, mein Herr. Man sagt bei uns, das Pflaster des Königs, folglich gehört der Platz dem König, insofern wir aber Botschafter des Königs sind, ist der Platz unser.“

„Mein Herr, ich habe Euch schon einmal gefragt, wer Ihr seid?“ rief Buckingham außer sich über die Kaltblütigkeit von Manicamp.

„Man nennt mich Manicamp,“ antwortete der junge Mann mit einer äolischen Stimme, so sanft und harmonisch war sie.

Buckingham zuckte die Achseln und sprach:

„Kurz, als ich die Häuser miethete, die das Stadthaus umgeben, war der Platz frei; diese Baracken versperren mir die Aussicht, nehmt sie weg.“

Ein dumpfes, bedrohliches Gemurre durchlief die Menge der Zuhörer.

Der Graf von Guiche erschien in diesem Augenblick; er schob die Menschen, die ihn von Buckingham trennten, zurück und kam, gefolgt von Raoul, auf einer Seite an, während Herr von Wardes auf der anderen eintraf.

„Verzeiht, Mylord,“ sagte er, „habt Ihr eine Forderung zu machen, so seid so gefällig, sie an mich zu richten, insofern ich den Plan zu diesen Bauten gegeben habe.“

„Herr Graf,“ erwiederte Buckingham in einem Tone unverkennbaren Zorns, obgleich er durch die Gegenwart eines Standesgenossen gemildert wurde, „ich sage, diese Zelte können unmöglich bleiben, wo sie sind.“

„Unmöglich," versetzte Guiche, „und warum?"

„Weil sie mich belästigen."

Es entschlüpfte Guiche eine Bewegung der Ungeduld, doch der kalte Blick von Raoul hielt ihn zurück.

„Sie müssen Euch weniger belästigen, mein Herr, als uns dieser Mißbrauch der Priorität, den Ihr Euch erlaubt habt."

„Ein Mißbrauch?"

„Allerdings. Ihr schickt einen Boten hierher, der, in Eurem Namen, die ganze Stadt des Havre miethet, ohne sich um die Franzosen zu bekümmern, die Madame entgegenkommen sollen. Das ist für den Vertreter einer befreundeten Nation wenig brüderlich, mein Herr Herzog."

„Der Boden gehört dem ersten Besitznehmer."

„In Frankreich nicht, mein Herr."

„Und warum nicht in Frankreich?"

„Weil dies das Land der Höflichkeit ist."

„Was soll das heißen?" rief Buckingham auf eine so aufbrausende Art, daß die Anwesenden, einen unmittelbaren Zusammenstoß erwartend, zurückwichen.

„Das soll heißen," antwortete der Graf von Guiche erbleichend, „daß ich diese Wohnung für mich und meine Freunde als Asyl der Botschafter Frankreichs, als einziges Obdach, das uns Eure Beschlagnahme in dieser Stadt ließ, habe erbauen lassen, und daß ich und die Meinigen in dieser Wohnung bleiben werden, wenn nicht ein mächtigerer und besonders souveränerer Wille, als der Eurige, mich daraus entfernt."

„Das heißt, uns nicht abweist, wie man im Justizpalaste sagt," bemerkte Manicamp mit sanftem Tone.

„Ich kenne Einen, mein Herr, der hoffentlich so sein wird, wie Ihr es wünscht," erwiederte Buckingham und legte die Hand an den Griff seines Degens.

In diesem Augenblick und als die Göttin der Zwietracht im Begriff war, die Geister entflammend alle Schwerter gegen die Brust von Menschen zu kehren,

legte Raoul sanft seine Hand auf die Schulter von Buckingham und sagte:

„Ein Wort, Mylord."

„Mein Recht! mein Recht vor Allem!" rief der ungestüme junge Mann.

„Gerade über diesen Punkt werde ich die Ehre haben, mit Euch zu sprechen," antwortete Raoul.

„Es sei, doch keine lange Reden!"

„Eine einzige Frage; Ihr seht, man kann nicht kürzer sein."

„Sprecht, ich höre."

„Heirathet Ihr oder heirathet der Herzog von Orleans die Enkelin von König Heinrich IV.?"

„Wie beliebt?" fragte Buckingham, indem er ganz bestürzt zurückwich.

„Ich bitte, antwortet mir," fuhr Raoul ruhig fort.

„Wollt Ihr meiner spotten?" rief Buckingham.

„Das ist immerhin eine Antwort, und sie genügt mir. Ihr gesteht also, daß nicht Ihr die Prinzessin von England heirathen werdet?"

„Mir scheint, Ihr wißt das wohl, mein Herr."

„Verzeiht, nach Euerem Benehmen war die Sache nicht klar."

„Sprecht, was wollt Ihr damit sagen, mein Herr?"

Raoul näherte sich dem Herzog und erwiederte, die Stimme dämpfend:

„Ihr gerathet wieder in eine Wuth, die der Eifersucht gleicht, wißt Ihr das, Mylord? Diese Eifersucht in Beziehung auf eine Frau geziemt sich aber für Keinen, der nicht ihr Gatte oder ihr Geliebter ist; Ihr werdet das, ich bin es überzeugt, noch viel mehr begreifen, Mylord, wenn diese Frau eine Prinzessin ist."

„Mein Herr," rief Buckingham, „beleidigt Ihr Madame Henriette?"

„Nehmt Euch in Acht, Mylord," erwiederte Bragelonne kalt, „Ihr beleidigt sie. So eben auf dem Admiralitätsschiff habt Ihr die Königin im höchsten Maße

aufgebracht und die Geduld des Admirals ermüdet. Ich beobachtete Euch, Mylord, und hielt Euch Anfangs für verrückt, seitdem aber habe ich den wahren Charakter dieser Verrücktheit errathen."

„Mein Herr!"

„Wartet, ich werde noch ein Wort beifügen. Ich hoffe der Einzige unter den Franzosen zu sein, der es errathen hat."

„Wißt Ihr, mein Herr," sagte Buckingham, zugleich vor Zorn und Unruhe zitternd, „wißt Ihr, daß Ihr da eine Sprache führt, die eine Zurechtweisung heischt?"

„Wägt Eure Worte ab, Mylord," entgegnete Raoul voll Stolz, „ich bin nicht von einem Blut, dessen Lebhaftigkeit sich zurückdrängen läßt, während Ihr im Gegentheil einer Race angehört, deren Leidenschaften guten Franzosen verdächtig sind; ich wiederhole Euch also zum zweiten Mal, Mylord, nehmt Euch in Acht."

„Wovor, wenn's beliebt? droht Ihr mir zufällig?"

„Ich bin der Sohn des Grafen de la Fère, Herr von Buckingham, und ich drohe nie, weil ich zuerst schlage. Verständigen wir uns also, und vernehmt die Warnung, die ich an Euch richte."

Buckingham ballte die Fäuste, Raoul aber fuhr fort, als ob er nichts bemerkte.

„Bei dem ersten den Wohlanstand verletzenden Wort, das Ihr Euch gegen Ihre Königliche Hoheit erlaubt . . . Oh! seid geduldig, Herr von Buckingham, ich bin es."

„Ihr?"

„Gewiß . . . So lange sich Madame auf englischem Boden befand, habe ich geschwiegen; nun aber, da sie den Boden Frankreichs berührt hat, da wir sie im Namen des Prinzen empfangen haben, werde ich bei der ersten Beleidigung, die Ihr, in Eurer seltsamen Zuneigung, gegen das königliche Haus Frankreich begeht, von zwei Entschlüssen einen fassen: entweder ich erkläre

in Gegenwart Aller, von welcher Narrheit Ihr in diesem Augenblick befallen seid, und mache, daß Ihr schmählich nach England zurückgeschickt werdet, oder ich stoße Euch, wenn Ihr das vorzieht, in voller Versammlung einen Dolch in die Kehle. Das zweite Mittel erscheint mir übrigens als das passendere, und ich glaube, daß ich dabei bleiben werde."

Buckingham war bleicher geworden, als die Woge englischer Spitzen, die seinen Hals umgab.

„Herr von Bragelonne," sagte er, „ist es wirklich ein Edelmann, der mit mir spricht?"

„Nur spricht dieser Edelmann mit einem Verrückten. Geneset, Mylord, und er wird eine andere Sprache gegen Euch führen."

„Ah! Herr von Bragelonne," murmelte der Herzog mit erstickter Stimme, während er mit der Hand nach seinem Halse griff, „Ihr seht wohl, daß ich sterbe."

„Mylord," erwiederte Raoul mit seiner unstörbaren Kaltblütigkeit, „würde es in diesem Augenblick geschehen, so müßte ich es in der That als ein großes Glück betrachten, denn dieses Ereigniß käme allen Arten von schlimmen Reden in Beziehung auf Euch und auf diejenige von den erhabenen Personen zuvor, welche Eure Zuneigung auf eine so wahnsinnige Weise compromittirt."

„Oh! Ihr habt Recht, Ihr habt Recht," sagte der junge Mann ganz verwirrt, „ja, ja, sterben! ja, es ist besser, zu sterben, als zu leiden, was ich in diesem Augenblick leide!"

Und er fuhr mit der Hand an einen reizenden Dolch, dessen Griff ganz mit Edelsteinen verziert war, und zog ihn halb aus seiner Brust.

Raoul stieß seine Hand zurück und sprach:

„Nehmt Euch in Acht, mein Herr; wenn Ihr Euch nicht tödtet, so begeht Ihr eine lächerliche Handlung; tödtet Ihr Euch, so befleckt Ihr mit Eurem Blute das Hochzeitkleid der Prinzessin von England."

Buckingham blieb eine Minute keuchend. Während dieser Minute sah man seine Lippen zittern, seine Wangen beben, seine Augen wie im Delirium umherirren.

Plötzlich sagte er:

„Herr von Bragelonne, ich kenne keinen edleren Geist, als Euch; Ihr seid der würdige Sohn des vollkommensten Edelmanns, der auf der Welt lebt: Bewohnt Eure Zelte."

Und er schlang seine Arme um den Hals von Raoul.

Ganz erstaunt über diese Bewegung, die man bei dem zornigen Beben von einem der Gegner und der strengen Beharrlichkeit des andern kaum erwarten konnte, klatschte die ganze Versammlung in die Hände und tausend Vivats und Beifallsrufe stiegen freudig zum Himmel empor.

Guiche umarmte Buckingham ebenfalls, zwar mit etwas Widerwillen, doch er umarmte ihn.

Dies war das Signal: Engländer und Franzosen, die sich bis dahin mit Besorgniß angeschaut hatten, fraternisirten auf der Stelle.

Mittlerweile kam der Zug der Prinzessinnen, die ohne Bragelonne zwei Heere im Handgemenge und Blut auf den Blumen gefunden hätten.

Alles war beigelegt, als man die ersten Banner erblickte.

XVI.

Die Nacht.

Die Eintracht war unter den Zelten wieder hergestellt . . . Engländer und Franzosen wetteiferten in der Galanterie bei den erhabenen reisenden Damen und in der Artigkeit unter sich selbst.

Die Engländer schickten den Franzosen Blumen, welche sie aufgekauft hatten, um die Ankunft der jungen Prinzessin zu feiern; die Franzosen luden die Engländer zu einem Abendbrod ein, das sie am andern Tag geben sollten.

Madame erntete also auf ihrem Wege einstimmige Glückwünsche. Durch die Ehrerbietung Aller erschien sie wie eine Königin, durch die Anbetung Einiger wie ein Idol.

Die Königin Mutter empfing die Franzosen auf das Freundlichste. Frankreich war ihre Heimath, und sie war in England zu unglücklich gewesen, daß England sie hätte Frankreich vergessen machen können. Sie lehrte daher ihre Töchter durch ihre eigene Liebe die Liebe für ein Land, wo Beide Gastfreundschaft gefunden hatten, und wo sie das Glück einer glänzenden Zukunft finden sollten.

Als der Einzug vorbei und die Zuschauer ein wenig zerstreut waren, als man nur noch in der Ferne die Fanfaren und das Getöse der Menge vernahm, als die Nacht, mit ihrem gestirnten Schleier das Meer, den Hafen, die Stadt und das noch von diesem großen Ereigniß bewegte Land verhüllend, einbrach, kehrte der Graf von Guiche in sein Zelt zurück und setzte sich auf einen breiten Schämel mit einem so schmerzlichen Aus-

druck im Geſicht, daß ihm Bragelonne mit dem Blick folgte, bis er ihn ſeufzen gehört hatte; dann näherte er ſich ſeinem Freund . . . Der Graf ſaß zurückgelehnt, die Schulter an die Wand des Zeltes geſtützt, die Stirne in ſeinen Händen, die Bruſt keuchend und die Kniee unruhig.

„Du leideſt, Freund?“ fragte Raoul.

„Grauſam.“

„Körperlich, nicht wahr?“

„Ja, körperlich.“

„Der Tag war in der That ermüdend,“ fuhr der junge Mann die Augen auf denjenigen, welchen er befragte, geheftet fort.

„Ja, und der Schlaf iſt erquickend.“

„Soll ich Dich verlaſſen?“

„Nein, ich habe mit Dir zu ſprechen.“

„Ich werde Dich nur ſprechen laſſen, wenn ich Dich ſelbſt befragt habe, Guiche.“

„Frage.“

„Sei aber offenherzig.“

„Wie immer.“

„Weißt Du, warum Buckingham ſo wüthend war?“

„Ich vermuthe es.“

„Nicht wahr, er liebt Madame?“

„Man ſollte wenigſtens darauf ſchwören, wenn man ihn ſieht.“

„Nein, nein, es iſt nicht ſo.“

„Oh! diesmal täuſcheſt Du Dich, Raoul, ich habe wohl ſeinen Kummer in ſeinen Augen, in ſeiner Geberde, in ſeinem ganzen Weſen wahrgenommen.“

„Du biſt Dichter, lieber Graf, und ſiehſt überall Poeſie.“

„Ich ſehe überall die Liebe.“

„Wo ſie nicht iſt.“

„Wo ſie iſt.“

„Sage, Guiche, Du glaubſt, Du täuſcheſt Dich nicht?“

„Ja, ich bin meiner Sache ſicher!“ rief der Graf.

„Sprich, Graf,“ fragte Raoul mit einem tiefen Blick, „was macht Dich ſo gallſüchtig?“

„Die Eigenliebe,“ antwortete Guiche zögernd.

„Die Eigenliebe, das iſt ein ſehr langes Wort, Guiche.“

„Was willſt Du damit ſagen?“

„Ich will damit ſagen, daß Du gewöhnlich weniger traurig biſt, als heute Abend.“

„Die Müdigkeit.“

„Die Müdigkeit?“

„Ja.“

„Höre, lieber Freund, wir haben Feldzüge mit einander gemacht, wir haben uns achtzehn Stunden zu Pferde geſehen, drei Pferde fielen, von der Müdigkeit gelähmt, Hungers ſterbend, unter uns, und wir lachten noch. Nicht die Ermattung iſt es, was Dich traurig macht, Graf.“

„Dann iſt es der Aerger.“

„Welcher Aerger?“

„Der von heute Abend.“

„Die Tollheit von Lord Buckingham?“

„Allerdings; iſt es für uns Franzoſen, die wir unſern Herrn vertreten, nicht ärgerlich, einen Engländer unſerer zukünftigen Gebieterin, der zweiten Dame des Königreichs, den Hof machen zu ſehen?“

„Ja, Du haſt Recht; doch ich glaube, Lord Buckingham iſt nicht gefährlich.“

„Nein, aber er iſt läſtig. Hat er nicht bei ſeiner Ankunft hier die Engländer und uns beinahe mit einander verfeindet, und würden wir nicht ohne Deine ſo bewunderungswürdige Klugheit, ohne Deine ſo ſeltene Feſtigkeit mitten in der Stadt den Degen ziehen?“

„Du ſiehſt, er hat ſich geändert.“

„Gewiß; doch gerade davon rührt mein Erſtaunen her. Du ſprachſt leiſe mit ihm; was haſt Du zu ihm geſagt? Du glaubſt, er liebe . . . oh! eine Leidenſchaft

weicht nicht mit dieser Leichtigkeit; er ist also nicht verliebt in sie!"

Guiche sprach diese letzten Worte mit einem so seltsamen Ton, daß Bragelonne das Haupt erhob.

Das edle Antlitz des jungen Mannes drückte eine Unzufriedenheit aus, welche leicht darin zu lesen war.

„Was ich ihm gesagt habe, Graf, will ich Dir wiederholen," antwortete Raoul, „höre also: „„Mein Herr, Ihr schaut mit einer begehrlichen Miene, mit einer Miene beleidigender Lüsternheit die Schwester Eures Fürsten an, die nicht mit Euch verlobt, die nicht Eure Geliebte ist, nicht Eure Geliebte sein kann; Ihr fügt also denjenigen Schmach zu, welche kommen, um eine reine Jungfrau zu holen und zu dem Gatten zu führen.""

„Das hast Du ihm gesagt?"

„Mit diesen Worten, . . . ich bin sogar weiter gegangen."

Guiche machte eine Bewegung.

„Ich habe ihm gesagt: „„Mit welchem Auge würdet Ihr es anschauen, wenn Ihr unter uns einen Mann wahrnähmet, der wahnsinnig genug, unredlich genug wäre, um andere Gefühle für eine unserem Gebieter bestimmte Prinzessin zu hegen, als die der reinsten Ehrfurcht?""

Diese Worte waren so treffend für Guiche, daß dieser erbleichte und, von einem plötzlichen Zittern ergriffen, nur maschinenmäßig Raoul eine Hand reichen konnte, während er sich mit der andern die Augen und die Stirne bedeckte.

„„Aber,"" fuhr Raoul fort, ohne sich bei dieser Kundgebung seines Freundes aufzuhalten, „„aber die Franzosen, die man als leichtfertig, spöttisch, unbedachtsam verschreit, wissen, Gott sei Dank! ein gesundes Urtheil und eine gesunde Moral bei der Prüfung der Fragen des Wohlanstandes in Anwendung zu bringen. Erfahrt nun,"" fügte ich bei, „„erfahrt, Herr von Bu-

ckingham, daß wir französischen Edelleute unseren Königen so dienen, daß wir ihnen unsere Leidenschaften eben so wohl, als unser Vermögen und unser Leben opfern, und daß wir, wenn uns der böse Dämon einen von den schlimmen Gedanken eingibt, die das Herz entzünden, diese Flamme auslöschen, und müßten wir sie mit unserem Blute besprengen. Auf diese Art erhalten wir eine dreifache Ehre: die unseres Vaterlandes, die unseres Herrn und die unsere. So handeln wir, Herr von Buckingham; so muß jeder Mann von Herz handeln.'" Und so, mein lieber Guiche, habe ich zu Herrn von Buckingham gesprochen, und er hat sich auch ohne Widerstand in meine Gründe ergeben."

Bis dahin unter dem Worte von Raoul gebeugt, erhob sich Guiche, das Auge stolz und die Hand fieberhaft; er ergriff die Hand von Raoul; seine Backenbeine, kurz zuvor kalt wie Eis, standen in Flammen.

„Und Du hast gut gesprochen," sagte er mit erstickter Stimme, „und Du bist ein wackerer Freund, Raoul. Ich danke Dir und bitte Dich nun, mich allein zu lassen."

„Du willst es?"

„Ja, ich bedarf der Ruhe. Viele Dinge haben heute meinen Kopf und mein Herz erschüttert; morgen, wenn Du wieder kommst, werde ich nicht mehr derselbe Mensch sein."

„Gut, es sei! ich verlasse Dich," rief Raoul, indem er sich zurückzog.

Der Graf machte einen Schritt gegen seinen Freund und schloß ihn herzlich in seine Arme.

Doch in dieser freundschaftlichen Umarmung konnte Raoul den Schauer einer bekämpften mächtigen Leidenschaft erkennen.

Die Nacht war kühl, bestirnt, glänzend; nach dem Sturme hatte die Wärme der Sonne überall das Leben, die Freude, die Sicherheit zurückgebracht. Es hatten sich am Himmel einige lange, spitzig zulaufende Wolken

Digitized by Google

gebildet, deren Weiße eine Reihenfolge schöner, durch einen leichten Ostwind gemäßigtere Tage verkündigte. Von breiten, leuchtenden Strahlen durchschnitten, bildeten die Schatten auf dem Platze vor dem Stadthause gleichsam ein riesiges Mosaik mit schwarzen und weißen Platten.

Bald entschlummerte Alles in der Stadt; es blieb ein schwaches Licht in dem Zimmer von Madame, das auf den Platz ging, und diese sanfte Helle der gedämpften Lampe erschien als ein Bild des Schlummers eines Mädchens, dessen Leben sich kaum kundgibt, kaum empfindlich ist, dessen Flamme sich auch mäßigt, wenn der Körper entschlummert ist.

Bragelonne trat aus seinem Zelt mit dem langsamen, abgemessenen Gang eines Menschen, der begierig ist, zu sehen, und eifersüchtig, nicht gesehen zu werden.

Geschützt durch die dichten Vorhänge, umfaßte er auch mit einem Blick den ganzen Platz und sah nach kurzer Zeit, daß sich die Vorhänge des Zeltes von Guiche leicht öffneten und bewegten.

Hinter den Vorhängen wurde Guiche sichtbar, dessen Augen, glühend auf den Salon von Madame geheftet, der sanft durch das innere Licht beleuchtet war, im Schatten glänzten.

Dieser sanfte Schimmer, der die Scheiben färbte, war der Stern des Grafen. Man sah bis zu seinen Augen das Aufathmen seines ganzen Innern emporsteigen. Im Schatten verborgen, errieth Raoul alle die leidenschaftlichen Gedanken, welche zwischen dem Zelt des jungen Botschafters und dem Balcon der Prinzessin ein geheimes, magisches Band von Sympathien knüpften, ein Band gebildet von Gedanken von einem so festen Willen, von einer solchen Hartnäckigkeit, daß sie sicherlich zu den Liebesträumen flehten, sie mögen herabsteigen auf das duftende Lager, das der Graf mit den Augen seiner Seele verschlang.

Doch Guiche und Raoul waren nicht die Einzigen,

welche wachten. Das Fenster von einem der Häuser des Platzes stand offen: es war dies das Fenster eines Hauses, das Buckingham bewohnte.

Von dem Lichte, das aus diesem Fenster hervorsprang, hob sich die Silhouette des Herzogs kräftig ab; nachläßig auf das geschnitzte und mit Sammet verzierte Gesimse gelehnt, sandte er auch nach dem Balcon seine Wünsche und die tollen Visionen seiner Liebe.

Bragelonne konnte sich des Lächelns nicht erwehren.

„Das ist ein armes, betrübtes Herz," sagte er, an Madame denkend.

Dann in einem mitleidigen Hinblick auf Monsieur fügte er bei:

„Und das ist ein armer, sehr bedrohter Gatte; wohl ihm, daß er ein großer Fürst ist und eine Armee hat, um sein Gut zu bewachen."

Bragelonne beobachtete eine Zeit lang das Benehmen der beiden Seufzenden, horchte auf das unhöfliche Schnarchen von Manicamp, welcher mit eben so großem Stolz schnarchte, als hätte er sein blaues Kleid statt seines violetten gehabt, und wandte sich gegen den Wind, der ihm den entfernten Gesang einer Nachtigall brachte; dann, nachdem er seinen Vorrath an Melancholie — auch eine Krankheit der Nacht — eingethan hatte, kehrte er in sein Zelt zurück und dachte für seine eigene Rechnung, daß vielleicht vier bis sechs Augen, so glänzend wie die von Guiche und Buckingham, nach seinem Idol im Schlosse von Blois schmachteten.

„Und Fräulein von Montalais ist keine ganz solide Garnison," sagte er leise, während er zugleich laut seufzte.

XVII.

Vom Havre nach Paris.

Am andern Tage fanden die Feste mit allem Gepränge und mit allem Jubel Statt, wie dies bei den Mitteln des Havre und der Stimmung der Geister nur immer möglich war.

Während der letzten Stunden, die man hier zubrachte, hatte man Vorkehrungen zur Abreise getroffen.

Madame stieg, nachdem sie von der englischen Flotte Abschied genommen und ihre Flagge begrüßend zum letzten Mal ihr Vaterland gegrüßt hatte, inmitten einer glänzenden Escorte in den Wagen.

Der Graf von Guiche hoffte, der Herzog von Buckingham würde mit dem Admiral nach England zurückkehren, aber es gelang Buckingham, der Königin darzuthun, es wäre eine Unschicklichkeit, Madame beinahe allein in Paris ankommen zu lassen.

Sobald der Punkt, daß Buckingham Madame begleiten sollte, festgestellt war, wählte der junge Herzog einen Hof von Edelleuten und Officieren, mit der Bestimmung, sein eigenes Gefolge zu bilden, so daß eine ganze Armee, das Gold und die glänzenden Demonstrationen in den Städten und den Dörfern, durch die sie kam, ausstreuend, nach Paris marschirte.

Das Wetter war herrlich. Frankreich ist schön anzuschauen, besonders von der Straße aus, der der Zug folgte. Der Frühling warf seine balsamischen Blüthen und Blätter vor die Schritte dieser Jugend. Die ganze Normandie mit ihrer fruchtbaren Vegetation, mit ihren blauen Horizonten, mit ihren silbernen Flüssen stellte

sich wie ein Paradies für die neue Schwester des Königs dar.

Es gab nur Feste und Berauschungen auf dem Wege. Guiche und Buckingham vergaßen Alles; Guiche, um die neuen Versuche des Engländers zurückzudrängen, Buckingham, um in dem Herzen der Prinzessin eine lebhaftere Erinnerung an das Vaterland zu erwecken, woran sich das Andenken an glückliche Tage knüpfte.

Leider aber konnte der Herzog wahrnehmen, daß sich das Bild seines theuren Englands von Tag zu Tag im Geiste von Madame immer mehr verwischte, je tiefer sich darin die Liebe für Frankreich einprägte.

Er konnte wahrnehmen, daß alle seine kleinen Aufmerksamkeiten keine dankbare Anerkennung hervorriefen, und er mochte immerhin voll Anmuth auf einem der stolzesten, brausendsten Rosse des Yorkshire einherreiten, die Augen der Prinzessin verweilten nur zufällig und nebenbei auf ihm.

Vergebens versuchte er es, um einen von den im Raume umherirrenden oder anderswo haftenden Blicken auf sich zu lenken, die thierische Natur Alles hervorbringen zu lassen, was sie an Kraft, Stärke, Zorn und Gewandtheit zu vereinigen vermag; vergebens sprengte er, sein Roß mit den feurigen Nüstern übermäßig aufstachelnd, hin, auf die Gefahr, sich tausendmal an den Bäumen zu zerschellen, in die Gräben, über die Schranken oder jähe Bergabhänge hinabzustürzen, durch das Geräusch aufmerksam gemacht, wandte Madame einen Augenblick den Kopf um und kehrte dann leicht lächelnd zu ihren treuen Wächtern Raoul und Guiche zurück, welche ruhig an den Schlägen ihres Wagens ritten.

Da fühlte sich Buckingham von allen Qualen der Eifersucht heimgesucht; ein unbekannter, unerhörter, brennender Schmerz durchzog seine Adern und lagerte sich in seinem Herzen; um zu beweisen, daß er seine

Tollheit einsehe und durch die demüthigste Unterwürfigkeit das Unrecht seiner Unbesonnenheiten sühnen wolle, bezähmte er sein Pferd und nöthigte es, ganz triefend von Schweiß ganz weiß von dickem Schaum, bei der Carrosse unter der Menge der Höflinge an seinem Gebiß zu nagen.

Zuweilen erhielt er zum Lohn ein Wort von Madame, und dieses Wort kam ihm noch wie ein Vorwurf vor.

„Gut, Herr von Buckingham," sagte sie, „nun seid Ihr vernünftig."

Oder ein Wort von Raoul.

„Ihr tödtet Euer Pferd, Herr von Buckingham."

Buckingham hörte Raoul geduldig an, denn er fühlte instinctartig, ohne daß er irgend einen Beweis dafür hatte, daß Raoul Guiche in seinen Gefühlen mäßigte, und daß ohne Raoul schon irgend ein toller Schritt, sei es von Seiten des Grafen oder von ihm, Buckingham, einen Bruch, ein Aergerniß, eine Verbannung vielleicht herbeigeführt hätte.

Seit dem bekannten Gespräch, das die zwei jungen Leute vor dem Zelte im Havre gehabt hatten, wobei dem Herzog von Raoul die Unschicklichkeit seiner Kundgebungen fühlbar gemacht worden war, wurde Buckingham unwillkührlich zu Raoul hingezogen.

Oft knüpfte er eine Unterredung mit ihm an, und beinahe immer geschah es, um mit ihm von seinem Vater oder von d'Artagnan, ihrem gemeinschaftlichen Freund, zu sprechen, für den Buckingham beinahe eben so sehr begeistert war, als Raoul.

Raoul liebte es besonders, die Unterhaltung auf diesen Gegenstand vor Herrn von Wardes zu bringen, der während der ganzen Reise von der Ueberlegenheit von Bragelonne und besonders von seinem Einfluß auf den Geist von Guiche verletzt war.

Herr von Wardes besaß das feine, forschende Auge, das jede schlimme Natur auszeichnet; er hatte sogleich

die Traurigkeit von Guiche und sein verliebtes Aufstreben zu der Prinzessin bemerkt.

Statt diesen Gegenstand mit der Zurückhaltung von Raoul zu behandeln, statt auf eine würdige Weise, wie der letztere, die Convenienzen und die Pflichten zu beobachten, griff Wardes entschlossen die beständig tönende Saite jugendlicher Kühnheit und selbstsüchtigen Stolzes an.

So geschah es, daß eines Abends, als man in Mantes anhielt, während Guiche und Wardes auf eine Schranke gestützt mit einander plauderten, während Buckingham und Raoul auf und abgehend mit einander sprachen und Manicamp den Prinzessinnen den Hof machte, die ihn wegen seines geschmeidigen Geistes, seiner mildfreundlichen Manieren und seines versöhnlichen Charakters ganz zutraulich behandelten, Wardes zu dem Grafen sagte:

„Bekenne, daß Du sehr krank bist und daß Dich Dein Hofmeister nicht heilt."

„Ich verstehe Dich nicht," erwiederte der Graf.

„Das ist doch leicht zu verstehen; Du vertrocknest vor Liebe."

„Tollheit, Wardes, Tollheit!"

„Ja, ich gebe zu, es wäre eine Tollheit, wenn Madame für Dein Märtyrthum gleichgültig bliebe, aber sie bemerkt es, dergestalt, daß sie sich compromittirt, und ich befürchte in der That, bei unserer Ankunft in Paris dürfte Dein Hofmeister, Herr von Bragelonne, Euch Beide anzeigen."

„Wardes! Wardes! abermals ein Angriff auf Bragelonne!"

„Genug der Kinderei!" versetzte mit leiser Stimme der böse Genius des Grafen. „Du weißt so gut wie ich, was ich Alles sagen will; Du siehst wohl, daß der Blick der Prinzessin milder, freundlicher wird, wenn sie mit Dir spricht; Du erkennst an dem Ton ihrer Stimme, daß sie die Deinige gern hört; Du fühlst, daß sie die

Verse versteht, die Du ihr vorsprichst, und wirst nicht leugnen, daß sie Dir jeden Morgen sagt, sie habe schlecht geschlafen?"

„Das ist wahr, Wardes, es ist wahr, doch wozu sagst Du mir dies Alles?"

„Ist es nicht wichtig, die Dinge klar zu sehen?"

„Nein, wenn einen die Dinge, die man sieht, verrückt machen können," erwiederte Guiche.

Und er wandte sich voll Unruhe gegen die Prinzessin um, als wollte er, während er die Einflüsterungen von Wardes zurückwies, die Bestätigung derselben in ihren Augen lesen.

„Ah! ah!" sagte Wardes, „sieh da, sie ruft Dir, hörst Du? Benütze die Gelegenheit, der Hofmeister ist nicht da."

Guiche hielt es nicht mehr länger aus; eine unwiderstehliche Anziehungskraft riß ihn zu der Prinzessin hin.

Wardes schaute ihm lächelnd nach, als er sich entfernte.

„Ihr täuscht Euch, mein Herr," sagte plötzlich Raoul, indem er sich über die Schranke schwang, an welche sich einen Augenblick vorher die zwei Sprechenden angelehnt hatten, „der Hofmeister ist da und hört Euch."

Bei der Stimme von Raoul, den er erkannte, ohne daß er nach ihm umzuschauen brauchte, zog Wardes halb seinen Degen.

„Steckt Euren Degen ein," sagte Raoul, „Ihr wißt wohl, daß während der Reise, die wir vollbringen, jede Demonstration dieser Art unnütz wäre. Steckt Euren Degen wieder ein, haltet aber auch Eure Zunge im Zaum. Warum gießt ihr in das Herz desjenigen, welchen Ihr Euern Freund nennt, alle Galle, die das Eurige zernagt? Mich wollt Ihr einen rechtschaffenen Mann, einen Freund meines Vaters und der Meinigen hassen machen; den Grafen wollt Ihr zu einer Liebe

für eine Frau aufstacheln, die Euerem Gebieter bestimmt ist. In der That, mein Herr, Ihr wäret ein schändlicher Verräther in meinen Augen, würde ich Euch nicht mit mehr Recht als einen Narren betrachten."

„Mein Herr," rief Wardes außer sich, „ich täuschte mich also nicht, als ich Euch einen Hofmeister nannte! Der Ton, den Ihr Euch anmaßt, die Formen, die Ihr gebraucht, sind die eines geißelsüchtigen Jesuiten und nicht eines Edelmanns. Ich bitte Euch, gebt mir gegenüber diese Formen und diesen Ton auf. Ich hasse Herrn d'Artagnan, weil er eine Schändlichkeit gegen meinen Vater begangen hat."

„Ihr lügt, mein Herr," erwiederte Raoul ganz kalt.

„Ah! Ihr wollt mich Lügen strafen, mein Herr!" rief Wardes.

„Warum nicht, wenn das, was Ihr sagt, falsch ist."

„Ihr straft mich Lügen und nehmt nicht den Degen in die Hand?"

„Mein Herr, ich habe mir gelobt, Euch nicht eher zu tödten, als bis wir Madame ihrem Gemahl übergeben haben."

„Mich tödten! Euer Ruthenbündel tödtet nicht, Herr Schulfuchs!"

„Nein," entgegnete Raoul kalt, „doch der Degen von d'Artagnan tödtet; und ich habe nicht nur diesen Degen, sondern er hat mich auch denselben handhaben gelehrt, und mit diesem Degen werde ich zu geeigneter Zeit seinen von Euch verletzten Namen rächen."

„Mein Herr," rief Wardes, „nehmt Euch in Acht! Wenn Ihr mir nicht auf der Stelle Genugthuung gebt, so wird mir jedes Mittel gut sein, um mich zu rächen."

„Ho! ho!" sagte Buckingham, der plötzlich auf dem Schauplatz erschien, „das ist eine Drohung, die am Mord hinstreift und folglich für einen Edelmann von sehr schlechtem Geschmack zeugt."

„Was sagt Ihr, Herr Herzog?“ fragte Wardes, sich umwendend.

„Ich sagte, Ihr habet Worte gesprochen, die in meinen englischen Ohren schlecht klingen.“

„Nun wohl! mein Herr,“ rief Wardes außer sich, „wenn das, was Ihr sprecht, wahr ist, so finde ich wenigstens in Euch einen Mann, der mir nicht durch die Finger schlüpfen wird. Nehmt also meine Worte, wie Ihr sie versteht.“

„Ich nehme sie, wie ich muß,“ erwiederte Buckingham mit dem ihm eigenthümlichen hochmüthigen Ton, der selbst bei einem gewöhnlichen Gespräch das, was er sagte, wie eine Herausforderung klingen ließ; „Ihr beleidigt Herrn von Bragelonne, Ihr werdet mir für diese Beleidigung Genugthuung geben.“

Wardes warf einen Blick auf Bragelonne, der, seiner Rolle getreu, selbst vor der Herausforderung des Herzogs ruhig und kalt blieb.

„Es scheint nicht,“ sagte er, „es scheint nicht, daß ich Herrn von Bragelonne beleidige, da Herr von Bragelonne, der einen Degen an seiner Seite hat, sich nicht als beleidigt betrachtet.“

„Ihr beleidigt aber doch irgend Jemand?“

„Ja, ich beleidige Herrn d'Artagnan,“ erwiederte Wardes, der bemerkt hatte, daß dieser Name der einzige Stachel war, mit dem er den Zorn von Raoul erregen konnte.

„Dann ist es etwas Anderes,“ sagte Buckingham.

„Nicht wahr?“ rief Wardes, „es geziemt sich also für die Freunde von Herrn d'Artagnan, diesen zu vertheidigen.“

„Ich bin vollkommen Eurer Meinung,“ erwiederte der Engländer, der sein ganzes Phlegma wiedergefunden hatte, „für den beleidigten Herrn von Bragelonne konnte ich vernünftiger Weise nicht wohl die Partei von Herrn von Bragelonne nehmen, da er da ist; sobald es aber Herrn d'Artagnan betrifft . . .“

„Ueberlaßt Ihr mir den Platz, nicht wahr, mein Herr?“ sagte Wardes.

„Nein, im Gegentheil, ich ziehe vom Leder,“ erwiederte Buckingham, während er seinen Degen aus der Scheide zog, „denn wenn Herr d'Artagnan Euern Vater beleidigt hat, so hat er meinem Vater einen großen Dienst geleistet, oder wenigstens zu leisten versucht.“

Wardes machte eine Bewegung des Erstaunens.

„Herr d'Artagnan,“ fuhr Buckingham fort, „ist der galanteste Edelmann, den ich kenne. Ich wäre also, da ich ihm persönlich verpflichtet bin, entzückt, diese Verpflichtung an Euch durch einen Degenstich zu bezahlen.“

Zu gleicher Zeit zog Buckingham anmuthig seinen Degen, begrüßte Raoul und legte sich aus.

Wardes machte einen Schritt, um den Stahl zu kreuzen.

„Ruhig, ruhig, meine Herren!“ sagte Raoul, indem er vortrat und seinen entblößten Degen zwischen den Kämpfenden ausstreckte, „dies Alles ist nicht der Mühe werth, daß man sich beinahe unter den Augen der Prinzessin erwürgt; Herr von Wardes sagt Schlimmes von Herrn d'Artagnan, doch er kennt Herrn d'Artagnan nicht einmal.“

Wardes knirschte mit den Zähnen, senkte seine Degenspitze auf das Ende seines Stiefels und rief:

„Ho! ho! Ihr sagt, ich kenne Herrn d'Artagnan nicht?“

„Oh! nein, Ihr kennt ihn nicht,“ erwiederte Raoul kalt, „Ihr wißt sogar nicht einmal, wo er ist.“

„Ich weiß nicht, wo er ist?“

„Allerdings, es muß so sein, da Ihr in Beziehung auf ihn Streit mit einem Fremden anfangt, statt Herrn d'Artagnan da aufzusuchen, wo er ist.“

Wardes erbleichte.

„Nun, mein Herr, ich will es Euch sagen, wo er ist,“ fuhr Raoul fort, „Herr d'Artagnan ist in Paris;

er wohnt im Louvre, wenn er den Dienst hat, in der Rue des Lombards, wenn er ihn nicht hat; Herr d'Artagnan läßt sich ganz sicher in der einen oder der andern von diesen Wohnungen finden; bei all dem Groll, den Ihr gegen Ihn hegt, seid Ihr kein muthiger Mann, wenn Ihr ihn nicht aufsucht, damit er Euch die Genugthuung gibt, die Ihr von aller Welt, nur nicht von ihm zu fordern scheint."

Wardes wischte seine von Schweiß triefende Stirne ab, und Raoul sprach weiter:

„Pfui! Herr von Wardes, es ist unanständig, ein solcher Raufer zu sein, während wir Edicte gegen das Duell haben. Bedenkt wohl, der König würde wegen unseres Ungehorsams gegen uns aufgebracht werden, besonders in einem solchen Augenblick, und der König hätte Recht."

„Entschuldigungen," murmelte Wardes, „Vorwände."

„Geht doch!" versetzte Raoul, „Ihr sprecht da ungewaschenes Zeug, mein lieber Herr von Wardes; Ihr wißt wohl, daß der Herr Herzog von Buckingham ein tapferer Mann ist, der das Schwert zehnmal gezogen hat und sich auch wohl elfmal schlagen wird. Was Teufels, er führt einen Namen, der verpflichtet! Was mich betrifft, so wißt Ihr wohl, nicht wahr? daß ich mich auch schlage. Ich habe mich bei Sens, bei Bleneau, auf den Dünen, vor den Kanonieren, hundert Schritte vor der Linie geschlagen, während Ihr, beiläufig gesagt, hundert Schritte dahinter waret. Allerdings fanden sich dort viel zu viele Menschen, als daß man Eure Tapferkeit hätte sehen können, und deshalb verbarget Ihr sie; hier aber wäre es ein Schauspiel, ein Scandal; Ihr wollt von Euch sprechen machen, gleichviel auf welche Art . . . Rechnet nicht auf mich, Herr von Wardes, daß ich Euch bei Eurem Plan unterstütze; ich werde Euch dieses Vergnügen nicht gewähren."

„Das ist voll Vernunft," sagte Buckingham, seinen

Degen wieder einsteckend, „und ich bitte Euch um Verzeihung, Herr von Bragelonne, daß ich mich von einer ersten Bewegung habe hinreißen lassen.“

Doch im Gegentheil wüthend, machte Herr von Wardes einen Sprung vorwärts und bedrohte mit dem Degen ausfallend Raoul, der nur noch Zeit hatte, eine Quartparade zu erreichen.

„Eil mein Herr,“ sagte Bragelonne ruhig, „nehmt Euch doch in Acht, Ihr werdet mir ein Auge ausstoßen.“

„Ihr wollt Euch also nicht schlagen?“ schrie Wardes.

„Für den Augenblick nicht; doch hört, was ich Euch verspreche, sobald wir in Paris angekommen sind: ich führe Euch zu Herrn d'Artagnan, dem Ihr erzählt, worüber Ihr Euch zu beschweren habt. Herr d'Artagnan wird den König um Erlaubniß bitten, Euch einen Degenstich beibringen zu dürfen. Der König wird es Euch gestatten, und wenn Ihr den Degenstich empfangen habt, nun mein lieber Herr von Wardes, so werdet Ihr mit ruhigerem Auge die Vorschriften des Evangeliums betrachten, die uns Beleidigungen vergessen heißen.“

„Ah!“ rief Wardes wüthend über diese Kaltblütigkeit, „man sieht wohl, daß Ihr halb Bastard seid, Herr von Bragelonne.“

Raoul wurde bleich wie sein Hemdkragen; sein Auge schleuderte einen Blitz, der Wardes zurückweichen machte.

Buckingham selbst war davon geblendet und warf sich zwischen die zwei Gegner, die er auf einander losstürzen zu sehen erwartete.

Herr von Wardes hatte diese Beleidigung zur letzten aufbewahrt; er preßte krampfhaft seinen Degen in seiner Faust und erwartete den Anfall.

„Ihr habt Recht, mein Herr,“ sagte Raoul, indem er sich gewaltig gegen sich selbst anstrengte, „ich kenne nur den Namen meines Vaters, doch ich weiß zu gut, wie sehr der Herr Graf de la Fère ein Mann von red-

lichem, ehrenhaftem Charakter ist, um einen Augenblick zu befürchten, wie Ihr zu sagen scheint, es hafte ein Flecken auf meiner Geburt. Daß ich den Namen meiner Mutter nicht kenne, ist also nur ein Unglück für mich und keine Schmach. Ihr aber ermangelt der Biederkeit, der Höflichkeit, daß Ihr mir ein Unglück zum Vorwurf macht. Gleichviel, die Beleidigung besteht, und diesmal halte ich mich für beleidigt. Es ist also abgemacht, sobald Ihr Euren Streit mit Herrn d'Artagnan ausgefochten, sollt Ihr mit mir zu thun haben, wenn es Euch gefällig ist."

„Ho! ho!" erwiederte Wardes mit einem bittern Lächeln. „Ich bewundere Eure Klugheit, mein Herr, so eben versprachet Ihr mir einen Degenstich von Herrn d'Artagnan, und nach diesem schon von mir empfangenen Stich bietet Ihr mir den Eurigen an."

„Seid unbesorgt," entgegnete Raoul mit dumpfem Zorn, „Herr d'Artagnan ist ein im Waffenhandwerk geschickter Mann, und ich werde ihn bitten, daß er für Euch thut, was er für Euern Herrn Vater gethan hat, nämlich daß er Euch nicht ganz tödtet, sondern mir das Vergnügen läßt, wenn Ihr geheilt seid, Euch im Ernste todt zu stechen, denn Ihr seid ein schlimmes Herz, Herr von Wardes, und man vermöchte in der That nicht vorsichtig genug gegen Euch zu sein."

„Mein Herr, seid unbesorgt, ich werde gegen Euch selbst Vorsichtsmaßregeln nehmen," rief Wardes.

„Mein Herr," sprach Buckingham, „erlaubt mir, Eure Worte durch einen Rath zu übersetzen, den ich Herrn von Bragelonne geben werde: Herr von Bragelonne, tragt einen Panzer."

Herr von Wardes ballte die Fäuste und rief:

„Ah! ich verstehe: diese Herren warten den Augenblick ab, wo sie ihre Vorsichtsmaßregeln getroffen haben werden, um sich mit mir zu messen."

„Gut, mein Herr," sprach Raoul, „da Ihr durchaus wollt, endigen wir."

Er that einen Schritt gegen Wardes und streckte seinen Degen vor.

„Was macht Ihr?“ fragte Buckingham.

„Seid ruhig, es wird nicht lange dauern,“ antwortete Raoul.

Wardes nahm seine Stellung; die Degen kreuzten sich.

Wardes stürzte mit einer solchen Hast auf Raoul los, daß es Buckingham beim ersten Zusammenstoßen der Degen klar war, Raoul schone seinen Gegner.

Buckingham wich einen Schritt zurück und schaute dem Kampfe zu.

Raoul war ruhig, als spielte er mit einem Rappier, statt mit einem Degen zu spielen; er löste seine bis an den Griff gebundene Klinge, zog sich einen Schritt zurück, parirte mit Gegenstößen, die drei bis vier Stöße, welche Wardes gegen ihn that, dann auf eine Drohung in Tiefquart, welche Wardes durch den Zirkel parirte, band er dessen Degen und schleuderte ihn zwanzig Schritte über die Schranke hinaus.

Hiernach, da Wardes entwaffnet und betäubt stehen blieb, steckte Raoul seinen Degen wieder in die Scheide, packte seinen Gegner am Kragen und am Gürtel und warf ihn ebenfalls bebend und brüllend über die Schranke.

„Auf Wiedersehen! auf Wiedersehen!“ murmelte Herr von Wardes, während er aufstand und seinen Degen aufhob.

„Ei! bei Gott! seit einer Stunde wiederhole ich Euch nichts Anderes,“ sagte Raoul.

Nach diesen Worten wandte er sich gegen Buckingham um und sprach:

„Herzog, ich ersuche Euch, nicht ein Wort von Allem, was hier vorgefallen ist, zu verrathen! ich schäme mich, daß ich so weit gegangen bin, doch der Zorn hat mich fortgerissen .... ich bitte Euch um Verzeihung; vergeßt.“

„Ah! lieber Vicomte," erwiederte der Herzog, dieſe zugleich ſo derbe und ſo redliche Hand drückend, „Ihr werdet mir im Gegentheil erlauben, mich zu erinnern und Eures Heils zu gedenken; dieſer Menſch iſt gefährlich, er wird Euch tödten."

„Mein Vater hat zwanzig Jahre unter der Drohung eines noch furchtbareren Feindes gelebt und iſt nicht geſtorben. Ich bin von einem Blut, das Gott beſchützt, Herr Herzog."

„Euer Vater hatte gute Freunde, Vicomte."

„Ja," ſeufzte Raoul, „Freunde, wie es keine mehr gibt."

„Oh! ich bitte Euch, ſagt das nicht in dem Augenblick, wo ich Euch meine Freundſchaft anbiete."

Und Buckingham öffnete ſeine Arme Bragelonne, der mit Freuden den ihm angebotenen Bund annahm.

„In meiner Familie ſtirbt man für diejenigen, welche man liebt, Ihr wißt das, Herr von Bragelonne," fügte Buckingham bei.

„Ja, Herzog, ich weiß es," antwortete Raoul.

XVIII.

Was der Chevalier von Lorraine von Madame dachte.

Nichts ſtörte mehr die Sicherheit der Reiſe.

Unter einem Vorwand, der kein großes Aufſehen machte, entſchlüpfte Herr von Wardes, um voraus zu reiſen.

Er nahm Manicamp mit, deſſen gleichmäßiger, träumeriſcher Humor ihm als Balance diente.

Es iſt zu bemerken, daß ſtreitſüchtige, unruhige Geiſter ſtets eine Verbindung mit ſanften und ſchüchternen Charakteren zu ſchließen finden, als ob die Einen in dieſem Contraſt eine Raſt für ihren Humor, die Andern eine Wehr für ihre eigene Schwäche ſuchten.

Buckingham und Bragelonne, welche Herrn von Guiche in ihre Freundſchaft einweihten, bildeten den ganzen Weg entlang ein Concert von Lobeserhebungen zu Ehren der Prinzeſſin.

Nun hatte es Bragelonne dahin gebracht, daß dieſes Concert in Terzetten gegeben wurde, ſtatt durch Solos, wie dies bei Guiche und ſeinem Nebenbuhler zur gefährlichen Gewohnheit geworden zu ſein ſchien.

Dieſe Harmoniemethode gefiel Madame Henriette, der Königin Mutter, ungemein; ſie entſprach vielleicht nicht eben ſo ſehr dem Geſchmack der Prinzeſſin, welche gefallſüchtig war wie ein Dämon und, ohne Furcht für ihre Tugend, die Gelegenheiten zur Gefahr ſehr liebte. Sie hatte in der That eines von den muthigen, verwegenen Herzen, die ſich in den Extremen des Zartgefühls gefallen und das Eiſen mit einem gewiſſen Appetit nach der Wunde ſuchen.

Ihr Lächeln, ihre Blicke, ihre Toiletten, unerſchöpfliche Wurfgeſchoſſe, regneten auch auf die drei jungen Leute, durchlöcherten ſie, und aus dieſem bodenloſen Arſenal gingen noch Blicke, Kußhände und tauſend andere Wonnen hervor, welche in der Ferne die Edelleute vom Gefolge, die Bürger, die Beamten der Städte, durch die man kam, die Pagen, das Volk, die Lackeien treffen ſollten; es war eine allgemeine Verheerung, eine univerſelle Verwüſtung.

Als Madame in Paris ankam, hatte ſie unter Weges hunderttauſend Verliebte gemacht, und ſie brachte nach Paris ein halbes Dutzend Narren und zwei Verrückte.

Raoul allein, der alles Verführerische dieser Dame errieth und, weil er das Herz voll hatte, keinen leeren Raum bot, wo ein Pfeil eindringen konnte, Raoul kam kalt und mißtrauisch in die Hauptstadt des Reiches.

Auf dem Wege sprach er zuweilen mit der Königin von England von dem berauschenden Zauber, den Madame um sich her verbreitete, und die Mutter, welche durch so viele Mißgeschicke und Täuschungen erfahren geworden war, antwortete ihm:

„Henriette mußte eine Illustre sein, war sie nun auf dem Thron oder in der Dunkelheit geboren; denn sie ist eine Frau von Einbildungskraft, von Laune und Willen."

Als Vortrab und Courriere hatten Herr von Wardes und Manicamp die Ankunft der Prinzessin verkündigt. Der Cortege sah in Nantes eine glänzende Escorte von Reitern und Wagen erscheinen.

Es war Monsieur, der, gefolgt vom Chevalier von Lorraine und seinen Günstlingen, welchen wiederum ein Theil der Haustruppen des Königs folgte, seine königliche Braut begrüßen wollte.

In Saint-Germain hatten die Prinzessin und ihre Mutter die etwas schwerfällige, von der Reise ein wenig angestrengte Kutsche gegen eine elegante und reiche, von sechs weißen, mit Gold geschirrten Pferden gezogene Carrosse vertauscht.

In diesem Wagen erschien wie auf einem Throne unter dem seidenen, mit Fransen, von Federn geschmückten Sonnenschirme die junge und schöne Prinzessin, deren strahlendes Gesicht die rosigen, für ihre perlmutterartige Haut so zarten Reflexe empfing.

Als Monsieur zu der Carrosse kam, war er von diesem Glanze so ergriffen, er bezeigte seine Bewunderung in so bestimmten Worten, daß der Chevalier von Lorraine in der Gruppe der Höflinge die Achseln zuckte und Guiche und Buckingham sich im Herzen getroffen fühlten.

Nachdem die Artigkeiten ausgetauscht und die Ceremonien erfüllt waren, schlug der ganze Cortege langsam den Weg nach Paris ein.

Die Vorstellungen hatten auf eine leichte Weise stattgefunden. Herr von Buckingham war Monsieur mit den anderen englischen Edelleuten bezeichnet worden.

Monsieur hatte Allen eine sehr oberflächliche Aufmerksamkeit geschenkt.

Unter Weges aber, als er den Herzog sich mit demselben Eifer wie gewöhnlich an die Schläge des Wagens drängen sah, fragte er den Chevalier von Lorraine, seinen Unzertrennlichen:

„Wer ist dieser Cavalier?"

„So eben hat man ihn Eurer Hoheit vorgestellt," antwortete der Chevalier, „es ist der schöne Herzog von Buckingham."

„Ah! es ist wahr."

„Der Ritter von Madame," fügte der Günstling mit einem Ton und mit einem Nachdruck bei, den nur die Neidischen allein den einfachsten Sätzen zu geben vermögen.

„Wie? was willst Du damit sagen?" fragte der Prinz, immer weiter reitend.

„Ich habe gesagt, der Ritter."

„Madame hat also einen Ritter mit Titel?"

„Mir scheint, Ihr müßt das bemerken, wie ich; seht nur, wie sie Beide mit einander lachen und tollen."

„Alle Drei."

„Wie, alle Drei?"

„Gewiß, Du siehst wohl, daß Guiche dabei ist."

„Allerdings, ich sehe es, ... Doch was beweist das? daß Madame statt eines Ritters zwei hat."

„Du begiftest Alles, Schlange."

„Ich begifte nichts . . . Ah! welch einen schlimmen Geist habt Ihr! Man macht Eurer Frau die Honneurs von Frankreich, und Ihr seid nicht damit zufrieden."

Der Herzog von Orleans fürchtete das satyrische Ueberſprudeln des Chevalier, wenn er es bis zu einer gewiſſen Stärke geſteigert hätte, und brach kurz ab.

„Die Prinzeſſin iſt hübſch," ſagte er nachläſſig, als ob es ſich um eine Fremde handelte.

„Ja," erwiederte der Chevalier in demſelben Ton.

„Du ſagſt dieſes Ja wie ein Nein. Sie hat ſehr ſchöne ſchwarze Augen, wie mir ſcheint."

„Kleine."

„Es iſt wahr, aber glänzend. Sie iſt vortheilhaft gewachſen."

„Der Wuchs iſt ein wenig verdorben, Monſeigneur."

„Ich leugne es nicht. Die Miene iſt edel."

„Aber das Geſicht mager."

„Die Zähne kommen mir bewunderungswürdig vor."

„Man ſieht ſie. Der Mund iſt, Gott ſei Dank! ziemlich groß. Ich hatte entſchieden Unrecht, Monſeigneur, Ihr ſeid viel ſchöner als Eure Frau."

„Sprich, findeſt Du auch, daß ich ſchöner bin, als Buckingham?"

„Oh ja! und er fühlt es wohl," denn ſeht, er verdoppelt ſeine Beſtrebungen bei Madame, damit Ihr ihn nicht in den Schatten ſtellt."

Monſieur machte eine Bewegung der Ungeduld, da er aber ein Lächeln des Triumphes über die Lippen des Chevalier hinſchweben ſah, ſo ſetzte er ſein Pferd wieder in Schritt und ſagte:

„Warum ſollte ich mich im Ganzen länger um meine Baſe bekümmern? Kenne ich ſie nicht? Bin ich nicht mit ihr erzogen worden? Habe ich ſie nicht als Kind im Louvre geſehen?"

„Ah! verzeiht, mein Prinz, es iſt eine Veränderung bei ihr vorgegangen," erwiederte der Chevalier. „In der Periode, von der Ihr ſprecht, war ſie minder glänzend und hauptſächlich etwas minder ſtolz, — an jenem Abend beſonders, erinnert Ihr Euch Monſeigneur? wo

der König nicht mit ihr tanzen wollte, weil er sie häßlich und schlecht gekleidet fand."

Diese Worte ließen den Herzog von Orleans die Stirne falten. Es war in der That sehr wenig schmeichelhaft für ihn, eine Prinzessin zu heirathen, aus der sich der König in ihrer Jugend nicht viel gemacht hatte.

Er war vielleicht im Begriff, zu antworten, doch in diesem Augenblick verließ Guiche den Wagen, um sich dem Prinzen zu nähern.

Er hatte von ferne den Prinzen und den Chevalier gesehen, und er schien, mit besorgtem Ohr, die Worte errathen zu wollen, die zwischen Monsieur und seinem Günstling ausgetauscht worden waren.

War es Treulosigkeit, war es Unverschämtheit, der Letztere nahm sich nicht die Mühe, sich zu verstellen.

„Graf!" sagte er, „Ihr habt einen guten Geschmack."

„Ich danke für das Kompliment," erwiederte Guiche, „doch aus welcher Veranlassung sagt Ihr mir das?"

„Ah! ich berufe mich auf Seine Hoheit."

„Allerdings," sprach Monsieur, „Guiche weiß wohl, daß ich ihn für einen vollkommenen Cavalier halte."

„Nachdem dies festgestellt ist, fahre ich fort, Graf: nicht wahr, Ihr seid seit acht Tagen bei Madame?"

„Ja," antwortete Guiche, unwillkührlich erröthend.

„Nun, so sagt uns offenherzig, was Ihr von ihrer Person denkt."

„Von ihrer Person?" versetzte Guiche erstaunt.

„Ja, von ihrer Person, von ihrem Geist, kurz von ihr . . ."

Verblüfft durch diese Frage, zögerte Guiche, zu antworten.

„Auf, Guiche," rief der Chevalier lachend, „sage, was Du denkst, sei offenherzig, Monsieur befiehlt es."

„Ja, ja, sei offenherzig," sagte der Prinz.

Guiche ſtammelte ein paar unverſtändliche Worte.

„Ich weiß wohl, daß dies eine delicate Sache iſt,“ fuhr der Prinz fort, „doch mir kann man am Ende Alles ſagen. Wie findeſt Du ſie?“

Um zu verbergen, was in ihm vorging, nahm Guiche ſeine Zuflucht zu der einzigen Vertheidigung, die in der Macht eines überraſchten Menſchen liegt, er log und erwiederte:

„Ich finde Madame weder hübſch, noch häßlich, doch eher das Erſtere.“

„Ah! lieber Graf,“ rief der Chevalier, „Ihr, der Ihr bei dem Anblick des Portraits in eine ſo laute Extaſe gerathen ſeid!“

Guiche erröthete bis über die Ohren. Zum Glück half ihm ſein etwas lebhaftes Pferd durch einen Seitenſprung ſeine Röthe verbergen.

„Das Portrait,“ murmelte er, während er ſich wieder näherte, „welches Portrait?“

Der Chevalier hatte ihn nicht mit dem Blick verlaſſen.

„Ja, das Portrait. War denn die Miniature nicht ähnlich?“

„Ich weiß es nicht. Ich habe das Portrait vergeſſen; es hat ſich in meinem Geiſt verwiſcht.“

„Es machte aber doch einen ſo lebhaften Eindruck auf Euch,“ ſagte der Chevalier.

„Das iſt möglich.“

„Hat ſie wenigſtens Geiſt?“ fragte der Herzog.

„Ich glaube, Monſeigneur.“

„Und Herr von Buckingham, hat er Geiſt?“ fragte der Chevalier.

„Ich weiß es nicht.“

„Ich bin der Meinung, daß er hat,“ ſprach der Chevalier, „denn er macht Madame lachen, und ſie ſcheint viel Vergnügen an ſeiner Geſellſchaft zu finden, was einer Frau von Geiſt nie begegnet, wenn ſie in Geſellſchaft eines Dummkopfs iſt.“

„Dann hat er Geist," sagte nun der Graf von Guiche, dem plötzlich Raoul zu Hülfe kam, als er ihn dem gefährlichen Chevalier preisgegeben sah, dessen er sich so bemächtigte, daß Lorraine das Gespräch zu verändern genöthigt war.

Der Einzug war freudig und glänzend. Um seinen Bruder zu ehren, hatte der König Befehl gegeben, die Dinge prachtvoll zu behandeln.

Madame und ihre Mutter stiegen im Louvre ab, in dem Louvre, wo sie während der Zeit ihrer Verbannung auf eine so schmerzliche Weise die Abgeschiedenheit, die Armuth, die Entbehrungen ausgestanden hatten.

Dieser für die unglückliche Tochter von Heinrich IV. ungastfreundliche Palast, diese kahlen Wände, diese eingetretenen Böden, diese mit Spinnengeweben überzogenen Decken, diese weiten marmornen Kamine, woran die Ecken abgestoßen, diese kalten Herde, die vom Almosen des Parlaments kaum für sie erwärmt worden waren, Alles hatte ein anderes Gesicht bekommen.

Schimmernde Tapeten, dichte Teppiche, glänzende Platten, frische Malereien mit breiten goldenen Rahmen; überall Kandelaber, Spiegel, kostbare Meubles; überall Wachen mit stolzer Haltung und wogenden Federbüschen, ein Volk von Dienern und Höflingen in den Vorzimmern und auf den Treppen.

In diesen Höfen, wo kurz zuvor noch Gras wuchs, als hätte es der undankbare Mazarin für geeignet erachtet, den Parisern zu beweisen, die Verödung und die Unordnung müssen mit der Armuth und der Verzweiflung das Gefolge entkräfteter Monarchien sein; in diesen ungeheuren, stummen, trostlosen Höfen tummelten sich nun Cavaliere, deren Rosse aus dem glänzenden Pflaster Tausende von Funken schlugen.

Carrossen waren mit schönen und jungen Frauen bevölkert, welche, um sie im Vorbeiziehen zu begrüßen, die Tochter jener Tochter von Frankreich erwarteten, die während ihres Witwenstandes und ihrer Verban-

nung zuweilen nicht ein Stückchen Holz für ihren Kamin, nicht ein Stückchen Brod für ihren Tisch gefunden hatte, und von den geringsten Dienstboten des Schlosses verachtet worden war.

Madame Henriette kehrte auch in den Louvre mit einem Herz zurück, das, mehr vom Schmerz und von bitteren Erinnerungen angeschwollen, als das ihrer Tochter, einer veränderlichen, vergeßlichen Natur, von Triumph und Freude erfüllt war.

Sie wußte wohl, daß der glänzende Empfang der glücklichen Mutter eines auf den zweiten Thron Europas wiedereingesetzten Königs zu Theil wurde, während der schlechte Empfang an sie, die Tochter von Heinrich IV., die man dafür, daß sie unglücklich, bestrafte, gerichtet gewesen war.

Nachdem die Prinzessinnen von ihren Wohnungen Besitz ergriffen und ein wenig geruht hatten, nahmen die Männer, die sich auch von ihrer Anstrengung erholt, ihre Gewohnheiten und Arbeiten wieder auf.

Bragelonne fing damit an, daß er seinen Vater aufsuchte.

Athos war wieder nach Blois abgereist.

Er wollte Herrn d'Artagnan besuchen.

Doch mit der neuen Organisirung der Haustruppen des Königs beschäftigt, war d'Artagnan unfindbar geworden.

Bragelonne schlug nun den Weg zu Guiche ein.

Aber der Graf hatte mit seinen Schneidern und mit Manicamp Berathungen, welche den ganzen Tag in Anspruch nahmen.

Beim Herzog von Buckingham war es noch schlimmer.

Dieser kaufte Pferde auf Pferde, Diamanten auf Diamanten. Alles, was Paris an Stickerinnen, Edelsteinhändlern und Schneidern enthielt, nahm er in Beschlag. Es war zwischen Guiche und ihm ein mehr oder minder höflicher Wettstreit, für dessen günstigen

Erfolg der Herzog eine Million ausgeben wollte, während der Marschall von Grammont Guiche nur sechzigtausend Livres gegeben hatte.

Buckingham lachte und gab seine Million aus.

Guiche seufzte und hätte sich ohne die Rathschläge von Wardes die Haare ausgerauft.

„Eine Million!“ wiederholte Guiche alle Tage, „ich werde unterliegen. Warum will mir der Herr Marschall nicht meinen Antheil an der Erbschaft herausgeben?“

„Weil Du ihn verzehren würdest,“ sagte Raoul.

„Ei! was ist daran gelegen? Wenn ich sterben soll, werde ich sterben. Dann brauche ich nichts mehr!“

„Welche Nothwendigkeit ist denn vorhanden, daß Du sterben sollst?“

„Ich will nicht in der Eleganz von einem Engländer besiegt sein.“

„Mein lieber Graf,“ sprach nun Manicamp, „die Eleganz ist keine kostspielige, sondern eine schwierige Sache.“

„Ja, doch die schwierigen Sachen kosten sehr viel, und ich habe nur sechszigtausend Livres.“

„Bei Gott!“ rief Wardes, „Du bist sehr in Verlegenheit; gib so viel aus als Buckingham, das ist nur ein Unterschied von neunmalhundert und vierzigtausend Livres.“

„Wo sie finden?“

„Mache Schulden.“

„Ich habe schon.“

„Ein Grund mehr.“

Diese Rathschläge stachelten Guiche am Ende so auf, daß er Thorheiten beging, während Buckingham seine Million ausgab.

Als sich das Gerücht von diesen Verschwendungen verbreitete, heiterten sich die Gesichter von allen Kaufleuten von Paris auf, und vom Hotel von Buckingham bis zum Hotel Grammont träumte man von Wundern.

Während dieser Zeit ruhte Madame aus und Bragelonne schrieb an Fräulein de la Vallière.

Schon vier Briefe waren aus seiner Feder hervorgegangen, und nicht eine Antwort kam an, als am Morgen der Hochzeitfeier, welche im Palais-Royal stattfinden sollte, Raoul, der eben im Ankleiden begriffen war, einen Diener melden hörte:

„Herr von Malicorne."

„Was will dieser Malicorne von mir?" dachte Raoul.

„Laßt ihn warten," sagte er zu dem Lackei.

„Es ist ein Herr von Blois," erwiederte der Diener.

„Ah! laßt ihn eintreten!" rief Raoul lebhaft.

Malicorne trat ein, schön wie ein Gestirn und einen herrlichen Degen an der Seite.

Nachdem er sich sehr anmuthig verbeugt hatte, sprach er:

„Herr von Bragelonne, ich überbringe Euch tausend Artigkeiten von einer Dame."

Raoul erröthete.

„Von einer Dame," sagte er, „von einer Dame von Blois?"

„Ja, mein Herr, von Fräulein von Montalais."

„Ah! ich danke; ich erkenne Euch nun wieder. Und was wünscht Fräulein von Montalais von mir?"

Malicorne zog aus seiner Tasche vier Briefe und reichte sie Raoul.

„Meine Briefe! ist es möglich!" sprach dieser erbleichend, „meine Briefe noch gesiegelt!"

„Diese Briefe, mein Herr, haben die Person, für welche Ihr sie bestimmtet, nicht mehr getroffen, und man schickt sie Euch zurück."

„Fräulein de la Vallière ist von Blois abgereist!" rief Raoul.

„Vor acht Tagen."

„Und wohin hat sie sich begeben?"

„Sie muß in Paris sein.“

„Aber woher weiß man, daß diese Briefe von mir kamen?“

„Fräulein von Montalais hat Eure Handschrift und Euer Siegel erkannt,“ antwortete Malicorne.

Raoul erröthete und lächelte.

„Das ist sehr liebenswürdig von Fräulein Aure,“ sagte er; „sie ist immer gut und freundlich.“

„Immer.“

„Sie hätte mir sollen eine genaue Auskunft über Fräulein de la Vallière geben. Ich müßte nicht in dem ungeheuren Paris suchen.“

Malicorne zog ein anderes Papier aus seiner Tasche und erwiederte:

„Ihr werdet vielleicht in diesem Brief finden, was Ihr zu wissen wünscht.“

Raoul erbrach hastig das Siegel. Die Schrift war von Fräulein Aure und der Brief enthielt nur folgende Worte:

„Paris, Palais-Royal am Hochzeittag.“

„Was bedeutet das?“ fragte Raoul Malicorne; „Ihr wißt es, mein Herr?“

„Ja, Herr Vicomte.“

„Ich bitte, sagt es mir.“

„Unmöglich, mein Herr.“

„Warum?“

„Weil Fräulein Aure mir verboten hat, es zu sagen.“

Raoul schaute diesen seltsamen Menschen an und blieb stumm.

„Erklärt mir wenigstens,“ sprach er, dann, „ob es ein Glück oder ein Unglück für mich ist.“

„Ihr werdet sehen.“

„Ihr seid streng in Eurer Verschwiegenheit.“

„Herr Vicomte, ich bitte Euch um eine Gefälligkeit.“

„Im Austausch für die, welche Ihr mir nicht erzeigt?"

„Ganz richtig."

„Sprecht."

„Es ist mein lebhaftester Wunsch, die Ceremonie zu sehen, und ich habe keine Eintrittskarte, trotz aller Schritte, die ich gethan, um eine zu bekommen. Könnt Ihr mir Eintritt verschaffen?"

„Gewiß."

„Thut das für mich, Herr Vicomte, ich flehe Euch an."

„Ich werde es gern thun, mein Herr, begleitet mich."

„Ich bin Euer unterthäniger Diener."

„Ich glaubte, Ihr wäret ein Freund von Herrn von Manicamp."

„Ja, mein Herr, doch diesen Morgen, als ich ihm beim Ankleiden zuschaute, war ich Schuld, daß eine Flasche Firniß auf sein neues Gewand fiel; da ging er mit dem Degen auf mich los und ich mußte entfliehen. Deshalb habe ich ihn nicht um eine Karte gebeten. Er hätte mich umgebracht."

„Das läßt sich begreifen," sagte Raoul. „Ich kenne Manicamp und weiß, daß er im Stande ist, einen Menschen zu tödten, der unglücklicher Weise das Verbrechen begeht, das Ihr Euch in seinen Augen vorzuwerfen habt; doch ich werde das Uebel Euch gegenüber wieder gut machen; ich häkele nur meinen Mantel ein und bin dann bereit, Euch als Führer zu dienen."

XIX.

Die Ueberraschung von Fräulein von Montalais.

Die Vermählung von Madame fand im Palais-Royal, in der Kapelle, vor einer Welt streng ausgewählter Höflinge statt.

Doch trotz der hohen Gunst, welche eine Einladung bezeichnete, verschaffte Raoul, seinem Versprechen getreu, Malicorne, der unendlich begierig war, diesen Anblick zu genießen, den erwünschten Eintritt.

Als er sich dieser Verbindlichkeit entledigt hatte, näherte sich Raoul dem Grafen von Guiche; im Widerspruch mit seiner glänzenden Kleidung, zeigte der Graf ein durch den Schmerz so sehr verstörtes Gesicht, daß ihm Buckingham allein seine übermäßige Bläße und Niedergeschlagenheit streitig machen konnte.

„Nimm Dich in Acht, Graf," sagte Raoul, der ganz nahe zu seinem Freund trat und ihn in dem Augenblick, wo der Erzbischof die zwei Gatten einsegnete, zu unterstützen sich bereit hielt.

Man sah in der That den Prinzen von Condé mit neugierigen Augen diese zwei Bilder der Verzweiflung anschauen, welche starr wie Karyatiden auf beiden Seiten des Schiffes standen.

Der Graf bewachte sich sorgfältiger.

Sobald die Ceremonie vorüber war, begaben sich der König und die Königin in den großen Salon, wo sie sich Madame und ihr Gefolge vorstellen ließen.

Man bemerkte, daß der König, der beim Anblick seiner Schwägerin sehr erstaunt geschienen hatte, dieser die aufrichtigsten Komplimente machte.

Man bemerkte ferner, daß die Königin Mutter ei-

nen langen, träumerischen Blick auf Buckingham heftete, sich dann gegen Frau von Motteville neigte und zu ihr sagte:

„Findet Ihr nicht, daß er seinem Vater gleicht?"

Man bemerkte endlich, daß Monsieur Jedermann beobachtete und sehr unzufrieden zu sein schien.

Nach dem Empfang der Prinzen und Botschafter bat Monsieur den König um Erlaubniß, ihm, sowie Madame die Personen seines neuen Hauses vorstellen zu dürfen.

„Wißt Ihr nicht, Vicomte," fragte der Herr Prinz leise Raoul, „wißt Ihr nicht, ob das Haus von einer Person von Geschmack gebildet worden ist, und ob wir einige anständige Gesichter haben werden?"

„Ich weiß es durchaus nicht, Monseigneur," antwortete Raoul.

„Ah! Ihr spielt den Unwissenden."

„Wie das, Monseigneur?"

„Ihr seid der Freund von Guiche, der zu den Freunden des Prinzen gehört."

„Das ist wahr, Monseigneur; doch da mich die Sache nicht interessirte, so machte ich hierüber keine Frage an Guiche, und da Guiche nicht befragt wurde, so eröffnete er sich mir nicht."

„Doch Manicamp?"

„Ich habe allerdings Herrn von Manicamp im Havre und unter Weges gesehen, ich war aber eben so wenig fragsam bei ihm, als bei Guiche. Weiß übrigens Herr von Manicamp etwas von dem Allem, er, der nur eine untergeordnete Person ist?"

„Ei! mein lieber Vicomte, was fällt Euch ein!" sagte der Herzog; „es sind die untergeordneten Personen, welche bei solchen Gelegenheiten jeglichen Einfluß ausüben, und zum Beweis hiefür dient, daß beinahe Alles durch die Präsentation von Herrn von Manicamp bei Guiche und von Guiche bei Monsieur geschehen ist."

„Nun, Monseigneur, das war mir völlig unbe-

kannt," erwiederte Raoul, „und Eure Hoheit unterrichten mich damit von einer Neuigkeit."

„Ich will Euch wohl glauben, obgleich es unglaublich ist . . . und überdies werden wir nicht mehr lange zu warten haben: die fliegende Schwadron rückt heran, wie die gute Königin Katharine sagte. Bei Gott! sehr hübsche Gesichter!"

Es erschien wirklich eine Truppe junger Mädchen unter der Anführung von Frau von Navaille im Saal, und zu Ehren von Manicamp, wenn er wirklich an dieser Wahl den Antheil, den ihm der Prinz von Condé zuschrieb, genommen hatte, müssen wir sagen, es war ein Anblick ganz geeignet, diejenigen zu entzücken, welche, wie der Herr Prinz, Schätzer aller Arten von Schönheit waren.

Eine blonde junge Frau, welche zwanzig oder einundzwanzig Jahre alt sein mochte, und deren große blaue Augen, wenn sie sich öffneten, blendende Flammen schoßen, ging an der Spitze und wurde zuerst vorgestellt.

„Fräulein von Tonnay-Charente," sagte zu Monsieur die alte Frau von Navaille.

Und Monsieur wiederholte, sich vor Madame verbeugend:

„Fräulein von Tonnay-Charente."

„Ah! ah!" sagte der Prinz, sich zu Raoul umwendend, „diese kommt mir ziemlich angenehm vor. Das ist Eine . . ."

„In der That," erwiederte Raoul, „sie ist hübsch, obgleich sie ein wenig hochmüthig aussieht."

„Bah! wir kennen diese Mienen, Vicomte; in drei Monaten wird sie gezähmt sein; doch schaut, da ist eine andere Schönheit."

„Ah!" sagte Raoul, „und zwar eine Schönheit, die zu meinen Bekannten gehört."

„Fräulein Aure von Montalais," sprach Frau von Navaille.

Name und Vorname wurden gewissenhaft von Monsieur wiederholt.

„Großer Gott!“ rief Raoul, indem er seine Augen ganz bestürzt auf die Eintrittsthüre heftete.

„Was gibt es?“ fragte der Herzog, „sollte es Fräulein Aure von Montalais sein, wegen der Ihr ein solches großer Gott ausstoßt?“

„Nein, Monseigneur, nein,“ erwiederte Raoul ganz bleich und zitternd.

„Wenn es Fräulein Aure von Montalais nicht ist, so ist es jene reizende Blonde, die ihr folgt. Meiner Treue, hübsche Augen, ein wenig mager, aber sie besitzt viele Reize.“

„Fräulein de la Baume le Blanc de la Vallière,“ sagte Frau von Navaille.

Bei diesem Namen, der tief im Herzen von Raoul wiederhallte, stieg eine Wolke aus seiner Brust zu seinen Augen empor.

Er sah nichts mehr und hörte nichts mehr, so daß der Herr Prinz, der in ihm nur noch ein stummes Echo seiner Spöttereien fand, näher hinzutrat, um die schönen jungen Mädchen zu betrachten, die sein erster Blick schon detaillirt hatte.

„Louise hier, Louise Ehrenfräulein von Madame!“ murmelte Raoul.

Und seine Augen, die ihm nicht mehr genügten, um seine Vernunft zu überzeugen, schweiften von Luise auf Montalais über.

Die Letztere hatte indessen schon ihre entlehnte Schüchternheit abgelegt, eine Schüchternheit, die ihr nur im Augenblick der Vorstellung und bei den Verbeugungen dienen sollte.

Fräulein von Montalais schaute aus ihrem Winkelchen mit ziemlich viel Dreistigkeit alle Anwesende an, und als sie Raoul fand, ergötzte sie sich an dem tiefen Erstaunen, in das ihre Gegenwart und die ihrer Freundin den armen Verliebten versetzt hatte.

Dieses muthwillige, spöttische Auge, das Raoul vermeiden wollte, jedoch unablässig wieder befragte, wurde zu einer wahren Qual für ihn.

Louise aber, war es nun Schüchternheit, oder irgend ein anderer Grund, den sich Raoul nicht erklären konnte, hielt ihre Augen beständig niedergeschlagen, und furchtsam, geblendet, mit stockendem Athem, zog sie sich, selbst für die Ellenbogenstöße von Montalais unempfindlich, so weit als möglich zurück.

Dies Alles war für Raoul ein wahres Räthsel, für dessen Schlüssel der arme Vicomte viel gegeben hätte.

Aber Niemand war da, um ihm das Räthsel zu lösen, nicht einmal Malicorne; denn etwas beängstigt, als er sich unter so vielen Edelleuten sah, und erschrocken über die spöttischen Blicke von Montalais, hatte Malicorne einen Kreis beschrieben und sich allmälig einige Schritte vom Herrn Prinzen, hinter der Gruppe der Ehrenfräulein, beinahe im Bereiche der Stimme von Fräulein Aure, diesem Planeten aufgestellt, um den er, ein demüthiger Trabant, sich mit Gewalt zu bewegen schien.

Als Raoul wieder zu sich kam, glaubte er zu seiner Linken bekannte Stimmen zu erkennen.

Es waren in der That Wardes, Guiche und der Chevalier von Lorraine, die mit einander plauderten.

Sie plauderten allerdings so leise, daß man kaum den Hauch ihrer Worte im weiten Saal vernahm.

So von seinem Platze aus, von der Höhe seiner Gestalt herab, ohne sich zu bücken oder seinen Gegenredner anzuschauen, sprechen war ein Talent, das die Neuangekommenen nicht mit einem Mal in seiner ganzen Erhabenheit erlangen konnten. Es bedurfte eines langen Studiums zu diesen Plaudereien, welche ohne Blicke, ohne Kopfbewegungen das Gespräch einer Gruppe von Bildsäulen zu sein schienen.

In der That, bei den großen Cercles des Königs

und der Königin, während Ihre Majeſtäten ſprachen und alle in einem religiöſen Stillſchweigen auf ſie zu horchen ſchienen, fanden ſolche leiſe Plaudereien, wobei die Schmeichelei nicht die vorherrſchende Note war, in großer Anzahl Statt.

Raoul aber war einer von den Gewandten in dieſem ganz aus der Etiquette hervorgangenen Studium, und an der Bewegung der Lippen hatte er oft den Sinn der Worte errathen können.

„Wer iſt dieſe Montalais?“ fragte Wardes. „Wer iſt dieſe la Vallière? Was für Provinzvolk iſt das, was da zu uns kommt?“

„Die Montalais,“ erwiederte der Chevalier von Lorraine, „ſie kenne ich; es iſt ein gutes Mädchen, das den Hof beluſtigen wird. La Vallière iſt eine hübſche Hinkende.“

„Pfui!“ verſetzte Herr von Wardes.

„Macht nicht pfui, Herr von Wardes; es gibt über die hinkenden Frauen ſehr geiſtreiche und beſonders ſehr charakteriſtiſche Axiome.“

„Meine Herren, meine Herren,“ ſprach Guiche, der Raoul beſorgt anſchaute, „ich bitte, etwas mehr Maß gehalten!“

Doch die Beſorgniß des Grafen war, wenigſtens ſcheinbar, unzeitig. Raoul beobachtete die feſteſte, gleichgültigſte Haltung, obgleich er nicht ein Wort von dem, was geſprochen wurde, verlor. Er ſchien ein Regiſter über die Frechheiten und Ungezogenheiten der beiden Herausforderer zu führen, um bei Gelegenheit ſeine Rechnung mit ihnen zu ordnen.

Wardes errieth ohne Zweifel dieſen Gedanken und fuhr fort:

„Wer ſind die Liebhaber von dieſen Fräulein?“

„Von der Montalais?“ fragte der Chevalier.

„Ja, zuerſt von der Montalais.“

„Nun wohl! Ihr, ich, Guiche, bei Gott! wer nur immer will!“

„Und von der Andern?"

„Von Fräulein de la Vallière?"

„Ja."

„Nehmt Euch in Acht, meine Herren!" sagte Guiche, um Wardes die Antwort kurz abzuschneiden, „nehmt Euch in Acht, Madame hört uns."

Raoul preßte seine Hand bis an's Faustgelenke in seinen Rock nnd verwüstete seine Brust und seine Spitzen.

Doch gerade die Gierde, die er gegen arme Frauen sich erheben sah, bewog ihn, einen ernsten Entschluß zu fassen.

„Die arme Louise," sagte er zu sich selbst, „sie ist nur in einer ehrenhaften Absicht und unter einer ehrenhaften Protection hieher gekommen; aber ich muß diese Absicht kennen, ich muß wissen, wer sie begünstigt."

Und das Manoeuvre von Malicorne nachahmend, wandte er sich nach der Gruppe der Ehrenfräulein.

Bald war die Vorstellung beendigt. Der König, der Madame unabläßig angeschaut und bewundert hatte, verließ nun den Empfangssaal mit den zwei Königinnen.

Der Chevalier von Lorraine nahm seinen Platz wieder an der Seite von Monsieur ein, und während er ihn begleitete, träufelte er ihm ein paar Tropfen von dem Gift in's Ohr, das er seit einer Stunde in der Betrachtung neuer Gesichter und in der Vermuthung, es dürften einige Herzen glücklich sein, gesammelt hatte.

Als der König wegging, zog er einen Theil der Anwesenden mit sich fort, diejenigen aber, die sich der Unabhängigkeit erfreuten und die Galanterie zu ihrem Geschäft machten, fingen an, sich den Damen zu nähern.

Der Herr Prinz begrüßte Fräulein von Tonnay-Charente; Buckingham machte Frau von Chalais und Frau von Lafayette den Hof, welche Beide Madame schon ausgezeichnet hatte und liebte. Der Graf von Guiche, der Monsieur verließ, sobald er sich Madame allein nähern konnte, unterhielt sich lebhaft mit Frau

von Valentinois, seiner Schwester und den Fräulein von Créqui und Chatillon.

Unter allen diesen politischen oder Liebesinteressen wollte sich Malicorne der Montalais bemächtigen, doch diese plauderte viel lieber mit Raoul, und geschah es nur, um sich an allen seinen Fragen und an all' seinem Erstaunen zu ergötzen.

Raoul ging gerade auf Fräulein de la Vallière zu und verbeugte sich vor ihr mit der größten Ehrfurcht.

Als Louise dies bemerkte, erröthete, stammelte sie, Montalais aber kam ihr eiligst zu Hülfe und sagte:

„Nun, Herr Vicomte, wir sind hier,"

„Ich sehe Euch wohl," erwiederte Raoul lächelnd, „und gerade über Eure Anwesenheit will ich Euch um eine kleine Erklärung bitten."

Malicorne näherte sich mit seinem reizendsten Lächeln.

„Entfernt Euch doch," sagte Montalais, „Ihr seid in der That sehr indiscret."

Malicorne biß sich auf die Lippen und machte zwei Schritte rückwärts, ohne ein Wort zu sagen.

Nur wechselte sein Lächeln den Ausdruck und wurde, zuvor treuherzig, nun spöttisch.

„Ihr wollt eine Erklärung, Herr Raoul?" fragte Montalais.

„Gewiß, die Sache ist wohl der Mühe werth, wie mir scheint: Fräulein de la Vallière Ehrenfräulein von Madame!"

„Warum sollte sie nicht eben so gut Ehrenfräulein sein, als ich," sagte Montalais.

„Empfangt meine Glückwünsche, meine Fräulein," sprach Raoul, der zu bemerken glaubte, man wolle ihm nicht unmittelbar antworten.

„Ihr sagt das mit einer nicht sehr Glück wünschenden Miene, Herr Vicomte!"

„Ich?"

„Ja, ich appellire an Louise.“

„Herr von Bragelonne denkt vielleicht, dieser Platz sei über meinem Stand,“ stammelte Louise.

„Oh! nein, mein Fräulein,“ erwiederte Raoul lebhaft; „Ihr wißt sehr wohl, daß dies nicht mein Gefühl ist; ich würde mich nicht wundern, wenn Ihr den Platz einer Königin einnähmet, um so weniger wundere ich mich bei diesem. Ich staune nur darüber, daß ich es heute erst und zwar durch Zufall erfahre.“

„Ah! es ist wahr,“ sagte die Montalais mit ihrer gewöhnlichen Unbesonnenheit, „Du verstehst nichts hievon, und Du kannst in der That nichts davon verstehen. Herr von Bragelonne hat Dir vier Briefe geschrieben, doch Deine Mutter war allein in Blois geblieben; man mußte es vermeiden, daß diese Briefe in ihre Hände fielen; ich fing sie auf und schickte sie an Herrn Raoul zurück, so daß er Dich in Blois glaubte, während Du in Paris warst, und besonders nicht wußte, daß Du in Deiner Würde gestiegen bist.“

„Wie, Du hast Herrn von Bragelonne nicht benachrichtigt, wie ich Dich gebeten?“ rief Louise.

„Ah! damit er mit seiner Strenge käme, daß er Grundsätze ausspräche, daß er vernichtete, was zu bewerkstelligen wir so viel Mühe gehabt haben! Nein, nein!“

„Ich bin also sehr streng?“ fragte Raoul.

„Ueberdies sagte mir das nicht zu,“ fuhr Montalais fort. „Ich wollte nach Paris abreisen. Ihr waret nicht da, Louise weinte heiße Thränen; deutet das, wie Ihr wollt; ich bat meinen Protector, denjenigen, welcher mir mein Patent verschafft hatte, auch eines für Louise zu verlangen; das Patent kam. Louise reiste ab, um ihre Kleider zu bestellen; ich blieb zurück, weil ich die meinigen hatte; ich empfing Eure Briefe, schickte sie Euch zurück und fügte ein Wort bei, das Euch eine Ueberraschung verhieß. Eure Ueberraschung,

mein lieber Herr, Ihr habt sie hier; sie scheint mir gut, verlangt nichts Anderes. Auf, Herr Malicorne, es ist Zeit, daß wir diese jungen Leute beisammen lassen, sie haben sich eine Menge von Dingen zu sagen, gebt mir Eure Hand; ich hoffe, es ist eine große Ehre, was man Euch erweist, Herr Malicorne."

„Verzeiht, mein Fräulein," sprach Raoul, indem er das tolle Mädchen zurückhielt und seinen Worten eine Betonung gab, deren Ernst einen seltsamen Contrast mit denen von Montalais bildete, „verzeiht, könnte ich nicht den Namen dieses Protectors erfahren? Denn wenn man Euch begünstigt, und zwar mit allen Arten von Gründen (Raoul verbeugte sich), so sehe ich doch nicht dieselben Gründe, daß Fräulein de la Vallière begünstigt werden sollte."

„Mein Gott, Herr Raoul," erwiederte Louise naiv, „die Sache ist ganz einfach, ich sehe nicht ein, warum ich es Euch nicht selbst sagen sollte . . . Mein Protector — ist Herr Malicorne."

Raoul blieb einen Augenblick ganz verblüfft und fragte sich, ob man seiner spotte; dann wandte er sich um, in der Absicht, Malicorne zu befragen. Doch dieser war, von Montalais fortgezogen, schon fern.

Fräulein de la Vallière machte eine Bewegung, um ihrer Freundin zu folgen, Raoul aber hielt sie mit sanfter Gewalt zurück und sprach:

„Ich bitte Euch, Louise, ein Wort."

„Herr Raoul," entgegnete Louise erröthend, „wir sind allein. Es ist Jedermann weggegangen . . . Man wird unruhig werden, uns suchen."

„Seid unbesorgt," erwiederte der junge Mann lächelnd, „wir sind Beide keine so wichtige Personen, daß man unsere Abwesenheit bemerken sollte."

„Aber mein Dienst, Herr Raoul?"

„Beruhigt Euch, mein Fräulein, ich kenne die Gebräuche des Hofes; Euer Dienst muß erst morgen beginnen; es bleiben Euch also einige Minuten, während

welcher Ihr mir die Aufklärung geben könnt, die ich mir von Euch zu erbitten die Ehre haben werde."

„Wie ernst seid Ihr, Herr Raoul!" sagte Louise besorgt.

„Weil die Sache ernst ist, mein Fräulein. Wollt Ihr mich anhören?"

„Ich höre Euch, nur muß ich Euch wiederholen, mein Herr, daß wir sehr allein sind."

„Ihr habt Recht," sagte Raoul.

Und er bot ihr die Hand und führte sie in die an den Empfangsaal anstoßende Gallerie, von deren Fenstern aus man den Platz überschaute.

Alles drängte sich nach dem mittlern Fenster, das einen äußern Balcon hatte, von dem man die langsamen Vorbereitungen zur Abreise sehen konnte.

Raoul öffnete eines von den Seitenfenstern und sagte, hier mit Fräulein de la Vallière allein:

„Louise, Ihr wißt, daß ich Euch seit meiner Kindheit wie eine Schwester geliebt habe, und daß Ihr die Vertraute aller meiner Trübsale, die Verwahrerin aller meiner Hoffnungen gewesen seid."

„Ja," erwiederte sie sehr leise, „ja, Herr Raoul, ich weiß das."

„Ihr pflegtet mir Eurerseits dieselbe Freundschaft, dasselbe Vertrauen zu bezeigen; warum seid Ihr bei diesem Fall nicht meine Freundin gewesen, warum habt Ihr mir mißtraut?"

La Vallière antwortete nicht.

„Ich glaubte, Ihr liebtet mich," fuhr Raoul fort, dessen Stimme immer mehr zitterte, „ich glaubte, Ihr hättet in alle Pläne eingewilligt, die wir gemeinschaftlich für unser Glück zu einer Zeit machten, wo wir noch in den Laubgängen von Cour-Chevernay und unter den Pappelbäumen der Allee, die nach Blois führt, spazieren gingen. Ihr antwortet nicht, Louise?"

Er unterbrach sich.

„Sollte das so sein, weil Ihr mich nicht mehr liebt?“ fragte er kaum athmend.

„Ich sage das nicht,“ erwiederte Louise ganz leise.

„Oh! ich bitte Euch, sagt es mir; ich habe jede Hoffnung meines Lebens auf Euch gesetzt, ich habe Euch auserwählt wegen Eurer milden, einfachen Sitten. Laßt Euch nicht verblenden, Louise, nun da Ihr inmitten des Hofes seid, wo Alles, was rein ist, verdorben wird, wo Alles, was jung ist, rasch altert. Louise, verschließt Eure Ohren, um die Worte nicht zu hören, schließt Eure Augen, um die Beispiele nicht zu sehen, schließt Eure Lippen, um den verderblichen Hauch nicht einzuathmen. Sprecht ohne Lüge, ohne Umschweife. Louise, soll ich den Worten von Fräulein von Montalais glauben? Seid Ihr nach Paris gekommen, Louise, weil ich nicht mehr in Blois war?“

La Vallière erröthete und verbarg ihr Gesicht in ihren Händen.

„Oh! nicht wahr,“ rief Raoul begeistert, „ja, deshalb seid Ihr gekommen! Oh! ich liebe Euch, wie ich Euch nie geliebt habe. Dank, Luise, für diese Ergebenheit; doch ich muß einen Entschluß fassen, um Euch vor jeder Beleidigung zu beschützen, vor jedem Flecken zu bewahren; Louise, ein Ehrenfräulein am Hofe einer jungen Prinzessin, in diesen Zeiten der leichten Sitten und der Unbeständigkeit in der Liebe, ein Ehrenfräulein ist in den Mittelpunkt der Angriffe gestellt, ohne irgend eine Schutzwehr zu haben; diese Lage kann mir nicht zusagen. Ihr müßt verheirathet sein, um geachtet zu werden.“

„Verheirathet?“

„Ja.“

„Mein Gott!“

„Hier ist meine Hand, Louise, laßt die Eurige darein fallen.“

„Aber Euer Vater?“

„Mein Vater läßt mir die Freiheit.“

„Doch . . .“

„Ich begreife dieses Bedenken, Louise, und werde meinen Vater befragen.“

„Oh! Herr Raoul, überlegt, wartet.“

„Warten, das ist unmöglich; überlegen, Louise, wenn es sich um Euch handelt? Das hieße Euch beleidigen; Eure Hand, theure Louise, ich bin Herr über meine Person, mein Vater wird ja sagen, das verspreche ich Euch; Eure Hand, laßt mich nicht so warten, erwiedert rasch ein Wort, sonst werde ich glauben, um Euch auf immer zu ändern, habe ein einziger Schritt in diesen Palast, ein einziger Hauch der Gunst, ein einziges Lächeln der Königin, ein einziger Blick des Königs genügt.“

Raoul hatte nicht so bald diese letzten Worte gesprochen, als La Vallière bleich wurde wie der Tod, ohne Zweifel aus Furcht, den jungen Mann sich exaltiren zu sehen.

Mit einer Bewegung, rasch wie der Gedanke, warf sie auch ihre beiden Hände auf die von Raoul.

Dann entfloh sie, ohne eine Sylbe beizufügen, und verschwand, ohne rückwärts geschaut zu haben.

Raoul fühlte seinen ganzen Leib bei der Berührung dieser Hand schauern.

Er empfing den Schauer wie einen durch die Liebe der jungfräulichen Schüchternheit entrissenen Eid.

XX.

Die Einwilligung von Athos.

Raoul ging aus dem Palais-Royal mit Ideen weg, welche keinen Verzug in der Ausführung zuließen.

Er stieg im Hof zu Pferde und schlug den Weg nach Blois ein, während mit einer großen Freudigkeit von Seiten der Höflinge und unter großer Trostlosigkeit von Guiche und Buckingham die Hochzeit von Monsieur und der Prinzessin von England stattfand.

Raoul beeilte sich und kam in zehn Stunden in Blois an.

Er hatte seine besten Argumente unter Weges vorbereitet.

Das Fieber ist auch ein Argument ohne Gegenrede, und Raoul hatte das Fieber.

Athos war in seinem Cabinet und fügte einige Zeilen seinen Denkwürdigkeiten bei, als Raoul von Grimaud geführt eintrat.

Der hellsehende Edelmann bedurfte nur eines Blickes, um etwas Außerordentliches in der Haltung seines Sohnes zu erkennen.

„Ihr scheint mir in einer wichtigen Angelegenheit zu kommen?“ sagte er.

Und er umarmte Raoul und bezeichnete ihm einen Stuhl.

„Ja, Herr,“ antwortete der junge Mann, „und ich bitte Euch, mir die wohlwollende Aufmerksamkeit zu schenken, die Ihr mir stets gegönnt habt.“

„Sprecht, Raoul.“

„Hört die Sache ohne allen eines Mannes, wie Ihr seid, unwürdigen Eingang: Fräulein de la Vallière

ist in Paris in der Eigenschaft eines Ehrenfräuleins von Madame; ich bin sehr mit mir zu Rath gegangen; ich liebe Fräulein de la Vallière über Alles, und es sagt mir nicht zu, sie an einem Posten zu lassen, wo ihr Ruf, ihre Tugend gefährdet sein können; ich wünsche sie also zu heirathen und komme, um Euch um Eure Einwilligung zu dieser Heirath zu bitten."

Athos beobachtete während dieser Mittheilung ein völliges, zurückhaltendes Stillschweigen.

Raoul hatte seine Rede mit einer geheuchelten Kaltblütigkeit begonnen, ließ aber am Ende bei jedem Wort eine ganz unverkennbare Aufregung wahrnehmen.

Athos heftete auf Bragelonne einen tiefen, von einer gewissen Traurigkeit verschleierten Blick.

„Ihr habt die Sache also wohl überlegt?" fragte er.

„Ja, Herr."

„Mir scheint, ich habe Euch mein Gefühl hinsichtlich dieser Verbindung schon einmal mitgetheilt."

„Ich weiß es, Herr," erwiederte Raoul ganz leise, „doch Ihr sagtet, wenn ich darauf beharre . . ."

„Und Ihr beharrt darauf?"

Raoul stammelte ein beinahe unverständliches Ja.

„Mein Herr," fuhr Athos ruhig fort, „Eure Leidenschaft muß sehr stark sein, da Ihr diese Verbindung, trotz meines Widerwillens gegen dieselbe, fortwährend und entschieden wünscht."

Raoul fuhr mit einer zitternden Hand über seine Stirne und wischte so den Schweiß ab, der darauf perlte.

Athos schaute ihn an, und das Mitleid trat in die Tiefe seines Herzens.

Er stand auf und sprach:

„Es ist gut, meine persönlichen Gefühle sind von keiner Bedeutung, da es sich um die Eurigen handelt; Ihr sucht mich auf, ich gehöre Euch. Was verlangt Ihr im Ganzen von mir?"

„Oh! Herr, vor Allem Eure Nachsicht!“ sprach Raoul, indem er die Hände von Athos ergriff.

„Ihr täuscht Euch in meinen Gefühlen für Euch, Raoul; es ist etwas Besseres, als das in meinem Herzen,“ erwiederte der Graf.

Raoul küßte die Hand, die er hielt, wie es nur der leidenschaftlichste Liebhaber hätte thun können.

„Geht, geht,“ sagte Athos, „sprecht, Raoul, ich bin bereit, was soll ich unterzeichnen?“

„Oh! nichts, Herr, nichts; nur wäre es gut, wenn Ihr Euch die Mühe nehmen wolltet, an den König zu schreiben und Seine Majestät, der ich angehöre, für mich um Erlaubniß zu bitten, Fräulein de la Vallière heirathen zu dürfen.“

„Ihr habt da einen guten Gedanken, Raoul. In der That, nach mir, oder vielmehr vor mir habt Ihr einen Herrn; dieser Herr ist der König; Ihr unterwerft Euch freiwillig einer doppelten Prüfung: das ist redlich.“

„Oh! Herr!“

„Ich werde sogleich Eure Bitte erfüllen.“

Der Graf näherte sich dem Fenster, neigte sich leicht hinaus und rief:

„Grimaud!“

Grimaud streckte seinen Kopf aus einer Jasminlaube hervor, die er ausputzte.

„Meine Pferde,“ fuhr der Graf fort.

„Was bedeutet dieser Befehl, Herr?“

„Daß wir in zwei Stunden abreisen.“

„Wohin?“

„Nach Paris.“

„Wohin, nach Paris? Ihr kommt nach Paris, Herr?“

„Ist der König nicht in Paris?“

„Gewiß.“

„Nun wohl! müssen wir denn nicht dahin gehen und habt Ihr den Sinn verloren?“

„Aber, Herr," erwiederte Raoul beinahe erschrocken über diese väterliche Herablassung, „ich will Euch durchaus nicht auf diese Art stören und bemühen, und ein einfacher Brief . . ."

„Ihr täuscht Euch über meine Wichtigkeit; es schickt sich ganz und gar nicht, daß ein einfacher Edelmann, wie ich, an seinen König schreibt. Ich will und muß mit Seiner Majestät sprechen, und werde es thun. Wir reisen mit einander, Raoul."

„Oh! welche Güte, Herr!"

„Wie ist Seine Majestät nach Eurer Ansicht gestimmt?"

„Für mich, Herr?"

„Ja."

„Vortrefflich."

„Hat sie Euch das gesagt?"

„Mit ihrem eigenen Mund."

„Bei welcher Gelegenheit?"

„Ich glaube, auf eine Empfehlung von Herrn d'Artagnan, bei einer Affaire auf der Grève, wo ich das Glück hatte, den Degen für Seine Majestät zu ziehen. Ich habe also ohne Eitelkeit Grund, zu glauben, daß ich im Geiste Seiner Majestät ziemlich weit vorgerückt bin."

„Desto besser."

„Doch ich beschwöre Euch," fuhr Raoul fort, „beobachtet nicht gegen mich diesen Ernst und diese Zurückhaltung; laßt es mich nicht bedauern, daß ich auf ein Gefühl gehört habe, das stärker ist, als Alles."

„Es ist das zweite Mal, daß Ihr mir das sagt, Raoul, das war nicht nöthig; Ihr verlangt von mir die Förmlichkeit einer Einwilligung: ich gebe sie Euch; das ist abgemacht, sprechen wir nicht mehr davon. Kommt und seht meine neuen Pflanzungen an, Raoul."

Der junge Mann wußte, daß, wenn der Graf de la Fère einmal seinen Willen ausgesprochen hatte, keine Widerrede mehr statthaben konnte.

Er neigte das Haupt und folgte seinem Vater in den Garten.

Athos zeigte ihm langsam die Pfropfreiser, die Schößlinge, die neu gesetzten Bäume.

Diese Ruhe brachte Raoul immer mehr aus der Fassung; die Liebe, die sein Herz erfüllte, schien ihm groß genug, daß sie die Welt kaum fassen könnte. Warum blieb das Herz von Athos leer und für diesen Einfluß verschlossen?

Alle seine Kräfte zusammenraffend rief auch Bragelonne plötzlich:

„Herr, Ihr müßt nothwendig einen Grund haben, Fräulein de la Vallière zu verwerfen; sie ist so gut, so sanft, so rein, daß Euer Geist, voll erhabener Weisheit, sie nach ihrem Werthe schätzen müßte. Besteht zwischen Euch und ihrer Familie eine geheime Feindschaft, ein ererbter Haß?"

„Seht, Raoul, das schöne Beet von Maiblümchen," sagte Athos, „seht, wie ihnen der Schatten und die Feuchtigkeit wohlthun, besonders der Schatten der Sycomorenblätter, durch deren Oeffnung die Wärme, aber nicht die Flamme der Sonne durchdringt."

Raoul blieb stehen und biß sich auf die Lippen; er fühlte das Blut gegen seine Schläfe strömen und sagte muthig:

„Herr, eine Erklärung, ich flehe Euch an. Ihr könnt nicht vergessen, daß Euer Sohn ein Mann ist."

„Nun," antwortete Athos, der sich mit einer strengen Geberde aufrichtete, „nun, so beweist mir, daß Ihr ein Mann seid, denn Ihr beweist mir nicht, daß Ihr ein Sohn seid. Ich bat Euch, den Augenblick zu einer ruhmwürdigen Heirath abzuwarten; ich hätte für Euch eine Frau aus den ersten Reihen des reichen Adels gefunden, Ihr solltet nach meinem Willen in dem doppelten Glanze, den der Ruhm und das Vermögen verleihen, leuchten können: Ihr habt den Adel des Geschlechts."

„Herr," rief Raoul, unwillkührlich fortgeriſſen, „man hat mir eines Tages den Vorwurf gemacht, ich kenne meine Mutter nicht."

Athos erbleichte, faltete die Stirne wie der erhabene Gott des Alterthums und fragte majeſtätiſch:

„Es verlangt mich, zu erfahren, was Ihr geantwortet habt, mein Herr?"

„Oh! verzeiht, verzeiht," murmelte der junge Mann, aus der Höhe ſeiner Exaltation herabfallend.

„Was habt Ihr geantwortet?" fragte der Graf, mit den Füßen ſtampfend.

„Herr, ich hatte den Degen in der Hand; derjenige, welcher mich beleidigt hatte, legte aus, ich machte ſeinen Degen über eine Paliſſade ſpringen und ſchickte ihn ſelbſt ſeiner Waffe nach."

„Und warum habt Ihr ihn nicht getödtet?"

„Seine Majeſtät verbietet das Duell, und ich war in jenem Augenblick Abgeſandter Seiner Majeſtät."

„Gut," ſagte Athos, „doch das iſt ein Grund mehr, daß ich den König ſpreche."

„Was wollt Ihr von ihm verlangen?"

„Die Erlaubniß, den Degen gegen denjenigen, welcher uns dieſe Beleidigung angethan hat, ziehen zu dürfen."

„Herr, ich habe nicht gehandelt, wie ich handeln ſollte; verzeiht, ich bitte Euch."

„Wer macht Euch denn einen Vorwurf?"

„Aber die Erlaubniß, die Ihr Euch vom König erbitten wollt?"

„Raoul, ich werde Seine Majeſtät bitten, Euren Heirathsvertrag zu unterzeichnen."

„Herr . . ."

„Doch unter einer Bedingung."

„Bedürft Ihr einer Bedingung mir gegenüber? Befehlt, Herr, und ich werde gehorchen."

„Unter der Bedingung," fuhr Athos fort, „daß Ihr

mir den Namen desjenigen sagt, der so von . . Eurer Mutter gesprochen hat."

„Was braucht Ihr denn diesen Namen zu wissen, Herr? Mir ist die Beleidung angethan worden, und sobald die Erlaubniß von Seiner Majestät ertheilt ist, habe ich die Rache zu vollführen."

„Sein Name, mein Herr?"

„Ich werde nicht dulden, daß Ihr Euch der Gefahr aussetzt."

„Ihr haltet mich für einen Don Diego! Sein Name?"

„Ihr verlangt es?"

„Ich will es."

„Der Vicomte von Wardes."

„Ah!" sprach Athos ruhig, „es ist gut, ich kenne ihn; doch unsere Pferde sind bereit, statt in zwei Stunden abzureisen, brechen wir auf der Stelle auf. Zu Pferde, mein Herr, zu Pferde."

XXI.

Monsieur ist eifersüchtig auf den Herzog von Buckingham.

Während der Herr Graf de la Fère in Begleitung von Raoul nach Paris ritt, war das Palais-Royal der Schauplatz einer Scene, welche Molière eine gute Komödie genannt hätte.

Es war dies vier Tage nach seiner Verheirathung. Nachdem Monsieur in der Eile gefrühstückt hatte, ging er, das Maul hängend und die Stirne gefaltet, durch seine Vorzimmer.

Das Mahl war nicht heiter gewesen. Madame hatte sich in ihrem Gemache serviren lassen.

Monsieur hatte also in kleinem Ausschuß gefrühstückt.

Der Chevalier von Lorraine und Manicamp wohnten allein diesem Frühstück bei, das drei Viertelstunden dauerte, ohne daß ein einziges Wort gesprochen wurde.

Weniger in der Vertraulichkeit Seiner Königlichen Hoheit vorgerückt, als der Chevalier von Lorraine, versuchte Manicamp vergebens in den Augen des Prinzen das zu lesen, was ihm eine so verdrießliche Miene gab.

Der Chevalier von Lorraine, der nichts zu errathen brauchte, in Betracht, daß er Alles wußte, aß mit jenem außerordentlichen Appetit, den ihm der Kummer von Andern verlieh, und weidete sich zugleich am Aerger von Monsieur und an der Unruhe von Manicamp.

Er fand ein Vergnügen daran, den ungeduldigen Prinzen, der vor Begierde, die Sitzung aufzuheben, brannte, indem er zu essen fortfuhr, bei Tische zurückzuhalten.

Zuweilen bereute es Monsieur, daß er den Chevalier von Lorraine eine solche Gewalt über sich hatte gewinnen lassen, eine Gewalt, die ihn von jeder Etiquette freisprach.

Monsieur hatte gerade einen solchen Augenblick, aber er fürchtete den Chevalier beinahe eben so sehr, als er ihn liebte, und beschränkte sich darauf, daß er innerlich wüthete.

Von Zeit zu Zeit schlug Monsieur die Augen zum Himmel auf, dann senkte er sie wieder auf die Pasteten-schnitten, die der Chevalier verschlang, und da er nicht loszubrechen wagte, überließ er sich einer Pantomime, um die ihn Arlequin beneidet hätte.

Endlich konnte es Monsieur nicht länger aushalten, beim Dessert stand er, wie gesagt, ganz zornig auf und

ließ den Chevalier von Lorraine sein Frühstück nach seinem Gutdünken vollenden.

Als Manicamp Monsieur aufstehen sah, erhob er sich ganz steif, seine Serviette in der Hand.

Monsieur lief mehr, als er ging, nach dem Vorzimmer und gab dem Huissier, den er hier traf, mit leiser Stimme einen Befehl.

Dann kehrte er zurück: ging jedoch, um nicht durch den Speisesaal zu kommen, durch seine Cabinete, in der Absicht, sich zu der Königin Mutter in ihr Betzimmer, wo sie sich gewöhnlich aufhielt, zu begeben.

Es mochte zehn Uhr Morgens sein.

Anna von Oesterreich schrieb, als Monsieur eintrat.

Die Königin Mutter liebte ungemein diesen Sohn, der schön von Antlitz und sanft von Charakter war.

Monsieur war in der That viel zarter und, wenn man will, viel weiblicher als der König.

Er hatte seine Mutter durch die kleinen weiblichen Empfindeleien gewonnen, die den Frauen immer gefallen. Anna von Oesterreich, die so sehr eine Tochter zu bekommen gewünscht hatte, fand beinahe in diesem Sohn die Aufmerksamkeiten, die kleinen Sorgen und Zartheiten eines Kindes von zwölf Jahren.

Monsieur verwandte auch die ganze Zeit, die er bei seiner Mutter zubrachte, darauf, daß er ihre schönen Arme bewunderte, daß er ihr Rathschläge über ihre Seifen und Teige und Recepte für ihre Essenzen gab, worauf sie einen sehr-großen Werth legte; dann küßte er ihr die Arme und die Augen mit einer reizenden Kindlichkeit, hatte er ihr stets ein Zuckerwerk zu bieten, einen neuen Putz zu empfehlen.

Anna von Oesterreich liebte den König oder vielmehr das Königthum in ihrem ältesten Sohn. Ludwig XIV. repräsentirte für sie die göttliche Legitimität. Sie war Königin Mutter beim König, sie war nur Mutter bei Philipp.

Und der Letztere wußte, daß von allen Zufluchtsorten der Busen einer Mutter der sanfteste und sicherste ist.

Schon als Kind flüchtete er sich dahin, wenn sich Stürme zwischen ihm und seinem Bruder erhoben; oft nach den Zänkereien, die von seiner Seite ein Verbrechen beleidigter Majestät bildeten, nach den Kämpfen mit Fäusten und Nägeln, die der König und sein unbotmäßiger Unterthan im Hemd auf einem streitigen Bett ausfochten, wobei der Kammerdiener Laporte der einzige Kampfrichter war, ging Philipp, der Sieger, aber über seinen Sieg erschrocken, zu seiner Mutter und verlangte von ihr Verstärkung oder wenigstens die Zusicherung einer Verzeihung, welche Ludwig XIV. nur schwer und in der Entfernung bewilligte.

Durch diese Gewohnheit friedlicher Vermittlung war es Anna gelungen, alle Streitigkeiten ihrer Söhne zu schlichten und durch dieselbe Gelegenheit alle ihre Geheimnisse zu theilen.

Ein wenig eifersüchtig auf diese mütterliche Fürsorge, die sich besonders über seinen Bruder verbreitete, fühlte sich der König gegen Anna von Oesterreich zu mehr Unterwürfigkeit und Zuvorkommenheit geneigt, als dies in seinem Charakter lag.

Anna von Oesterreich hatte dieses politische System hauptsächlich bei der jungen Königin zur Anwendung gebracht.

Sie herrschte auch beinahe despotisch über die königliche Haushaltung und errichtete schon alle ihre Batterien, um mit demselben Absolutismus über die ihres jüngern Sohnes zu herrschen.

Anna von Oesterreich war beinahe stolz, wenn sie ein langes Gesicht, bleiche Wangen und rothe Augen bei sich erscheinen sah, denn sie begriff, daß es sich darum handelte, dem Schwächeren oder dem Widerspänstigeren eine Hülfe zu geben.

Sie schrieb, sagen wir, als Monsieur in ihr Bet-

zimmer eintrat, nicht die Augen roth, nicht die Wangen bleich, sondern unruhig, ärgerlich, gereizt.

Er küßte zerstreut seiner Mutter die Arme und setzte sich, ehe sie ihm Erlaubniß dazu gegeben hatte.

Bei den am Hofe von Anna von Oesterreich gegründeten Etiquette-Gebräuchen war dieses Vergessen des Wohlanstandes ein Zeichen der geistigen Verirrung, besonders von Seiten Philipps, der so gern die Schmeichelei des Respects übte.

Wenn er sich aber so offenbar gegen alle diese Grundsätze verfehlte, so mußte die Ursache hievon sehr gewichtig sein.

„Was habt Ihr Philipp?" fragte Anna von Oesterreich, sich gegen ihren Sohn umwendend.

„Ah! Madame, Vieles," murmelte der Prinz mit einer kläglichen Miene.

„Ihr gleicht in der That einem sehr geschäftigen Menschen," sprach die Königin, während sie ihre Feder auf das Schreibzeug legte.

Philipp faltete die Stirne, antwortete aber nicht.

„Bei allen den Dingen, die Euern Geist erfüllen, muß sich doch eines finden, das Euch mehr in Anspruch nimmt, als die andern," fuhr Anna von Oesterreich fort.

„Eines nimmt mich allerdings mehr als die andern in Anspruch, ja, Madame."

„Sprecht."

Philipp öffnete den Mund, um alle Beschwerden herauszulassen, die sich in seinem Geiste drängten und, um zu entströmen, nur einen Ausgang zu erwarten schienen.

Doch plötzlich schwieg er, und Alles, was er auf dem Herzen hatte, faßte sich in einem Seufzer zusammen.

„Auf, Philipp, auf, seid fest," sprach die Königin Mutter. „Eine Sache, über die man sich beklagt, ist beinahe immer eine Sache, die uns beschwerlich ist, nicht wahr?"

„Ich sage das nicht, Madame.“

„Von wem wollt Ihr sprechen? Faßt Euch.“

„Was ich zu sagen habe, Madame, ist wahrhaftig sehr discreter Natur.“

„Ah! mein Gott!“

„Allerdings, denn eine Frau . . .“

„Ah! Ihr wollt von Madame sprechen?“ fragte die Königin Mutter mit einer lebhaften Regung der Neugierde.

„Von Madame?“

„Von Eurer Frau.“

„Ja, ja, ich höre.“

„Nun denn, wenn Ihr von Madame mit mir sprechen wollt, mein Sohn, so thut Euch keinen Zwang an. Ich bin Eure Mutter, und Madame ist für mich nur eine Fremde. Da sie jedoch meine Schwiegertochter ist, so bezweifelt nicht, daß ich mit Interesse, und wäre es auch nur Euch zu Liebe, Alles anhöre, was Ihr mir von ihr sagen werdet.“

„Sprecht Ihr nur, Madame,“ erwiederte Philipp, „gesteht mir, ob Ihr nicht etwas bemerkt habt.“

„Etwas, Philipp . . . Ihr habt Worte von erschreckender Unbestimmtheit . . . Etwas . . . und von welcher Art ist dieses Etwas?“

„Madame ist hübsch.“

„Ja wohl.“

„Sie ist indessen keine Schönheit.“

„Nein, doch wenn sie größer wird, kann sie sich noch sehr verschönern. Ihr habt gesehen, welche Veränderungen in einigen Jahren in ihrem Gesicht vorgegangen sind. Nun, sie wird sich immer mehr entwickeln, denn sie ist erst sechzehn Jahre alt. Mit fünfzehn Jahren war ich auch sehr mager.“

„Man kann sie folglich bemerkt haben?“

„Gewiß; man bemerkt eine gewöhnliche Frau, um so viel mehr eine Prinzessin.“

„Nicht wahr, Madame, sie ist gut erzogen worden?“

„Madame Henriette, ihre Mutter, ist eine etwas kalte, etwas anspruchsvolle Frau, aber eine Frau voll schöner Gefühle. Die Erziehung der jungen Prinzessin kann vernachlässigt worden sein, was aber die Grundsätze betrifft, so glaube ich, daß sie gut sind; das war wenigstens die Meinung über sie während ihres Aufenthalts in Frankreich; seitdem ist sie nach England zurückgekehrt, und ich weiß nicht, was sich ereignet hat.“

„Was wollt Ihr damit sagen?“

„Ich will damit sagen, daß gewisse etwas leichte Köpfe unschwer durch das Glück verkehrt werden.“

„Wohl, Madame, Ihr habt das Wort gesprochen; ich glaube, daß die Prinzessin in der That einen etwas leichten Kopf hat.“

„Man muß nicht übertreiben, Philipp; sie hat Geist und eine gewisse Dose bei einer Frau sehr natürlicher Coquetterie; aber, mein Sohn, bei den Personen von hohem Rang gereicht dieser Fehler einem Hofe zum Vortheil. Eine etwas coquette Prinzessin macht sich gewöhnlich einen glänzenden Hof; ein Lächeln von ihr ruft überall den Luxus, den Geist und den Muth sogar hervor; der Adel schlägt sich besser für einen Fürsten, dessen Frau schön ist.“

„Großen Dank, Madame,“ sprach Philipp verdrießlich. „Ihr entwerft mir da in Wahrheit sehr beunruhigende Gemälde, meine Mutter.“

„In welcher Hinsicht?“ fragte die Königin Mutter mit einer geheuchelten Naivetät.

„Ihr wißt, Madame,“ antwortete Philipp wehmüthig, „Ihr wißt, welchen Widerwillen ich hatte, mich zu verheirathen.“

„Oh! diesmal macht Ihr mir bange. Ihr habt also eine ernste Beschwerde gegen Madame?“

„Ernst? ich sage das nicht.“

„Dann legt dieses verstörte Gesicht ab. Nehmt Euch in Acht, wenn Ihr Euch in Euern Gemächern

zeigt, wird man Euch für einen sehr unglücklichen Ehemann halten."

„Ich bin im Ganzen kein sehr zufriedener Ehemann, und es ist mir lieb, wenn man es erfährt."

„Philipp! Philipp!"

„Meiner Treue, Madame, ich erkläre Euch unumwunden, ich habe das Leben nicht so verstanden, wie man es mir macht."

„Erklärt Euch."

„Meine Frau gehört in der That nicht mir; sie entschlüpft mir bei jeder Gelegenheit. Am Morgen sind es Besuche, Correspondenzen, Toiletten; am Abend sind es Bälle und Concerte."

„Ihr seid eifersüchtig, Philipp!"

„Ich! Gott bewahre mich! Andern kommt die alberne Rolle eines eifersüchtigen Ehemannes zu .... ich bin ärgerlich."

„Philipp, was Ihr da Eurer Frau vorwerft, sind lauter unschuldige Dinge, und so lange Ihr nichts Bedeutenderes habt ..."

„Höret doch, ohne schuldig zu sein, kann eine Frau beunruhigen; es gibt gewisse Bevorzugungen im Umgang, welche die jungen Frauen zur Schau stellen, und diese genügen, um die am mindesten eifersüchtigen Ehemänner wüthend zu machen."

„Ah! nun sind wir endlich so weit, das hat hart gehalten; die Bevorzugungen im Umgang ... gut! seit einer Stunde irren wir im Felde umher, und endlich erst bringt Ihr die wahre Frage zur Sprache."

„Nun wohl, ja."

„Das ist ernster. Sollte Madame ein gewisses Unrecht gegen Euch haben?"

„Allerdings."

„Wie! Eure Frau sollte nach einer viertägigen Ehe irgend Einen Euch vorziehen, mit Einem Umgang pflegen? Nehmt Euch in Acht, Philipp, Ihr übertreibt

ihr Unrecht; wenn man gar zu viel beweisen will, beweist man nichts."

Erschrocken über den Ernst seiner Mutter, wollte der Prinz antworten, doch er vermochte nur ein paar unverständliche Worte zu stammeln.

„Ah! nun weicht Ihr zurück," sagte Anna von Oesterreich, „mir ist das lieber; es ist eine Anerkennung Eures Unrechts."

„Nein!" rief Philipp, „nein, ich weiche nicht zurück, und ich will es beweisen. Ich habe gesagt Bevorzugung, Umgang, nicht wahr? Nun, so hört."

Anna von Oesterreich schickte sich gefällig an, mit jenem gevatterlichen Vergnügen zu hören, das die beste Frau, die beste Mutter, und wäre sie eine Königin, darin findet, daß sie sich in die kleinen Ehezwistigkeiten mischen kann.

„Nur sagt mir Eines!" sprach Philipp.

„Was?"

„Sagt mir, warum hat meine Frau einen englischen Hof behalten?"

Und Philipp kreuzte sich die Arme und schaute seine Mutter an, als wäre er überzeugt, sie würde nichts auf diesen Vorwurf zu antworten finden.

„Das ist ganz einfach," antwortete Anna von Oesterreich, „weil die Engländer ihre Landsleute sind, weil sie viel Geld ausgegeben haben, um sie nach Frankreich zu begleiten, und weil es unhöflich, unpolitisch sogar wäre, plötzlich einen Adel zu verabschieden, der sich so ergeben gezeigt und kein Opfer gescheut hat."

„Ei! meine Mutter, in der That, ein schönes Opfer, ein garstiges Land zu verlassen, um nach einem schönen zu ziehen, wo man mit einem Thaler mehr bewirkt, als anderswo mit vier! Eine schöne Ergebenheit, nicht wahr, hundert Meilen zurückzulegen, um eine Frau zu begleiten, in die man verliebt ist."

„Verliebt! Philipp, bedenkt Ihr auch, was Ihr sagt?"

„Bei Gott!“

„Und wer ist in Madame verliebt?“

„Der schöne Herzog von Buckingham. Werdet Ihr mir diesen nicht auch vertheidigen, meine Mutter?“

Anna von Oesterreich erröthete und lächelte zugleich. Der Name Buckingham rief so süße und so traurige Erinnerungen bei ihr hervor.

„Der Herzog von Buckingham,“ murmelte sie.

„Ja, eines von den Bettchens-Schooßkindern, wie mein Großvater Heinrich IV. sagte.“

„Die Buckingham sind redlich und brav,“ erwiederte muthig Anna von Oesterreich.

„Ah! gut, nun nimmt meine Mutter gegen mich den Liebhaber meiner Frau in Schutz!“ rief Philipp so außer sich, daß seine schwächliche Natur bis zu Thränen erschüttert wurde.

„Mein Sohn! mein Sohn!“ rief Anna von Oesterreich, „dieser Ausdruck ist Eurer nicht würdig. Eure Frau hat keinen Liebhaber, und sollte sie einen haben, so wäre es nicht Herr von Buckingham; ich wiederhole Euch, die Leute dieses Geschlechts sind redlich und discret; die Gastfreundschaft ist ihnen heilig.“

„Ei! Madame,“ rief Philipp, „Herr von Buckingham ist ein Engländer, und achten die Engländer so gewissenhaft das Gut der französischen Fürsten?“

Anna von Oesterreich erröthete zum zweiten Mal unter ihrer Haube und drehte sich um, unter dem Vorwand, ihre Feder vom Schreibzeug zu nehmen, in der That aber, um ihre Röthe vor den Augen ihres Sohnes zu verbergen.

„Wahrhaftig, Philipp,“ sagte sie, „Ihr wißt Worte zu finden, die mich verwirren, und Euer Zorn verblendet Euch, wie er mich erschreckt; überlegt doch.“

„Madame, ich brauche nicht zu überlegen, ich sehe.“

„Und was seht Ihr?“

„Ich sehe, daß Herr von Buckingham meine Frau nicht verläßt. Er wagt es, ihr Geschenke zu machen,

ſie wagt es, dieſelben anzunehmen. Geſtern ſprach ſie von einem Säckchen mit Veilchengeruch; unſere franzöſiſchen Parfumeurs aber, Ihr wißt das wohl, Madame, da Ihr ſo oft ſolche verlangt habt, ohne bekommen zu können, unſere franzöſiſchen Parfumeurs waren nie im Stande, dieſen Geruch zu finden. Nun wohl, der Herzog hatte ein Säckchen mit Veilchengeruch bei ſich . . . von ihm kam alſo das meiner Frau."

„In der That, mein Herr," ſprach Anna von Oeſterreich, „Ihr baut Pyramiden auf Nadelſpitzen; nehmt Euch in Acht. Ich frage Euch, was iſt Schlimmes dabei, daß ein Landsmann ſeiner Landsmännin das Recept von einer neuen Eſſenz gibt. Dieſe ſeltſamen Ideen, das ſchwöre ich Euch, erinnern mich auf eine ſchmerzliche Weiſe an Euern Vater, der mich oft ungerecht hat leiden laſſen."

„Der Vater von Herrn von Buckingham war ohne Zweifel beſcheidener, ehrerbietiger, als der Sohn," ſagte Philipp unbeſonnen, ohne zu ſehen, daß er ſeiner Mutter verletzend in's Herz griff.

Die Königin erbleichte und preßte eine krampfhaft zuſammengezogene Hand an ihre Bruſt, doch bald ſich wieder faſſend ſagte ſie:

„Nun, Ihr ſeid in irgend einer Abſicht hierher gekommen?"

„Ja."

„So erklärt Euch."

„Madame, ich bin gekommen, um mich energiſch zu beklagen und Euch zu erklären, daß ich nichts von Herrn von Buckingham ertragen werde."

„Ihr werdet nichts ertragen?"

„Nein."

„Was wollt Ihr thun?"

„Ich werde mich beim König beklagen."

„Und was ſoll Euch der König antworten?"

„Nun wohl," ſprach Philipp mit einem Ausdruck ungeſchlachter Feſtigkeit, der einen ſeltſamen Contraſt

mit der gewöhnlichen Sanftmuth seiner Physiognomie bildete, „nun wohl, ich werde mir selbst Gerechtigkeit widerfahren lassen."

„Was nennt Ihr Euch selbst Gerechtigkeit widerfahren lassen?" fragte Anna von Oesterreich mit einer gewissen Bangigkeit.

„Es ist mein Wille, daß Herr von Buckingham den Hof verläßt, es ist mein Wille, daß Herr von Buckingham Frankreich verläßt, und ich werde ihm diesen meinen Willen kundthun!"

„Ihr werdet gar nichts kundthun, Philipp, denn wenn ihr so handeln, wenn Ihr so die Gastfreundschaft verletzen würdet, so müßte ich gegen Euch die ganze Strenge des Königs anrufen."

„Ihr droht mir, meine Mutter!" rief Philipp, ganz in Thränen, „Ihr droht mir, während ich mich beklage!"

„Nein, ich drohe Euch nicht, ich setze Eurem Aufbrausen einen Damm. Ich sage Euch, daß gegen Herrn von Buckingham oder jeden andern Engländer ein strenges Mittel ergreifen, daß sogar ein nicht sehr höfliches Verfahren anwenden äußerst schmerzliche Spaltungen zwischen Frankreich und England hervorrufen heißt. Wie! ein Prinz, der Bruder des Königs von Frankreich wüßte sich vor einer politischen Nothwendigkeit nicht zu stellen, als bemerkte er eine, selbst wirkliche, Beleidigung nicht?"

Philipp machte eine Bewegung.

„Ueberdies ist die Beleidigung weder wahr, noch möglich," fuhr die Königin fort, „und es handelt sich nur um eine lächerliche Eifersucht."

„Madame, ich weiß, was ich weiß."

„Und ich, was Ihr wissen möget, ermahne Euch zur Geduld."

„Ich bin nicht geduldig, Madame."

Die Königin stand voll Steifheit und eisiger Ceremonie auf und sprach:

„Dann erklärt Euren Willen.“

„Ich habe keinen Willen, Madame, aber ich spreche meine Wünsche aus. Wenn sich Herr von Buckingham nicht selbst aus meinem Hause entfernt, so werde ich es ihm verbieten.“

„Das ist eine Frage, worüber wir dem König Vortrag machen werden,“ sagte die Königin, das Herz geschwollen, die Stimme bewegt.

„Aber, Madame,“ rief Philipp, indem er seine Hände an einander schlug, „seid meine Mutter und nicht die Königin, da ich als Sohn mit Euch spreche; zwischen Buckingham und mir ist es die Sache einer Unterredung von vier Minuten.“

„Gerade diese Unterredung verbiete ich,“ sprach die Königin, die wieder ihre ganze Autorität annahm, „das ist Eurer nicht würdig.“

„Gut, es sei, ich unterlasse es, aber ich werde meinen Willen Madame ankündigen.“

„Oh!“ versetzte Anna von Oesterreich mit der Schwermuth der Erinnerung, „tyrannisirt nie eine Frau, mein Sohn; befehlt nie zu laut und zu gebieterisch der Eurigen. Eine besiegte Frau ist nicht immer eine überzeugte Frau.“

„Was soll ich dann thun? Ich werde mich bei meiner Umgebung Raths erholen.“

„Ja, Eure heuchlerischen Räthe, Euer Chevalier von Lorraine, Euer Wardes . . . Ueberlaßt mir die Sorge in dieser Angelegenheit, Philipp. Nicht wahr, Ihr wünscht, daß sich der Herzog entferne?“

„So bald als möglich, Madame.“

„Nun, so schickt mir den Herzog, mein Sohn; macht ihm ein freundliches Gesicht, bezeigt Niemand etwas, nicht Eurer Frau, nicht dem König. Empfangt keine Rathschläge. Ach! ich weiß, was eine durch Räthe gestörte Ehe ist.“

„Ich werde gehorchen, meine Mutter.“

„Und Ihr sollt zufrieden sein, mein Sohn. Sucht mir den Herzog."

„Oh! das ist keine Schwierigkeit."

„Wo glaubt Ihr, daß er sein dürfte?"

„Bei Gott! vor der Thüre von Madame, deren Aufstehen er erwartet."

„Gut," sprach Anna von Oesterreich ganz ruhig. „Wollt dem Herzog sagen, ich bitte ihn, zu mir zu kommen."

Philipp küßte seiner Mutter die Hand und entfernte sich, um Herrn von Buckingham aufzusuchen.

XXII.

For ever.

Der Einladung der Königin Mutter Folge leistend, fand sich Mylord Buckingham bei dieser eine halbe Stunde nach dem Abgang des Herzogs von Orleans ein.

Als sein Name vom Huissier gemeldet wurde, erhob sich die Königin, die sich, den Kopf in ihren Händen, mit den Ellenbogen auf den Tisch stützte, und empfing mit einem Lächeln den anmuthigen und ehrfurchtsvollen Gruß, den der Herzog an sie richtete.

Anna von Oesterreich war noch schön. Man weiß, daß bei ihrem schon vorgerückten Alter ihre langen aschblonden Haare, ihre schönen Hände, ihre frischrothen Lippen noch von Allen, die sie sahen, bewundert wurden.

In diesem Augenblick ganz einer Erinnerung hingegeben, welche die Vergangenheit in ihrem Herzen wieder aufrührte, war sie so schön als in den Tagen ihrer Jugend, als in der Zeit, wo sich ihr Palast öffnete, um jung und leidenschaftlich den Vater dieses Bucking-

ham, den Unglücklichen zu empfangen, der für sie gelebt hatte, der ihren Namen aussprechend gestorben war.

Anna von Oesterreich heftete auf Buckingham einen so zärtlichen Blick, daß man darin zugleich das Wohlgefallen einer mütterlichen Zuneigung und etwas Süßes wie die Coquetterie einer Geliebten entdecken konnte.

„Eure Majestät hat mich zu sprechen gewünscht?“ sagte Buckingham ehrerbietig.

„Ja, Herzog,“ antwortete die Königin englisch. „Wollt Euch setzen.“

Die Gunst, welche Anna von Oesterreich dem jungen Mann angedeihen ließ, die Schmeichelei der Sprache des Landes, der der Herzog seit seinem Aufenthalt in Frankreich entbehrt hatte, machten einen tiefen Eindruck auf sein Gemüth.

Er errieth auf der Stelle, die Königin habe etwas von ihm zu verlangen.

Nachdem sie die ersten Augenblicke der unüberwindlichen Beklemmung, die sie gefühlt, überlassen hatte, fuhr die Königin mit ihrer lachenden Miene in französischer Sprache fort:

„Wie findet Ihr Frankreich, mein Herr?“

„Ein schönes Land, Madame,“ antwortete der Herzog.

„Hattet Ihr es schon gesehen?“

„Schon einmal, ja, Madame.“

„Doch, wie jeder guter Engländer, zieht Ihr England vor?“

„Ich liebe mein Vaterland mehr, als das Vaterland eines Franzosen,“ erwiederte der Herzog; „fragt mich aber Eure Majestät, welchen von beiden Aufenthaltsorten ich vorziehe, Paris oder London, so antworte ich Paris.“

Anna von Oesterreich bemerkte den Ton voll Wärme, mit welchem diese Worte gesprochen worden waren.

„Ihr habt, wie man mir sagt, schöne Güter in

Eurer Heimath, Mylord, Ihr bewohnt einen reichen und alten Palaſt?"

„Den Palaſt meines Vaters," antwortete Buckingham, die Augen niederſchlagend.

„Das ſind koſtbare Vorzüge und Andenken," ſagte die Königin, indem ſie unwillkührlich Erinnerungen berührte, von welchen man ſich nicht gern trennt.

„In der That," ſprach der Herzog, dem ſchwermüthigen Einfluß dieſes Eingangs erliegend, „die Leute von Gemüth träumen eben ſo viel durch die Vergangenheit oder durch die Zukunft, als durch die Gegenwart."

„Das iſt wahr," ſagte die Königin mit leiſer Stimme. „Und daraus geht hervor, Mylord, daß Ihr, der Ihr ein Mann von Gemüth ſeid . . . Frankreich bald verlaſſen werdet, um Euch in Eure Reichthümer, in Eure Reliquien einzuſchließen."

Buckingham erhob das Haupt und ſprach:

„Ich glaube nicht, Madame."

„Wie?"

„Ich denke im Gegentheil, daß ich England verlaſſen werde, um in Frankreich zu wohnen."

Nun war es an Anna von Oeſterreich, ihr Erſtaunen kundzugeben.

„Wie," ſagte ſie, „ſeid Ihr nicht in Gunſt bei dem neuen König?"

„Im Gegentheil, Madame, Seine Majeſtät beehrt mich mit einem unbegrenzten Wohlwollen."

„Euer Vermögen kann ſich nicht vermindert haben; man nannte es bedeutend."

„Mein Vermögen, Madame, iſt nie blühender geweſen."

„Ihr müßt alſo eine geheime Urſache haben . . ."

„Nein, Madame," erwiederte Buckingham raſch, „bei dieſem Entſchluß iſt nichts Geheimes. Ich liebe den Aufenthalt in Frankreich, ich liebe einen Hof voll Geſchmack und Artigkeit; ich liebe endlich die ein wenig

ernſten Vergnügungen, welche nicht die Vergnügungen meiner Heimath ſind, während man ſie in Frankreich findet."

Fein lächelnd entgegnete Anna von Oeſterreich:

„Die ernſten Vergnügungen! Habt Ihr Euch dieſen Ernſt auch wohl überlegt, Herr von Buckingham?"

Der Herzog ſtammelte.

„Mylord," fuhr Anna von Oeſterreich fort, „es gibt kein ernſtes Vergnügen, das einen Mann von Eurem Rang abhalten darf..."

„Madame," unterbrach ſie der Herzog, „Eure Majeſtät legt ein großes Gewicht auf dieſen Punkt, wie mir ſcheint."

„Findet Ihr, Herzog?"

„Es iſt, möge meine Aeußerung Eurer Majeſtät nicht mißfallen, es iſt das zweite Mal, daß ſie die Reize Englands auf Koſten der zauberhaften Wonne rühmt, die man fühlt, wenn man in Frankreich lebt."

Anna von Oeſterreich näherte ſich dem jungen Mann, legte ihre ſchöne Hand auf ſeine Schulter, die bei dieſer Berührung bebte, und ſprach:

„Mein Herr, glaubt mir, nichts iſt ſo viel werth, als der Aufenthalt im Heimathlande. Es iſt mir ſehr oft begegnet, daß ich mich nach Spanien zurückſehnte. Ich habe lange gelebt, Mylord, ſehr lange für eine Frau, und ich geſtehe Euch, es iſt kein Jahr vergangen, in dem ich mich nicht nach Spanien ſehnte."

„Kein Jahr, Madame!" entgegnete kalt der junge Mann, „nicht eines von den Jahren, wo Ihr Königin der Schönheit waret, wie Ihr es übrigens noch ſeid."

„Oh! keine Schmeichelei, Herzog; ich bin eine Frau, die Eure Mutter wäre."

Sie ſprach dieſe Worte mit einem anmuthreichen, milden Ausdruck, der tief in das Herz von Buckingham eindrang.

„Ja," ſagte ſie, „ich wäre Eure Mutter, und darum gebe ich Euch einen guten Rath."

„Den Rath, nach London zurückzukehren?“ rief er.

„Ja, Mylord.“

Der Herzog faltete die Hände mit einer erschrockenen Miene, die ihre Wirkung auf diese durch zärtliche Erinnerungen für zärtliche Gefühle geneigte Frau nicht verfehlen konnte.

„Es muß sein,“ fügte sie bei.

„Wie!“ rief er, „man sagt mir im Ernste, ich müsse abreisen, ich müsse mich verbannen, ich müsse mich flüchten?“

„Euch verbannen! habt Ihr gesagt. Ah! Mylord, man sollte glauben, Frankreich sei Euer Vaterland.“

„Madame, die Heimath der Liebenden ist die Heimath derjenigen, welche sie lieben.“

„Nicht ein Wort mehr, Mylord,“ sprach die Königin, „Ihr vergeßt, mit wem Ihr redet.“

Buckingham warf sich auf seine Kniee und rief:

„Madame, Madame, Ihr seid eine Quelle des Geistes, der Güte, der Milde; Madame, Ihr seid nicht nur die Erste dieses Königreichs durch den Rang, Ihr seid die Erste der Welt durch die Eigenschaften, die Euch göttlich machen; ich habe nichts gesagt, Madame. Habe ich etwas gesagt, worauf Ihr mir ein so grausames Wort erwiedern könntet? Habe ich mich verrathen, Madame?“

„Ihr habt Euch verrathen,“ antwortete die Königin mit leiser Stimme.

„Ich habe nichts gesagt! Ich weiß nichts!“

„Ihr vergeßt, daß Ihr vor einer Frau gesprochen, gedacht habt, und überdies . . . “

„Und überdies weiß Niemand, daß Ihr mich hört,“ unterbrach Buckingham lebhaft die Königin.

„Man weiß es im Gegentheil, Herzog, Ihr habt die Fehler und die guten Eigenschaften der Jugend.“

„Man hat mich verrathen! man hat mich angegeben!“

„Wer dies?“

„Diejenigen, welche schon im Havre mit einer höllischen Scharfsichtigkeit in meinem Herzen wie in einem offenen Buche gelesen hatten."

„Ich, weiß nicht, wen Ihr meint."

„Herrn von Bragelonne zum Beispiel."

„Das ist ein Name, den ich kenne, ohne denjenigen zu kennen, welcher ihn führt. Nein, Herr von Bragelonne hat nichts gesagt."

„Wer denn? . . . Oh! Madame, wenn Einer die Kühnheit gehabt hätte, in mir das zu sehen, was ich selbst nicht sehen will . . ."

„Was würdet Ihr thun, Herzog?"

„Es gibt Geheimnisse, welche diejenigen tödten, die sie finden."

„Derjenige, welcher Euer Geheimniß gefunden hat, Ihr Wahnsinniger, ist noch nicht getödtet; mehr noch, Ihr werdet ihn nicht tödten; er ist bewaffnet mit allen Rechten, es ist ein Gatte, es ist ein Eifersüchtiger, es ist der zweite Edelmann Frankreichs, es ist mein Sohn, der Herzog von Orleans."

Der Herzog erbleichte.

„Wie grausam seid Ihr, Madame!" sagte er.

„So seid Ihr wohl, Buckingham," sprach schwermüthig Anna von Oesterreich, „Ihr geht durch alle Extreme und kämpft mit den Wolken, während es Euch so leicht wäre, mit Euch selbst im Frieden zu bleiben."

„Wenn wir Krieg führen, sterben wir auf dem Schlachtfeld," erwiederte mit sanftem Ton der junge Mann, der sich der schmerzlichsten Niedergeschlagenheit überließ.

Anna ging rasch auf ihn zu, nahm ihn bei der Hand und sagte englisch mit einem Ungestüm, dem Keiner hätte widerstehen können:

„Villiers, was verlangt Ihr? Von einer Mutter, daß sie ihren Sohn opfere, von einer Königin, daß sie in die Schande ihres Hauses einwillige! Ihr seid ein Kind, denkt nicht daran! Wie! um Euch eine Thräne

zu ersparen, sollte ich zwei Verbrechen begehen, Villiers! Ihr sprecht von den Todten; die Todten waren wenigstens ehrfurchtsvoll und unterwürfig; die Todten verbeugten sich vor einem Verbannungsbefehl; sie nahmen ihre Verzweiflung wie einen Reichthum in ihren Herzen mit, weil die Verzweiflung von der geliebten Frau kam, weil der Tod, so trügerisch, gleichsam ein Geschenk, eine Gunstbezeigung war."

Die Züge verstört, die Hände auf dem Herzen, stand Buckingham auf und erwiederte:

„Ihr habt Recht, Madame, doch diejenigen, von welchen Ihr sprecht, hatten den Verbannungsbefehl aus einem geliebten Mund erhalten; man jagte sie nicht fort, man bat sie, zu gehen, man spottete ihrer nicht."

„Nein, man erinnerte sich," flüsterte Anna von Oesterreich. „Doch wer sagt Euch, man jage Euch fort, man verbanne Euch? wer sagt Euch, man erinnere sich Eurer Ergebenheit nicht? Ich spreche für Niemand, Villiers, ich spreche für mich, reist ab! Leistet mir diesen Dienst, habt diese Güte für mich, daß ich dies auch noch einem Manne Eures Namens zu danken habe."

„Euch zu Liebe also, Madame."

„Mir allein zu Liebe."

„Es wird hinter mir kein Mann sein, der lacht, kein Fürst, der spricht: Ich habe es gewollt!"

„Herzog! höret mich."

Hier nahm das erhabene Antlitz der alten Königin einen feierlichen Ausdruck an, und sie fuhr fort:

„Ich schwöre Euch, daß hier Niemand befiehlt, wenn nicht ich; ich schwöre Euch, daß Niemand lachen, sich rühmen wird, sondern daß sich sogar Niemand gegen die Pflicht verfehlen wird, die Euer Rang auferlegt. Zählt auf mich, Herzog, wie ich auf Euch gezählt habe."

„Ihr erklärt Euch nicht, Madame; ich bin tief verwundet, ich bin in Verzweiflung; der Trost, so voll-

kommen und süß er auch sein mag, wird mir nicht genügend erscheinen."

„Freund, habt Ihr Eure Mutter gekannt?" sagte die Königin mit einem einschmeichelnden Lächeln.

„Oh! sehr wenig, Madame; aber ich erinnere mich, daß mich diese edle Dame mit Küssen und Thränen bedeckte, wenn ich weinte."

„Villiers!" sprach die Königin, indem sie ihren Arm um den Hals des jungen Mannes schlang, „ich bin eine Mutter für Euch, und glaubt mir, nie wird Jemand meinen Sohn weinen machen."

„Meinen Dank, Madame," erwiederte der junge Mann gerührt und erschüttert; „ich gewahre, daß in meinem Herzen noch für ein süßeres, edleres Gefühl, als für die Liebe Platz war."

Die Königin schaute ihn an, drückte ihm die Hand und sprach:

„Geht, mein Freund."

„Wann soll ich abreisen? Befehlt."

„Wann es Euch geeignet erscheint, Mylord," antwortete die Königin: „Ihr reist, doch Ihr wählt Euren Tag. Statt heute abzureisen, wie Ihr es ohne Zweifel wünschtet, morgen, wie man es erwartete, reist übermorgen Abend ab, nur verkündigt schon heute Euren Willen."

„Meinen Willen!" murmelte der junge Mann.

„Ja, Herzog."

„Und ich werde nie wieder nach Frankreich kommen?"

Anna von Oesterreich dachte einen Augenblick nach und versank in den schmerzlichen Ernst dieses Nachsinnens.

„Es wird mir süß sein," sprach sie, „wenn Ihr an dem Tag kommt, wo ich auf ewig in Saint-Denis beim König, meinem Gemahl, schlafen gehen werde."

„Bei ihm, der Euch so viel leiden gemacht hat!"

„Der der König von Frankreich war."

„Madame, Ihr seid voll Güte, Ihr schreitet in der Wohlfahrt einher, Ihr schwimmt in der Freude; lange Jahre sind Euch verheißen.“

„So werdet Ihr also spät kommen,“ sprach die Königin, indem sie zu lächeln suchte.

„Ich werde gar nicht kommen, ich, der ich jung bin,“ entgegnete Buckingham traurig.

„Oh! Gott sei Dank . . .“

„Der Tod, Madame, zählt die Jahre nicht; er ist unparteiisch; man stirbt, obgleich jung, man lebt, obgleich Greis.“

„Herzog, keine düstere Gedanken; ich will Euch aufheitern. Kommt in zwei Jahren. Ich sehe in Eurem reizenden Antlitz, daß die Ideen, die Euch heute so traurig machen, vor sechs Monaten abgelebte Ideen sein werden; in der Frist, die ich Euch bezeichne, werden sie also todt und vergessen sein.“

„Ich glaube, daß Ihr mich vorhin besser beurtheiltet, Madame, als Ihr sagtet, über uns vom Hause Buckingham habe die Zeit keine Gewalt.“

„Stille! oh! stille!“ flüsterte die Königin, indem sie den Herzog mit einer Zärtlichkeit, die sie nicht bewältigen konnte, auf die Stirne küßte; „geht, geht, macht mich nicht weich, vergeßt Euch nicht mehr, ich bin die Königin! Ihr seid ein Unterthan des Königs von England; König Karl erwartet Euch; Gott befohlen, Villiers, lebet wohl, Villiers, farewell!“

„For ever!“ erwiederte der junge Mann, und er entfloh, seine Thränen verschluckend.

Anna von Oesterreich drückte ihre Hände an ihre Stirne, schaute dann in den Spiegel und murmelte:

„Man mag sagen, wie man will, arme Königin, die Frau ist immer jung; man ist immer in irgend einem Winkel des Herzens erst zwanzig Jahre alt!“

XXIII.

Worin Seine Majestät König Ludwig XIV. Fräulein de la Vallière weder reich, noch hübsch genug für einen Edelmann vom Rang des Vicomte von Bragelonne findet.

Raoul und der Graf de la Fère kamen nach Paris am Abend des Tages, wo Buckingham die von uns mitgetheilte Unterredung mit der Königin Mutter gehabt hatte.

Kaum angelangt, ließ sich der Graf eine Audienz beim König erbitten.

Der König hatte einen Theil des Tags damit zugebracht, daß er mit Madame und den Damen des Hofs die Lyoner Stoffe betrachtete, mit denen er seiner Schwägerin ein Geschenk machte. Es war sofort Mittagstafel bei Hofe gewesen, hernach Spiel, und der König hatte seiner Gewohnheit gemäß das Spiel um acht Uhr verlassen und war in sein Cabinet gegangen, um mit Herrn Colbert und Herrn Fouquet zu arbeiten.

Raoul war im Vorzimmer in dem Augenblick, wo die beiden Minister herauskamen, und der König erblickte ihn durch die halb geöffnete Thüre.

„Was will Herr von Bragelonne?" fragte er.

Der junge Mann näherte sich und erwiederte:

„Sire, eine Audienz für den Herrn Grafen de la Fère, der mit dem Wunsche, Eure Majestät sprechen zu dürfen, von Blois ankommt."

„Ich habe eine Stunde vor dem Spiel und meinem Schlafengehen," sagte der König. „Ist Herr de la Fère bereit?"

„Der Herr Graf wartet unten auf die Befehle Eurer Majestät."

„Er komme herauf.“

Fünf Minuten nachher trat Athos bei Ludwig XIV. ein.

Er wurde vom Herrn mit jenem anmuthigen Wohlwollen empfangen, das Ludwig, mit einem Takt über seinem Alter, vorbehielt, um die Menschen für sich zu gewinnen, welche man nicht durch gewöhnliche Gunstbezeigungen erobert.

„Graf,“ sprach der König, „laßt mich hoffen, daß Ihr Euch etwas von mir erbitten wollt.“

„Ich verberge das Eurer Majestät nicht,“ erwiederte der Graf, „ich komme in der That als Bittsteller.“

„Laßt hören,“ sagte der König mit freudiger Miene.

„Es ist nicht für mich, Sire.“

„Desto schlimmer; doch ich werde für Euren Schützling thun, Graf, was Ihr ausschlagt, daß ich für Euch thun soll.“

„Eure Majestät ist allzu gnädig . . . Ich komme, um mit dem König für den Vicomte von Bragelonne zu reden.“

„Graf, das ist, als ob Ihr für Euch sprächet.“

„Nicht ganz, Sire. Was ich von Euch zu erlangen wünsche, kann ich nicht für mich erlangen. Der Vicomte gedenkt zu heirathen.“

„Er ist noch jung; doch gleichviel . . . Es ist ein ausgezeichneter Mann, und ich will eine Frau für ihn finden.“

„Er hat sie gefunden, Sire, und sucht nur die Einwilligung Eurer Majestät.“

„Ah! es handelt sich nur darum, einen Heirathsvertrag zu unterzeichnen?“

Athos verbeugte sich.

„Hat er sich eine Braut gewählt, die einem Stand angehört, der Euch genehm ist?“

Athos zögerte einen Augenblick und antwortete dann:

„Die Braut ist Fräulein, doch reich ist sie nicht.“

„Das ist ein Uebel, für das wir ein Mittel haben.“

„Eure Majestät erfüllt mich mit Dankbarkeit, sie wird mir jedoch erlauben, ihr eine Bemerkung zu machen.“

„Macht sie.“

„Eure Majestät scheint die Absicht zu haben, das Mädchen auszusteuern?“

„Gewiß.“

„Und mein Schritt im Louvre hätte diesen Erfolg gehabt? Das wäre mir leid, Sire.“

„Kein falsches Zartgefühl, Graf; wie heißt die Braut?“

„Es ist Fräulein de la Baume le Blanc de la Vallière,“ antwortete Athos kalt.

„Ah!“ machte der König, in seinem Gedächtniß suchend, „ich kenne diesen Namen; ein Marquis de la Vallière.“

„Ja, Sire, es ist seine Tochter.“

„Er ist todt?“

„Ja, Sire.“

„Und die Witwe hat sich wieder an Herrn von Saint-Remy, den Oberhofmeister von Madame Witwe verheirathet?“

„Eure Majestät ist gut unterrichtet.“

„So ist es, so ist es! . . . Mehr noch: die Tochter ist unter die Ehrenfräulein der jungen Madame eingetreten.“

„Eure Majestät weiß die ganze Geschichte besser als ich.“

Der König dachte abermals nach und schaute verstohlen das ziemlich sorgenvolle Gesicht von Athos an.

„Graf,“ sagte er, „mir scheint, das Fräulein ist nicht sehr hübsch.“

„Ich weiß es nicht genau,“ antwortete Athos.

„Ich habe sie betrachtet sie hat mich nicht interessirt."

„Es ist eine sanfte, bescheidene Miene, aber wenig Schönheit, Sire."

„Doch schöne blonde Haare?"

„Ich glaube, ja."

„Und ziemlich schöne blaue Augen?"

„So ist es."

„Was die Schönheit betrifft, ist die Partie also eine gewöhnliche. Gehen wir zum Geld über."

„Höchstens fünfzehn bis zwanzigtausend Livres Mitgift, Sire; aber die Verliebten sind uneigennützig; ich selbst lege wenig Werth auf das Geld."

„Auf den Ueberfluß, wollt Ihr sagen; doch das Nothwendige ist unerläßlich. Mit fünfzehntausend Livres Mitgift, ohne Apanagen, kann eine Frau nicht bei Hofe leben. Wir werden ergänzen, ich will das für Brageloune thun."

Athos verbeugte sich.

Der König bemerkte abermals seine Kälte und sprach:

„Gehen wir vom Geld auf den Stand über; Tochter des Marquis de la Vallière, das ist gut; doch wir haben den guten Saint-Remy, der das Haus ein wenig, ich weiß es wohl, durch die Frauen verdirbt, aber immerhin verdirbt, und Ihr, Graf, haltet, glaube ich, viel auf Euer Haus."

„Ich, Sire, lege auf gar nichts mehr einen Werth, als auf meine Ergebenheit für Eure Majestät."

Der König schwieg wieder einen Augenblick und sprach dann:

„Mein Herr, Ihr setzt mich seit dem Anfang unserer Unterredung ungemein in Erstaunen. Ihr kommt, um mich um Erlaubniß zu einer Heirath zu bitten, und scheint sehr betrübt, daß Ihr diese Bitte thun sollt. Oh! ich irre mich selten, so jung ich bin, denn bei dem Einen stelle ich meine Freundschaft in den Dienst des

Verstandes, bei den Andern wende ich mein Mißtrauen an, das die Scharfsichtigkeit verdoppelt. Ich wiederhole, Ihr thut diese Bitte nicht mit freudigem Herzen."

„Ja, Sire, das ist wahr."

„Dann begreife ich Euch nicht . . . schlagt es ab."

„Nein, Sire; ich bin Bragelonne mit meiner ganzen Liebe zugethan . . . er ist in Fräulein de la Vallière verliebt und schmiedet sich Paradiese für die Zukunft. Ich gehöre nicht zu denjenigen, welche die Illusionen der Jugend zerstören wollen. Diese Heirath mißfällt mir, doch ich bitte Eure Majestät, auf das Schleunigste ihre Einwilligung dazu zu geben und so das Glück von Raoul zu machen."

„Sprecht, Graf, liebt sie ihn?"

„Wenn ich Eurer Majestät die Wahrheit sagen soll, so glaube ich nicht an die Liebe von Fräulein de la Vallière; sie ist jung, sie ist ein Kind, sie ist berauscht; das Vergnügen, den Hof zu sehen, die Ehre, im Dienste von Madame zu sein, werden in ihrem Kopfe dem die Waagschale halten, was sie an Zärtlichkeit im Herzen haben könnte; es wird also eine Ehe sein, wie Eure Majestät viele am Hofe hat; doch Bragelonne will es, und so geschehe es denn."

„Ihr gleicht indessen nicht jenen leichten Vätern, die sich zu Sklaven ihrer Kinder machen," sagte der König.

„Sire, ich habe Willen gegen Böse, ich habe keinen gegen Leute von Gemüth. Raoul leidet, er hat Kummer; gewöhnlich frei, ist sein Geist schwerfällig und düster geworden; ich will Eure Majestät nicht der Dienste berauben, die er zu leisten vermag."

„Ich verstehe Euch und verstehe besonders Euer Herz."

„Dann brauche ich Eurer Majestät nicht zu sagen, daß es meine Absicht ist, das Glück dieser Kinder oder vielmehr dieses Kindes zu machen."

„Und ich will, wie Ihr, das Glück von Herrn von Bragelonne.“

„Sire, ich erwarte nur noch die Unterschrift Eurer Majestät. Raoul wird die Ehre haben, vor Euch zu erscheinen, und Eure Einwilligung entgegennehmen.“

„Ihr täuscht Euch, Graf,“ sprach der König mit festem Tone; „ich habe Euch gesagt, ich wolle das Glück des Vicomte, und ich widersetze mich auch in diesem Augenblick seiner Heirath.“

„Aber, Sire,“ rief Athos, „Eure Majestät hat mir versprochen . . .“

„Nein, Graf, ich habe es Euch nicht versprochen; denn das widerstrebt meinen Absichten.“

„Ich begreife, was Alles die Initiative Eurer Majestät Wohlwollendes und Edelmüthiges für mich hat; doch ich nehme mir die Freiheit, Euch daran zu erinnern, daß ich als Botschafter zu kommen mich anheischig gemacht habe.“

„Ein Botschafter, Graf, verlangt oft und erhält nicht immer.“

„Ah! Sire, welch ein Schlag für Bragelonne!“

„Ich werde den Schlag geben, ich werde mit dem Vicomte sprechen.“

„Die Liebe, Sire, ist eine unwiderstehliche Kraft.“

„Man widersteht der Liebe, Graf, das kann ich Euch versichern.“

„Wenn man die Seele eines Königs, wenn man Eure Seele hat, Sire.“

„Seid über diesen Gegenstand unbesorgt. Ich habe Absichten mit Bragelonne; ich sage nicht, er werde Fräulein de la Vallière nicht heirathen, aber ich will nicht, daß er sich so jung verheirathe, ich will nicht, daß er sie heirathe, ehe sie ihr Glück gemacht und er seinerseits meine Huld verdient hat, wie ich sie ihm angedeihen lassen werde. Mit einem Wort, Graf, ich will, daß man warte.“

„Sire, ich wiederhole . . .“

„Herr Graf, Ihr seid, wie Ihr sagtet, gekommen, um mich um eine Gnade zu bitten.“

„Ja, gewiß.“

„Nun wohl! bewilligt mir eine und laßt uns nicht mehr hievon sprechen. Es ist möglich, daß ich binnen Kurzem einen Krieg führe; ich bedarf freier Edelleute in meiner Umgebung und würde Anstand nehmen, unter die Kugeln und Kanonen einen verheiratheten Mann, einen Familienvater zu schicken; ich würde auch für Bragelonne Anstand nehmen, ohne einen höhern Grund ein unbekanntes Mädchen auszustatten, denn das dürfte Eifersucht unter meinem Adel erregen.“

Athos verbeugte sich und antwortete nichts.

„Ist das Alles, was Ihr von mir erbitten wolltet?“ fügte Ludwig XIV. bei.

„Alles, Sire, und ich nehme Abschied von Eurer Majestät. Doch soll ich Raoul in Kenntniß setzen?“

„Ersparet Euch diese Mühe, ersparet Euch diese Widerwärtigkeit. Sagt dem Vicomte, morgen bei meinem Lever werde ich mit ihm sprechen; für heute Abend, Graf, seid Ihr bei meinem Spiel.“

„Ich bin in Reisekleidern, Sire.“

„Es wird, wie ich hoffe, ein Tag kommen, wo Ihr mich nicht verlaßt. Bald, Graf, wird die Monarchie so gestellt sein, daß sie allen Männern von Eurem Verdienst eine würdige Gastfreundschaft zu bieten vermag.“

„Sire, wenn ein König groß ist im Herzen seiner Unterthanen, so liegt wenig daran, welchen Palast er bewohnt, insofern er in einem Tempel angebetet wird.“

Nachdem Athos so gesprochen, verließ er das Cabinet und suchte Raoul wieder auf, der ihn erwartete.

„Nun, Herr?“ fragte der junge Mann.

„Raoul, der König ist gut gegen uns; vielleicht nicht in dem Sinn, in dem Ihr glaubt, doch er ist gut und edelmüthig gegen unser Haus.“

„Herr, Ihr habt mir eine schimme Nachricht mitzutheilen,“ rief der junge Mann erbleichend.

„Der König wird Euch morgen früh sagen, daß dies keine schlechte Nachricht ist.“

„Der König hat also nicht unterzeichnet?“

„Raoul, der König will Euren Vertrag selbst machen, und er will ihn so groß machen, daß ihm die Zeit dazu gebricht. Haltet Euch vielmehr an Eure Ungeduld, als an den guten Willen des Königs.“

Ganz bestürzt, weil er die Offenherzigkeit des Grafen und zugleich seine Gewandtheit kannte, blieb Raoul in eine düstere Betäubung versunken.

„Ihr begleitet mich nicht nach Hause?“ fragte Athos.

„Verzeiht, Herr, ich folge Euch,“ stammelte Bragelonne, und er stieg hinter dem Grafen die Stufen hinab.

„Oh!“ sagte plötzlich der letztere, „könnte ich nicht, während ich hier bin, Herrn d'Artagnan sehen?“

„Soll ich Euch in seine Wohnung führen?“ fragte Bragelonne.

„Ja, gewiß.“

„Dann müssen wir nach der andern Treppe gehen.“

Und sie änderten ihren Weg; doch als sie auf dem Ruheplatz der großen Gallerie ankamen, erblickte Raoul einen Lackei in der Livree des Grafen von Guiche, der ihm, als er seine Stimme hörte, sogleich entgegenlief.

„Was gibt es?“ sagte Raoul.

„Dieses Billet, . . . der Herr Graf erfuhr, Ihr wäret zurück, und hat Euch auf der Stelle geschrieben; ich suche Euch seit einer Stunde.“

Raoul näherte sich Athos, um den Brief zu entsiegeln.

„Ihr erlaubt, Herr?“ sagte er.

„Immerzu.“

„Lieber Raoul,“ schrieb der Graf, „ich habe ohne Verzug eine Angelegenheit von Belang abzumachen; ich weiß, daß Ihr hier eingetroffen seid, kommt schleunigst.“

Kaum hatte er gelesen, als ein Diener in der Livree von Buckingham aus der Gallerie hervorkam und sich Raoul, sobald er ihn erkannt hatte, ehrfurchtsvoll näherte.

„Von Mylord Herzog," sagte er.

„Ah!" rief Athos, „ich sehe, Raoul, daß Ihr schon in den Angelegenheiten steckt, wie der General einer Armee; ich verlasse Euch und werde Herrn d'Artagnan allein finden."

„Ich bitte, wollt mich entschuldigen," erwiederte Raoul.

„Ja, ja, ich entschuldige Euch; Gott befohlen, Raoul. Ihr findet mich zu Hause bis morgen; im Verlaufe des Tages dürfte ich nach Blois abreisen, wenn kein Gegenbefehl kommt."

„Ich werde Euch morgen meinen Respect bezeigen, Herr."

Athos entfernte sich.

Raoul öffnete den Brief von Buckingham.

„Herr von Bragelonne," schrieb der Herzog, „Ihr seid von allen Franzosen, die ich gesehen, derjenige, welcher mir am meisten gefällt; ich bedarf Eurer Freundschaft. Es ist mir eine gewisse in gutem Französisch geschriebene Botschaft zugekommen. Ich bin Engländer und befürchte, daß ich nicht gut genug verstehe. Ich weiß nur, daß der Brief mit einem guten Namen unterzeichnet ist. Werdet Ihr die Gefälligkeit haben, mich zu besuchen, denn ich erfahre, daß Ihr von Blois angekommen seid?

„Euer ergebener

„Villiers Herzog von Buckingham."

„Ich werde Deinen Herrn aufsuchen," sagte Raoul zu dem Diener von Guiche, indem er diesen entließ.

„Und in einer Stunde werde ich bei Herrn von Buckingham sein," fügte er, mit der Hand dem Boten des Herzogs ein Zeichen machend, bei.

Das

belletriſtiſche Ausland,

herausgegeben

von

Carl Spindler.

Kabinetsbibliothek

der

claſſiſchen Romane aller Nationen.

1023ſtes bis **1026**ſtes Bändchen.

Enthält:

Der Graf von Bragelonne

oder: Zehn Jahre nachher.

Fünfzehntes bis achtzehntes Bändchen.

Jedes Bändchen koſtet **6** Kreuzer oder **2** Neugroſchen.

Stuttgart.
Verlag der **Franckh**'ſchen Buchhandlung.
1849.

Durch alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz ist zu beziehen:

Das Kloster.

Weltlich und geistlich. Meist aus der älteren deutschen Volks=, Wunder=, Kuriosităten= und vorzugsweise komischen Literatur. Zur Kultur= und Sittengeschichte in Wort und Bild.

Zwölf Bände in 8. **Jeder** mehr als 1100 Seiten stark mit mehr als 100 werthvollen Holzschnitten und Kupfern.

Preis cartonnirt: à 3 Thaler 15 Ngr. oder fl. 6.

Der Inhalt dieser 12 Bände ist folgender:

1r. Band. Heitere Volksprediger. Brandt und Geiler Narrenschiff. Murner Schelmenzunft.
2r. „ Doctor Johann Faust. Erster Band.
3r. „ Christoph Wagner. Don Juan. Schwarzkünstler u. s. w. Zugleich zweiter Band vom Faust.
4r. „ Der Theuerdank. Murner Schriften, Narrenbeschwörung.
5r. „ Die Sage vom Faust. Faust auf der Volksbühne. Seine Zauberbibliothek ꝛc. Zugleich dritter Band vom Faust.
6r. „ Die gute alte Zeit. Erster Band.
7r. „ Der Festkalender. Von F. Nork.

8r. Band. Fischarts Geschichtklitterung und aller Praktik Großmutter. Murners Gäuchmatt.

9r. „ Mythologie der Volkssagen. Von F. Nork.

10r. „ Fischarts Ehezuchtbüchlein, podagraisches Trostbüchlein, Flohhatz ꝛc., Murner's lutherisches Narrenschiff.

11r. „ Faust im Reinen. Die Volksbücher von Faust und Wagner. Höllenzwang. Zugleich vierter Band vom Faust.

12r. „ Die Volksgebräuche u. s. w. Von F. Nork.

Stuttgart im Oktober 1849.

Franckh'sche Verlagshandlung.

Der

Graf von Bragelonne

oder:

Zehn Jahre nachher.

Von

Alexandre Dumas.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Zoller.

Zweite Fortsetzung
der „drei Musketiere."

Fünfzehntes bis achtzehntes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1849.

Digitized by Google

Sämmtliche Werke

von

Alexandre Dumas.

Deutsch

von

Dr. August Zoller.

Stuttgart.
Verlag der **Franckh**'schen Buchhandlung.
1849.

Digitized by Google

I.

Eine Menge Degenſtiche in's Waſſer.

Als ſich Raoul zu Herrn von Guiche begab, fand er dieſen mit Wardes und Manicamp plaudernd.

Seit dem Abenteuer mit der Schranke behandelte Wardes Raoul als Fremden.

Man hätte glauben ſollen, es wäre nichts zwiſchen ihnen vorgefallen, nur ſahen ſie aus, als kenneten ſie ſich nicht.

Raoul trat ein, Guiche kam ihm entgegen.

Raoul warf, während er Guiche die Hand drückte, einen raſchen Blick auf die beiden jungen Leute. Er hoffte in ihrem Geſichte zu leſen, was in in ihrem Geiſt vorging.

Wardes war kalt und unerforſchlich.

Manicamp ſchien in die Betrachtung einer Garnitur verſunken, die ihn ganz in Anſpruch nahm.

Guiche führte Raoul in ein anſtoßendes Cabinet und hieß ihn niederſitzen.

„Wie gut Du ausſiehſt!“ ſagte er zu ihm.

„Das iſt ſonderbar, denn ich bin durchaus nicht freudig geſtimmt,“ erwiederte Raoul.

„Gerade wie ich, nicht wahr, Raoul? Es geht ſchlecht mit der Liebe.“

„Bei Dir desto besser, Graf; die schlimmste Nachricht, das heißt diejenige, welche mich am meisten betrüben könnte, wäre eine gute Nachricht.“

„Oh! dann betrübe Dich nicht, denn ich bin nicht nur sehr unglücklich, sondern ich sehe auch glückliche Leute um mich her.“

„Das verstehe ich nicht,“ erwiederte Raoul; „erkläre Dich, mein Freund, erkläre Dich.“

„Du sollst es begreifen; vergebens bekämpfte ich das Gefühl, das Du hast in mir entstehen, in mir wachsen, sich meiner bemächtigen sehen; ich habe zugleich alle Deine Rathschläge und meine ganze Stärke zu Hülfe gerufen; ich habe das Unglück, in das ich mich versenkte, wohl erwogen; ich habe es sondirt und weiß, daß es ein Abgrund ist, doch gleichviel, ich werde meinen Weg verfolgen.“

„Wahnsinniger, Du kannst nicht einen Schritt mehr thun, ohne heute Deinen Ruin, morgen Deinen Tod zu wollen.“

„Es komme, was da will!“

„Guiche!“

„Alles ist von mir überlegt worden, höre mich.“

„Oh! Du glaubst, es werde Dir gelingen, Du glaubst, Madame werde Dich lieben.“

„Raoul, ich glaube nichts, ich hoffe, weil die Hoffnung im Menschen liegt und er bis zum Grabe darin lebt.“

„Ich will annehmen, Du erlangst das Glück, auf das Du hoffst, doch Du bist dann noch sicherer verloren, als wenn Du es nicht erlangst.“

„Raoul, ich flehe Dich an, unterbrich mich nicht; Du wirst mich nicht überzeugen, denn ich sage Dir zum Voraus, ich will nicht überzeugt sein; ich bin so weit gegangen, daß ich nicht mehr zurückweichen kann; ich habe so sehr gelitten, daß mir der Tod als eine Wohlthat erscheinen würde. Ich bin nicht mehr allein

verliebt bis zum Wahnsinn, ich bin eifersüchtig bis zur Wuth."

Raoul schlug mit einem Gefühle, das dem Zorn glich, seine Hände aneinander.

„Gut," sagte er.

„Gut oder schlecht, gleichviel. Höre, was ich von Dir fordere, von Dir, meinem Freund, meinem Bruder. Seit drei Tagen lebt Madame in der Trunkenheit der Feste. Am ersten Tag wagte ich es nicht, sie anzuschauen; ich haßte sie, weil sie nicht so unglücklich, als ich. Am andern Tag konnte ich sie nicht mehr aus dem Blick verlieren, und sie ihrerseits, — ja, ich glaubte es wenigstens zu bemerken, Raoul — sie schaute mich, wenn nicht mit einigem Mitleid, doch mit einiger Milde an. Aber zwischen ihre Blicke und die meinigen hat sich ein Schatten gestellt; das Lächeln eines Andern ruft immer ihr Lächeln hervor. Neben ihrem Pferd galoppirt ewig ein Pferd, das nicht das meinige ist; an ihr Ohr klingt unabläßig eine liebkosende Stimme, die nicht meine Stimme ist. Raoul, seit drei Tagen steht mein Kopf in Flammen und Feuer durchströmt meine Adern. Dieser Schatten, ich muß ihn verjagen; dieses Lächeln, ich muß es vertilgen; diese Stimme, ich muß sie ersticken."

„Du willst Monsieur tödten?" rief Raoul.

„Eil nein. Ich bin nicht eifersüchtig auf Monsieur; ich bin nicht eifersüchtig auf den Mann; ich bin eifersüchtig auf den Liebhaber."

„Auf den Liebhaber?"

„Hast Du ihn denn hier nicht wahrgenommen, Du, der Du dort so hellsehend warst?"

„Du bist eifersüchtig auf Herrn von Buckingham?"

„Zum Sterben."

„Abermals."

„Oh! diesmal wird die Sache leicht zwischen uns zu ordnen sein, ich bin ihm zuvorgekommen und habe ihm ein Billet geschickt."

„Ah! Du haſt ihm geſchrieben, Du!“

„Woher weißt Du es?“

„Ich weiß es, weil er es mir mitgetheilt hat. Sieh,“ erwiederte Raoul.

Und er reichte Guiche den Brief, den er beinahe zu gleicher Zeit mit dem ſeinigen empfangen hatte.

Guiche las gierig.

„Das iſt die Handlungsweiſe eines braven und beſonders muthigen Mannes,“ ſagte er.

„Ja, gewiß der Herzog iſt ein biederer und muthiger Mann; ich brauche Dich nicht zu fragen, ob Du ihm in eben ſo guten Ausdrücken geſchrieben haſt.“

„Ich werde Dir meinen Brief zeigen, wenn Du ihn in meinem Namen beſuchſt.“

„Das iſt beinahe unmöglich.“

„Was?“

„Daß ich ihn beſuche.“

„Warum?“

„Der Herzog zieht mich zu Rathe, und Du thuſt das auch.“

„Oh! ich denke, Du wirſt mir den Vorzug geben. Höre, was ich Dich Seiner Herrlichkeit zu ſagen bitte... Es iſt ganz einfach ... An einem von dieſen Tagen, heute, morgen, übermorgen, an welchem Tag es ihm angenehm iſt, will ich ihn in Vincennes treffen.“

„Ueberlege.“

„Ich glaubte Dir ſchon geſagt zu haben, es ſei Alles von mir überlegt worden.“

„Der Herzog iſt ein Fremder; er hat eine Sendung, die ihn unverletzlich macht. Vincennes iſt ganz nahe bei der Baſtille.“

„Die Folgen ſind meine Sache.“

„Doch der Grund dieſes Zuſammentreffens? Welchen Grund ſoll ich ihm angeben?“

„Sei unbeſorgt, er wird Dich nicht nach einem Grund fragen. Der Herzog muß meiner eben ſo müde ſein, als ich ſeiner überdrüſſig bin, der Herzog muß

mich eben so sehr hassen, als ich ihn hasse. Ich ersuche Dich also, gehe zum Herzog, und wenn ich ihn bitten muß, meinen Vorschlag anzunehmen, so werde ich ihn bitten."

„Das ist unnöthig . . . Der Herzog hat mir geschrieben, er wolle mich sprechen. Er ist zum Spiel beim König. Gehen wir Beide dahin. Ich nehme ihn in die Gallerie. Du bleibst beiseit . . . Zwei Worte werden genügen."

„Es ist gut, ich will Wardes mitnehmen, der mir zum Anhalte dienen soll."

„Warum nicht Manicamp? Wardes wird uns immerhin wieder treffen, wenn wir ihn auch hier lassen."

„Ja, das ist wahr."

„Er weiß nichts?"

„Oh! durchaus nichts. Ihr steht also immer noch kalt mit einander?"

„Hat er Dir nichts erzählt?"

„Nein."

„Ich liebe diesen Menschen nicht, und da ich ihn nie geliebt habe, so entspringt aus dieser Antipathie, daß ich heute nicht kälter gegen ihn bin, als ich es gestern war."

„Laß uns nun gehen."

Alle Vier gingen hinab. Der Wagen von Guiche wartete vor der Thüre und führte sie nach dem Palais Royal.

Unter Weges schmiedete sich Raoul ein Thema. Da er allein in die zwei Geheimnisse eingeweiht war, so verzweifelte er nicht, eine Beilegung zwischen den beiden Partien herbeizuführen.

Er wußte, daß er auf Buckingham Einfluß hatte, und kannte sein Ansehen bei Guiche: die Dinge kamen ihm durchaus nicht so verzweifelt vor.

Als Raoul in die von Lichtern strahlende Gallerie kam, wo sich die schönsten und vornehmsten Frauen des Hofes wie Gestirne in ihrer Flammenatmosphäre be-

wegten, konnte er nicht umhin, einen Augenblick Guiche zu vergeſſen, um Louiſe anzuſchauen, die mitten unter ihren Gefährtinnen, wie eine bezauberte Taube, mit ihren Augen den ganz von Gold und Diamanten ſchimmernden königlichen Kreis verſchlang.

Die Männer ſtanden, der König allein ſaß.

Raoul erblickte Buckingham.

Er war zehn Schritte von Monſieur in einer Gruppe von Engländern und Franzoſen, welche die Vornehmheit ſeiner Perſon und die unvergleichliche Pracht ſeiner Kleider bewunderten.

Einige von den alten Höflingen erinnerten ſich, ſeinen Vater geſehen zu haben, und dieſe Erinnerung that dem Sohn keinen Eintrag.

Buckingham plauderte mit Fouquet. Fouquet ſprach ganz laut mit ihm über Belle-Isle.

„Ich kann ihn in dieſem Augenblick nicht anreden," ſagte Raoul.

„Warte und wähle Deine Gelegenheit, doch mache Alles zur Stunde ab, denn ich brenne."

„Halt, hier iſt unſer Retter," ſagte Raoul, als er d'Artagnan erblickte, der, prächtig in ſeinem neuen Kleid als Kapitän der Musketiere, ſo eben einen Eroberereinzug in die Gallerie gehalten hatte.

Und er wandte ſich gegen d'Artagnan.

„Der Graf de la Fère ſuchte Euch, Chevalier," ſagte Raoul.

„Ja," erwiederte d'Artagnan, „ich komme gerade von ihm."

„Ich glaubte zu begreifen, Ihr müßtet einen Theil der Nacht mit einander zubringen."

„Wir haben uns wieder zuſammenbeſchieden."

Während er ſo Raoul antwortete, ſchweiften die Blicke von d'Artagnan nach rechts und links und ſuchten in der Menge irgend Jemand oder in den Gemächern irgend Etwas.

Plötzlich wurde sein Auge starr wie das des Adlers, der seine Beute erschaut.

Raoul folgte der Richtung dieses Blickes. Er sah, daß Guiche und d'Artagnan sich grüßten; aber er konnte nicht unterscheiden, auf wen das so stolze und so neugierige Auge des Kapitäns geheftet war.

„Herr Chevalier," sagte Raoul, „Ihr allein könnt mir einen Dienst leisten."

„Welchen, mein lieber Vicomte?"

„Es handelt sich darum, Herrn von Buckingham zu belästigen, dem ich ein paar Worte zu sagen habe; und da Herr von Buckingham mit Herrn Fouquet spricht, so seht Ihr wohl ein, daß ich mich nicht mitten in das Gespräch werfen kann."

„Ah! ah! Herr Fouquet, er ist da?" fragte d'Artagnan.

„Seht, dort ist er."

„Meiner Treue, ja. Und Du glaubst, ich habe mehr Recht, als Du?"

„Ihr seid ein angesehenerer und bedeutenderer Mann."

„Ah! es ist wahr, ich bin Kapitän der Musketiere; man hatte mir diesen Grad schon so lange versprochen, und ich habe ihn erst so kurz, daß ich immer meine Würde vergesse."

„Nicht wahr, Ihr leistet mir diesen Dienst?"

„Teufel, Herr Fouquet!"

„Habt Ihr etwas gegen ihn?"

„Nein, er dürfte eher etwas gegen mich haben, doch da früher oder später . . ."

„Seht, ich glaube, er schaut Euch an; oder sollte es wohl . . ."

„Nein, nein, Du irrst Dich nicht, mir erweist er diese Ehre."

„Dann ist der Augenblick günstig."

„Du glaubst?"

„Ich bitte Euch, geht."

„Ich gehe.“

Guiche verlor Raoul nicht aus dem Blick; Raoul bedeutete ihm durch ein Zeichen, Alles sei angeordnet.

D'Artagnan ging gerade auf die Gruppe zu und grüßte Herrn Fouquet wie die Andern höflich.

„Guten Morgen, Herr d'Artagnan. Wir sprachen von Belle-Isle-en-Mer.“ sagte Fouquet mit jener Weltgewandtheit und jener Wissenschaft des Blicks, welche gut zu erlernen ein halbes Leben erfordern, und wozu gewisse Leute trotz ihres Studiums nie gelangen.

„Ah! ah! von Belle-Isle-en-Meer,“ erwiederte d'Artagnan. „Ich glaube, das gehört Euch?“

„Herr Fouquet sagt mir so eben, er habe es dem König geschenkt,“ sprach Buckingham. „Ihr Diener, Herr d'Artagnan.“

„Kennt Ihr Belle-Isle, Chevalier?“ fragte Fouquet den Musketier.

„Ich bin ein einziges Mal dort gewesen, mein Herr,“ antwortete d'Artagnan als ein Mann von Geist und Beherztheit.

„Seid Ihr lange dort geblieben?“

„Kaum einen Tag.“

„Und Ihr habt dort gesehen?“

„Alles, was man an einem Tag sehen kann.“

„Für Euren Blick, mein Herr, ist ein Tag viel.“

D'Artagnan verbeugte sich.

Während dieser Zeit machte Raoul Buckingham ein Zeichen.

„Herr Oberintendant,“ sprach Buckingham, „ich lasse Euch den Kapitän, der sich besser als ich auf Basteien, Escarpen und Contre-escarpen versteht, und will zu einem Freund gehen, der mir ein Zeichen macht. Ihr begreift . . .“

Buckingham trennte sich in der That von der Gruppe und ging auf Raoul zu, wobei er jedoch einen Augenblick bei dem Tische stehen blieb, wo Ma-

dame, die Königin Mutter, der König und die Königin spielten.

„Auf, Raoul," sagte Buckingham, „hier ist er, fest und geschwinde."

Buckingham, nachdem er Madame ein Kompliment gemacht hatte, ging weiter zu Raoul.

Raoul kam ihm entgegen. Guiche blieb an seinem Platz. Er folgte mit den Augen.

Die Bewegung war so combinirt, daß das Zusammentreffen der zwei jungen Leute in dem leer gebliebenen Raume zwischen der Gruppe des Spiels und der Gallerie stattfand, in der einige ernste Edelleute auf und abgingen, welche von Zeit zu Zeit, um zu plaudern, stehen blieben.

In dem Augenblick aber, wo die zwei Linien sich vereinigen sollten, wurden sie durch eine dritte gebrochen.

Es war Monsieur, der auf den Herzog von Buckingham zuschritt.

Monsieur hatte auf seinen rosenfarbigen und pommadirten Lippen sein freundlichstes Lächeln.

„Ei! mein Gott!" sagte er mit einer einnehmenden Artigkeit, „was habe ich so eben hören müssen, mein lieber Herzog?"

Buckingham wandte sich um, er hatte Monsieur nicht gesehen und nur seine Stimme gehört.

Er bebte unwillkührlich. Eine leichte Bläße überzog seine Wangen.

„Monseigneur," fragte er, „was hat man Eurer Hoheit gesagt, was dieses große Erstaunen bei ihr zu verursachen scheint?"

„Etwas, was mich in Verzweiflung bringt," erwiederte der Prinz, „etwas, was eine Trauer für den ganzen Hof sein wird."

„Ah! Euere Hoheit ist zu gut, denn ich sehe, daß sie von meiner Abreise spricht."

„Ganz richtig."

„Ach! Monseigneur, da ich kaum seit fünf bis sechs

Tagen in Paris bin, so kann meine Abreise nur für mich eine Trauer sein."

Guiche hörte dieses Wort von dem Platze aus, wo er stehen geblieben war, und bebte ebenfalls.

„Seine Abreise!" murmelte er. „Was sagt er denn?"

Philipp fuhr mit derselben liebreichen Miene fort: „Daß Euch der König von Großbritannien zurückberuft, begreife ich; man weiß, daß Seine Majestät, Karl II., der sich auf Edelleute versteht, Eurer nicht entbehren kann. Daß wir Euch aber ohne Bedauern verlieren würden, das ließe sich nicht begreifen; empfangt also den Ausdruck meines Bedauerns."

„Monseigneur," erwiederte Buckingham, „ich glaube, wenn ich den französischen Hof verlasse . . ."

„So geschieht es, weil man Euch zurückberuft, ich sehe das ein; glaubt Ihr aber, mein Wunsch habe einiges Gewicht beim König, so erbiete ich mich, Seine Majestät König Karl II. zu bitten, Euch noch einige Zeit bei uns zu lassen."

„Ihr überhäuft mich mit Artigkeit, Monseigneur, aber ich habe strengen Befehl erhalten. Mein Aufenthalt in Frankreich war beschränkt, und ich habe ihn auf die Gefahr, meinem allergnädigsten Souverain zu mißfallen, verlängert. Heute erst erinnere ich mich, daß ich seit vier Tagen abgereist sein sollte."

„Ah!" machte Monsieur.

„Ja," fügte Buckingham bei, indem er die Stimme so erhob, daß er von den Prinzessinnen gehört werden konnte, „doch ich gleiche jenem Mann im Orient, der auf mehrere Tage närrisch darüber wurde, daß er einen schönen Traum gehabt hatte, an einem schönen Morgen aber geheilt, das heißt vernünftig erwachte. Der Hof von Frankreich hat Berauschungen, welche jenem Traume gleichen mögen, Monseigneur, doch man erwacht endlich und reist ab. Ich vermöchte meinen Aufenthalt nicht zu

verlängern, wie Eure Hoheit es von mir zu fordern die Gnade hat."

„Und wann reist Ihr ab?" fragte Philipp mit einer sorglichen Miene.

„Morgen, Monseigneur ... Meine Equipagen sind schon seit drei Tagen bereit."

Der Herzog von Orleans machte eine Bewegung mit dem Kopf, welche bedeutete:

„Da es ein fester Entschluß ist, Herzog, so läßt sich nichts dagegen sagen."

Buckingham erhob die Augen zu den Königinnen; sein Blick begegnete dem von Anna von Oesterreich, die ihm dankte und ihm durch eine Geberde Beifall spendete.

Buckingham erwiederte diese Geberde dadurch, daß er unter einem Lächeln die Beklemmung seines Herzens verbarg.

Monseigneur entfernte sich auf dem Wege, auf dem er gekommen war.

Zu gleicher Zeit aber kam Guiche von der entgegengesetzten Seite heran.

Raoul befürchtete, der ungeduldige junge Mann wolle seinen Vorschlag selbst machen, und warf sich ihm entgegen.

„Nein, nein, Raoul, nun ist Alles unnöthig," sprach Guiche, indem er dem Herzog beide Hände reichte und ihn hinter eine Säule zog.

„Oh! Herzog! Herzog!" sagte Guiche, „verzeiht mir, was ich Euch geschrieben habe; ich war ein Narr. Gebt mir meinen Brief zurück."

„Es ist wahr," erwiederte der junge Herzog mit einem schwermüthigen Lächeln. „Ihr könnt mir nicht mehr grollen."

„Oh! Herzog, Herzog, entschuldigt mich! ... Meine Freundschaft, meine ewige Freundschaft ..."

„In der That, warum solltet Ihr mir böse sein,

Graf, sobald ich sie verlasse, sobald ich sie nicht mehr sehen werde."

Raoul hörte diese Worte, er begriff, seine Gegenwart wäre fortan zwischen den zwei jungen Leuten, die sich nur befreundete Worte zu sagen hatten, unnöthig, und wich ein paar Schritte zurück.

Diese Bewegung brachte ihn in die Nähe von Wardes.

Wardes sprach mit dem Chevalier von Lorraine von der Abreise von Buckingham.

„Ein vernünftiger Ruckzug!" sagte er.

„Warum?"

„Weil er dem lieben Herzog einen Degenstich erspart."

Und Beide lachten.

Hierüber entrüstet wandte sich Raoul die Stirne gefaltet, das Blut in den Schläfen, die Lippen verächtlich um.

Der Chevalier von Lorraine drehte sich auf seinen Absätzen; Wardes blieb fest und wartete.

„Mein Herr," sprach Raoul zu Wardes, „Ihr werdet es Euch also nicht abgewöhnen, die Abwesenden zu beleidigen: gestern war es Herr d'Artagnan, heute ist es Herr von Buckingham."

„Herr," erwiederte Wardes, „Ihr wißt wohl, daß ich auch zuweilen die Anwesenden beleidige."

Wardes berührte Raoul; ihre Schultern stützten sich an einander, ihre Gesichter neigten sich gegen einander, als wollten sie sich gegenseitig mit dem Feuer ihres Hauches und ihres Zornes entzünden.

Man fühlte, daß der Eine auf dem Gipfel seines Hasses, der Andere am Ende seiner Geduld war.

Plötzlich hörten sie eine liebreiche, höfliche Stimme, welche hinter ihnen sagte:

„Ich glaube, man hat mich genannt."

Sie wandten sich um, es war d'Artagnan, der mit

freundlichem Auge und lächelndem Mund seine Hand auf die Schulter von Wardes legte.

Raoul trat einen Schritt zurück, um dem Musketier Platz zu machen.

Wardes bebte am ganzen Leib, rührte sich aber nicht.

Immer lächelnd, nahm d'Artagnan den Platz ein, den ihm Raoul überließ.

„Ich danke, mein lieber Raoul," sagte er. „Herr von Wardes, ich habe mit Euch zu sprechen. Entfernt Euch nicht, Raoul; alle Welt kann hören, was ich Herrn von Wardes zu sagen habe."

Dann verschwand sein Lächeln, und sein Blick wurde kalt und spitzig wie eine stählerne Klinge.

„Ich bin zu Euren Befehlen, mein Herr," sagte Wardes.

„Mein Herr," sprach d'Artagnan, „seit langer Zeit suchte ich eine Gelegenheit, mit Euch zu plaudern; heute erst habe ich sie gefunden. Was den Ort betrifft, so ist er schlecht gewählt, das gebe ich zu; doch wenn Ihr Euch zu mir bemühen wollt: meine Wohnung ist gerade an der Treppe, welche nach der Gallerie ausmündet."

„Ich folge Euch, mein Herr," antwortete Wardes.

„Seid Ihr allein hier?"

„Nein, ich habe die Herren Manicamp und von Guiche, zwei von meinen Freunden."

„Gut," sprach d'Artagnan, „doch zwei Personen, das ist wenig. Ihr werdet wohl noch einige finden?"

„Gewiß!" erwiederte der junge Mann, der nicht wußte, worauf d'Artagnan abzielte. „So viel Ihr wollt."

„Freunde?"

„Ja, mein Herr."

„Gute Freunde?"

„Allerdings."

„Nun, so versehet Euch damit, ich bitte Euch darum. Und Ihr, Raoul, kommt . . . Bringt auch Herrn von

Guiche; bringt Herrn von Buckingham, wenn es Euch beliebt."

„Oh! mein Gott, Herr, wie viel Lärmen!" sagte Wardes, der zu lächeln suchte.

Der Kapitän, machte mit der Hand ein kleines Zeichen, um ihm Geduld zu empfehlen.

„Ich bin stets ruhig," sagte Wardes.

„Ich erwarte Euch also," sprach d'Artagnan.

„Erwartet mich."

„Auf Wiedersehen."

Nach diesem Wort wandte sich der Kapitän der Musketiere nach seiner Wohnung.

II.

Fortsetzung einer Menge von Degenstichen in's Wasser.

Das Zimmer von d'Artagnan war nicht verlassen: der Graf de la Fère wartete in einer Fenstervertiefung sitzend.

„Nun?" fragte er d'Artagnan, als er ihn zurückkehren sah.

„Nun!" antwortete dieser, „Herr von Wardes will mir die Ehre erweisen, mir einen kleinen Besuch zu machen, und zwar in Gesellschaft von einigen von seinen und von unseren Freunden."

Es erschienen wirklich hinter dem Musketier Wardes und Manicamp.

Guiche und Buckingham folgten ihnen sehr erstaunt, da sie nicht wußten, was man von ihnen wollte.

Raoul kam mit einigen Edelleuten. Sein Blick schweifte bei seinem Eintritt auf allen Theilen des Zim-

mers umher. Er gewahrte den Grafen und ſtellte ſich neben ihn.

D'Artagnan empfing ſeine Beſuche mit aller Höflichkeit, der er fähig war.

Er hatte ſein ruhiges, artiges Geſicht behalten.

Alle Anweſenden waren Leute von Diſtinction, die einen Poſten bei Hofe einnahmen.

Dann, nachdem er ſich bei Jedem, daß er ihn bemüht, entſchuldigt hatte, wandte er ſich gegen Wardes um, der, trotz ſeiner Selbſtbeherrſchung, es nicht verhindern konnte, daß ſeine Phyſiognomie Verwunderung gemiſcht mit Beſorgniß ausdrückte.

„Mein Herr," ſprach er „nun, da wir außerhalb des Palaſts des Königs ſind, nun, da wir laut reden können, ohne den Anſtand zu verletzen, will ich Euch kundgeben, warum ich mir die Freiheit genommen habe, Euch zu bitten, zu mir zu kommen und zugleich dieſe Herren hierher zu rufen.

„Ich habe durch den Herrn Grafen de la Fère, meinen Freund, erfahren, welche beleidigende Gerüchte über mich von Euch ausgeſtreut worden ſind; Ihr habt mir geſagt, Ihr haltet mich für Euren Todfeind, in Betracht, daß ich der Eures Vaters geweſen ſei."

„Das iſt wahr, mein Herr, ich habe das geſagt," erwiederte Wardes, deſſen Bläſſe ſich mit einer leichten Flamme färbte.

„Ihr beſchuldigt mich alſo eines Verbrechens, eines Fehlers oder einer Feigheit. Ich bitte Euch, Eure Beſchuldigung beſtimmt auszuſprechen."

„Vor Zeugen, mein Herr!"

„Ja, gewiß, vor Zeugen, und Ihr ſeht, daß ich erfahrene in Dingen der Ehre gewählt habe."

„Ihr würdigt die Zartheit meines Benehmens nicht, mein Herr. Es iſt wahr, ich habe Euch beſchuldigt, aber ich habe das Geheimniß der Anklage für mich behalten. Ich bin in keine Einzelheit eingegangen, ich habe mich damit begnügt, daß ich meinen Haß vor

Personen aussprach, für die es beinahe eine Pflicht war, Euch damit bekannt zu machen. Ihr habt meiner Discretion keine Rechnung getragen, obgleich mein Stillschweigen in Eurem Interesse lag. Darin erkenne ich Eure gewöhnliche Klugheit nicht, Herr d'Artagnan."

D'Artagnan biß sich auf das Ende seines Schnurrbarts und erwiederte:

„Mein Herr, ich habe schon die Ehre gehabt, Euch zu bitten, Ihr möget die Beschwerden, die Ihr gegen mich habt, deutlich und unumwunden aussprechen."

„Ganz laut?"

„Bei Gott!"

„Ich werde also sprechen."

„Sprecht, mein Herr," sagte d'Artagnan sich verbeugend, „wir hören Euch alle."

„Nun wohl, mein Herr, es handelt sich nicht um ein Unrecht gegen mich, sondern um ein Unrecht gegen meinen Vater."

„Ihr habt das schon gesagt."

„Ja, aber es gibt gewisse Dinge, die man nur mit Zögern zur Sprache bringt."

„Wenn dieses Zögern wirklich besteht, so bitte ich Euch, es zu überwinden."

„Selbst, falls es eine schmähliche Handlung beträfe?"

„In jedem Fall."

Die Zeugen dieser Scene fingen an sich mit einer gewissen Unruhe anzuschauen. Sie beruhigten sich indessen wieder, als sie sahen, daß das Gesicht von d'Artagnan durchaus keine Aufregung offenbarte.

Wardes schwieg.

„Sprecht, mein Herr," sagte der Musketier. „Ihr seht wohl, daß Ihr uns warten laßt."

„Nun! so hört. Mein Vater liebte eine Frau, eine edle Frau; diese Frau liebte meinen Vater."

D'Artagnan wechselte einen Blick mit Athos.

Wardes fuhr fort:

„Herr d'Artagnan fing die Briefe auf, die ein

Rendezvous bezeichneten, nahm unter einer Verkleidung die Stelle desjenigen ein, welchen man erwartete, und mißbrauchte die Dunkelheit."

„Das ist wahr," sagte d'Artagnan.

Ein leichtes Gemurmel machte sich unter den Anwesenden hörbar.

„Ja, ich habe diese schlimme Handlung begangen. Da Ihr so unparteiisch seid, mein Herr, so hättet Ihr sogar beifügen müssen, ich sei zur Zeit, wo das Ereigniß, dessen Ihr mich beschuldigt, vorfiel, noch nicht ein und zwanzig Jahre alt gewesen."

„Die Handlung ist darum nicht minder schmählich," entgegnete Wardes; „und das Alter der Vernunft genügt für einen Edelmann, um keine Unzartheit zu begehen."

Es entstand abermals ein Gemurmel, doch ein Gemurmel der Verwunderung und beinahe des Zweifels.

„In der That, es war ein schmählicher, hinterlistiger Streich," sagte d'Artagnan, „und ich habe nicht gewartet, bis mir Herr von Wardes denselben vorgeworfen, um mir ihn selbst, und zwar sehr bitter zum Vorwurf zu machen. Ich bin durch das Alter redlicher und besonders vernünftiger geworden, und ich habe dieses Unrecht durch langes Bedauern gesühnt. Doch ich appellire an Euch, meine Herren, dies geschah im Jahre 1626, und das war eine Zeit, — zum Glück für Euch wißt Ihr das nur durch die Ueberlieferung — und das war eine Zeit, wo man sich in der Liebe nicht skrupulös benahm, wo die Gewissen nicht wie heut zu Tage den Honig und die Myrrhe distillirten. Wir waren junge Soldaten, stets schlagend, stets geschlagen, beständig den Degen aus der Scheide, oder wenigstens halb gezogen; immer zwischen zwei Todten; der Krieg machte uns hart, und der Cardinal machte uns eilfertig. Kurz ich habe bereut, und ich bereue noch, Herr von Wardes."

„Ja, mein Herr, ich begreife das, denn die Handlung ließ die Reue zu, doch Ihr habt darum nicht

minder den Untergang einer Frau verursacht. Niedergebeugt durch ihre Schmach, floh diejenige, von welcher Ihr sprecht, verließ Frankreich, und man hat nie mehr erfahren, was aus ihr geworden ist."

„Oh!" entgegnete der Graf de la Fère, indem er die Arme gegen Herr von Wardes mit einem finsteren Lächeln ausstreckte, „doch, mein Herr, man hat sie gesehen, und es gibt sogar hier Personen, die sie, da sie von ihr sprechen hörten, an dem Portrait, das ich von ihr geben will, zu erkennen vermögen.

„Es war eine Frau von fünfundzwanzig Jahren, mager, bleich und blond; sie hatte sich in England verheirathet."

„Verheirathet!" rief Wardes.

„Ah! Ihr wißt nicht, daß sie verheirathet war? Ihr seht, wir sind besser unterrichtet, als Ihr, Herr von Wardes. Ist es Euch bekannt, daß man sie gewöhnlich Mylady nannte, ohne irgend einen Namen dieser Standesbezeichnung beizufügen?"

„Ja, mein Herr, ich weiß das."

„Mein Gott!" murmelte Buckingham.

„Nun wohl! diese Frau, welche von England kam, kehrte nach England zurück, nachdem sie dreimal den Tod von Herrn d'Artagnan conspirirt hatte. Das war Gerechtigkeit, nicht wahr? Es mag sein: Herr d'Artagnan hatte sie beleidigt. Aber nicht mehr Gerechtigkeit war es, daß diese Frau in England durch ihre Verführungskünste einen jungen Mann eroberte, der im Dienste von Lord Winter stand und Felton hieß. Ihr erbleicht, Mylord von Buckingham; Eure Augen entzünden sich zugleich vor Zorn und Schmerz. So vollendet die Erzählung, Mylord, und sagt Herrn von Wardes, wer die Frau war, die dem Mörder Eures Vaters das Messer in die Hand gab."

Ein Schrei drang aus Aller Mund hervor. Der junge Herzog fuhr mit einem Sacktuch über seine von Schweiß übergossene Stirne.

Es trat ein tiefes Stillschweigen unter allen Anwesenden ein.

„Ihr seht, Herr von Wardes," sagte d'Artagnan, auf den diese Erzählung einen um so größeren Eindruck machte, als seine eigenen Erinnerungen sich mit den Worten von Athos vermischten, „Ihr seht, daß mein Verbrechen nicht die Ursache des Verlusts einer Seele gewesen ist, und daß diese Seele ganz und gar vor meiner Reue verloren war. Das ist also wohl ein Akt des Gewissens. Nun aber, da dies festgestellt, Herr von Wardes, habe ich Euch in Demuth um Verzeihung wegen der schmählichen Handlung zu bitten, wie ich gewiß Euren Vater darum gebeten haben würde, wenn er noch am Leben, und wenn ich ihn bei meiner Rückkehr nach Frankreich nach dem Tod von Karl I. getroffen hätte."

„Aber das ist zu viel, Herr d'Artagnan!" riefen lebhaft mehrere Stimmen.

„Nein, meine Herren," erwiederte der Kapitän. „Herr von Wardes, ich hoffe, es ist nun Alles zwischen uns beendigt, und es wird Euch nicht mehr einfallen, schlecht von mir zu sprechen. Nicht wahr, es ist eine bereinigte Sache?"

Herr von Wardes verbeugte sich, einige Worte stammelnd.

„Ich hoffe auch," fuhr d'Artagnan fort, indem er sich dem jungen Mann nährete, „ich hoffe auch, Ihr werdet nicht mehr schlimm von irgend Jemand sprechen, wie dies Eure ärgerliche Gewohnheit ist: denn Ihr, ein so gewissenhafter, ein so puritanischer Mann, wie Ihr seid, Ihr, der Ihr eine Jugendlapperei einem alten Soldaten nach dreißig Jahren vorwerft, Ihr, der Ihr diese Gewissensreinheit aufsteckt, übernehmt Euererseits die stillschweigende Verpflichtung, nichts gegen das Gewissen und die Ehre zu thun. Höret nun wohl, was ich Euch noch zu sagen habe, Herr von Wardes: hütet Euch wohl, daß nicht eine Geschichte, bei der Euer Name figurirt, mir zu Ohren kommt."

„Mein Herr," entgegnete Wardes, „es ist unnöthig, daß Ihr mir um nichts droht."

„Oh! ich bin noch nicht zu Ende, Herr von Wardes," sagte d'Artagnan, „und Ihr seid verurtheilt, mich noch anzuhören."

Der Kreis näherte sich neugierig.

„Ihr sprachet vorhin von der Ehre einer Frau und von der Ehre Eures Vaters. Ihr gefielet uns, indem Ihr so sprachet; denn es ist ein süßer Gedanke, daß dieses Gefühl der Zartheit und Redlichkeit, das, wie es scheint, nicht in unserer Seele lebte, in der Seele unserer Kinder lebt, und es ist endlich schön, einen jungen Mann in dem Alter, wo man gewöhnlich den Dieb der Ehre der Frauen macht, diese achten und vertheidigen zu sehen."

Wardes preßte die Lippen zusammen und schloß die Fäuste, offenbar sehr unruhig, zu erfahren, wie diese Rede, deren Eingang sich so schlimm ankündigte, endigen würde.

„Wie kommt es denn," fuhr d'Artagnan fort, „wie kommt es denn, daß Ihr Euch erlaubt habt, dem Herrn Vicomte von Bragelonne zu sagen, er kenne seine Mutter nicht?"

Die Augen von Raoul funkelten.

„Oh!" rief er vorstürzend, „Herr Chevalier! Herr Chevalier! das ist eine Angelegenheit, die mich persönlich betrifft."

Wardes lächelte boshaft.

D'Artagnan schob Raoul mit dem Arme zurück und sprach:

„Unterbrecht mich nicht, junger Mann."

Und Wardes mit dem Blick beherrschend fuhr er fort:

„Ich behandle hier eine Frage, die sich nicht durch das Schwert lösen läßt. Ich behandle sie vor Ehrenmännern, die alle mehr als einmal zum Degen gegriffen haben. Ich habe sie absichtlich ausgewählt. Diese Herren wissen aber nun, daß jedes Geheimniß, für das man

ſich ſchlägt, ein Geheimniß zu ſein aufhört. Ich wiederhole alſo meine Frage an Herrn von Wardes. Zu welchem Ende habt Ihr dieſen jungen Mann beleidigt, indem Ihr zugleich ſeinen Vater und ſeine Mutter beleidigtet?"

„Mir ſcheint," erwiederte Wardes, „die Worte ſind frei, wenn man ſich anbietet, ſie durch alle Mittel zu behaupten, die zur Verfügung eines wackern Mannes ſtehen."

„Oh! mein Herr, ſagt mir, welche Mittel ſind es, mit deren Hülfe ein wackerer Mann ein boshaftes Wort zu behaupten vermag? Durch den Degen, nicht wahr? Ihr entbehrt nicht nur der Logik, wenn Ihr das ſagt, ſondern auch der Religion und der Ehre; Ihr gebt das Leben mehrerer Menſchen preis, von dem Eurigen nicht zu reden, das mir ſehr gefährdet zu ſein ſcheint. Jede Mode geht aber vorüber, mein Herr, und die Mode der Duelle iſt vorübergegangen, abgeſehen von den Edicten Seiner Majeſtät, die den Zweikampf verbieten. Um alſo folgerecht bei Euren ritterlichen Ideen zu ſein, werdet Ihr Euch bei Herrn Raoul von Bragelonne entſchuldigen, Ihr werdet ihm ſagen, Ihr bedauert, ein leichtſinniges Wort geſprochen zu haben; der Adel ſeines Geſchlechts ſei ihm nicht nur ins Herz, ſondern auch in alle Handlungen ſeines Lebens geſchrieben, Ihr werdet das thun, wie ich es ſo eben gethan habe, ich, ein alter Kapitän, vor Eurem Flaumbart."

„Und wenn ich es nicht thue?" fragte Wardes.

„Nun, ſo wird geſchehen . . ."

„Was Ihr zu verhindern glaubt," ſagte Wardes lachend, „es wird geſchehen, daß Eure Verſöhnungslogik auf eine Verletzung der Verbote des Königs ausläuft."

„Wie, mein Herr," entgegnete d'Artagnan ruhig, „Ihr ſeid in einem Irrthum begriffen."

„Was wird denn geſchehen?"

„Ich werde mich zum König begeben, mit dem ich ſehr gut ſtehe, zum König, dem ich einige Dienſte, die

sich von einer Zeit datiren, wo Ihr noch nicht geboren waret, zu leisten das Glück hatte, zum König, der mir auf meine Bitte ein Blankett für Herrn Baisemeaux von Montlezun, den Gouverneur den Bastille, geschickt hat, und dem König werde ich sagen:

„„Sire, ein Mensch hat feiger Weise Herrn von Bragelonne in der Person seiner Mutter beleidigt. Ich habe den Namen dieses Menschen in den Geheimbrief geschrieben, den Ihr mir zu geben die Gnade hattet, so daß Herr von Wardes auf drei Jahre in der Bastille ist.„„

Hiebei zog d'Artagnan aus seiner Tasche den vom König unterzeichneten Brief und reichte ihn Wardes.

Dann, als er sah, daß der junge Mann nicht überzeugt war und seine Rede für eine leere Drohung hielt, zuckte er die Achseln und wandte sich kalt nach dem Tisch, worauf ein Schreibzeug mit einer Feder, deren Länge den Topographen Porthos erschreckt hätte.

Da erkannte Wardes die Drohung als äußerst ernst. Die Bastille war zu jener Zeit etwas Furchtbares.

Er machte einen Schritt gegen Raoul und sagte mit beinahe unverständlicher Stimme:

„Mein Herr, ich drücke gegen Euch die Entschuldigung aus, die mir so eben Herr d'Artagnan dictirt hat, und die ich auszudrücken gezwungen bin."

„Geduld, Geduld, mein Herr," erwiederte der Musketier mit der größten Ruhe, „Ihr täuscht Euch in den Worten. Ich habe nicht gesagt: Und die ich auszudrücken gezwungen bin; ich habe gesagt: Und die mein Gewissen gegen Euch auszudrücken mich bewegt. Glaubt mir, dieses Wort ist viel mehr werth, als das andere; es wird um so mehr werth sein, als es der wahre Ausspruch Eurer Gefühle ist."

„Ich unterzeichne also," sagte Wardes. „Doch in der That, meine Herren, Ihr müßt gestehen, ein Degenstich durch den Leib, wie man sie sich früher gab, war besser als eine solche Tyrannei."

„Nein, mein Herr,“ erwiederte Buckingham, „denn der Degenstich, wenn Ihr ihn empfangt, bezeichnet nicht, ob Ihr Recht oder Unrecht habt; er bezeichnet nur, daß Ihr mehr oder minder ungeschickt seid.“

„Mein Herr!“ rief Wardes.

„Oh! Ihr seid im Begriffe, etwas Böses zu sagen,“ unterbrach ihn d'Artagnan, Wardes das Wort abschneidend, „und ich leiste Euch einen Dienst, wenn ich Euch nicht weiter reden lasse.“

„Ist das Alles?“ fragte Wardes.

„Durchaus Alles,“ antwortete d'Artagnan, „und diese Herren und ich sind mit Euch zufrieden.“

„Glaubt mir, mein Herr,“ sagte Wardes, „Eure Versöhnungen sind nicht glücklich.“

„Und warum nicht?“

„Weil wir uns, Herr von Bragelonne und ich, darauf wollte ich wetten, feindseliger, als je, gegen einander gesinnt, trennen.“

„Ihr täuscht Euch, mein Herr, was mich betrifft,“ erwiederte Raoul, „ich behalte nicht das kleinste Atom von Galle gegen Euch im Herzen.“

Dieser letzte Streich schlug Wardes nieder. Er schaute wie ein irrsinniger Mensch umher.

D'Artagnan grüßte anmuthig die Edelleute, die der Erklärung beigewohnt hatten, und Jeder entfernte sich, indem er ihm die Hand reichte.

Nicht eine Hand streckte sich gegen Wardes aus.

„Oh!“ rief der junge Mann, der wieder in die Wuth verfiel, die sein Herz verzehrte, „oh! werde ich denn Niemand finden, an dem ich mich rächen kann!“

„Doch, mein Herr, denn ich bin da,“ sagte ihm eine ganz mit Drohungen beladene Stimme ins Ohr.

Wardes wandte sich um und sah den Herzog von Buckingham, der ohne Zweifel in dieser Absicht geblieben war und sich ihm näherte.

„Ihr, mein Herr!“ rief Wardes.

„Ja, ich, ich bin kein Unterthan des Königs von

Frankreich, ich bleibe nicht auf diesem Gebiet, da ich nach England abreise; ich habe auch Verzweiflung und Wuth angehäuft, und es ist für mich, wie für Euch, ein Bedürfniß, mich an Jemand zu rächen. Ich billige sehr die Grundsätze von Herrn d'Artagnan, aber ich fühle mich nicht veranlaßt, sie auf Euch anzuwenden. Ich bin Engländer und schlage Euch vor, was Ihr vergebens Andern vorgeschlagen habt."

„Herr Herzog!"

„Auf, Herr von Wardes, da Ihr so gewaltig zornig seid, nehmt mich zur Zielscheibe. Ich werde in vier und dreißig Stunden in Calais sein. Kommt mit mir, der Weg wird uns mit einander weniger langweilig erscheinen, als wenn wir getrennt wären. Wir ziehen dort den Degen auf dem Sand, den die Fluth bedeckt, und der sechs Stunden das Gebiet Frankreich, in sechs anderen Stunden aber das Gebiet Gottes ist."

„Gut," erwiederte Wardes, „ich nehme es an."

„Bei Gott! Herr von Wardes," sprach der Herzog, „wenn Ihr mich tödtet, leistet Ihr mir einen ausgezeichneten Dienst."

„Herzog, ich werde thun, was ich kann, um Euch angenehm zu sein."

„Es ist also abgemacht, ich nehme Euch mit."

„Ich werde zu Euren Befehlen sein; um mich zu besänftigen, bedurfte ich einer guten Gefahr, einer Todesgefahr."

„Nun, so glaube ich, daß Ihr Eure Sache gefunden habt. Euer Diener, Herr von Wardes; morgen früh wird Euch mein Kammerdiener genau die Stunde meines Aufbruchs sagen; wir reisen mit einander als zwei gute Freunde. Ich fahre gewöhnlich als ein Mensch, der Eile hat."

„Gott befohlen."

Buckingham grüßte Wardes und kehrte zum König zurück.

Wardes verließ das Palais-Royal ganz außer sich

und ſchlug raſch den Weg nach dem Hauſe ein, das er bewohnte.

III.

Baiſemeaux von Montlezun.

Nach der etwas harten Lection, die ſie Herrn von Wardes gegeben, ſtiegen Athos und d'Artagnan mit einander die Treppe hinab, welche in den Hof des Palais-Royal führte.

„Seht Ihr," ſagte Athos zu d'Artagnan, „früher oder ſpäter kann Raoul dem Duell mit Wardes nicht entgehen. Wardes iſt eben ſo muthig, als er boshaft iſt."

„Ich kenne dieſe Burſche," erwiederte d'Artagnan; „ich habe es mit dem Vater zu thun gehabt. Ich erkläre Euch, und in jener Zeit hatte ich gute Muskeln und eine rohe Sicherheit, ich erkläre Euch, ſage ich, daß der Vater ſchlimm mit mir verfahren iſt. Man wußte indeſſen ſchon, wie ich vom Leder zog. Oh! mein Freund, heut zu Tage macht man keine ſolche Angriffe mehr; ich hatte eine Hand, die nicht einen Augenblick am Platz bleiben konnte, eine Hand von Queckſilber, Athos, Ihr wißt das, Ihr habt mich beim Werke geſehen. Es war nicht mehr ein einfaches Stück Stahl, es war eine Schlange, welche alle Formen und Längen annahm, damit es ihr gelänge, ihren Kopf, das heißt ihren Biß auf eine geeignete Weiſe anzubringen; ich gab mir ſechs Fuß, dann drei, dann preßte ich meinen Gegner Leib an Leib, dann warf ich mich auf zehn Fuß hinaus. Keine menſchliche Kraft war im Stande, dieſem

wilden Hinreißen zu widerstehen. Nun wohl! Wardes der Vater, mit seinem Racemuth, mit seinem beißigen Muth beschäftigte mich lange, und ich erinnere mich, daß meine Finger beim Ausgang des Kampfes ermüdet waren."

„Ich sagte es Euch wohl," versetzte Athos, „der Sohn wird Raoul fortwährend aufsuchen und ihn am Ende treffen, denn man findet Raoul leicht, wenn man ihn sucht."

„Einverstanden, mein Freund, doch Raoul rechnet gut; er grollt Wardes nicht, wie er gesagt hat: er wird warten, bis er herausgefordert wird, dann ist seine Stellung gut. Der König kann nicht ärgerlich werden; überdies werden wir erfahren, welches Mittel anzuwenden ist, um den König zu beschwichtigen. Doch warum diese Befürchtungen, diese Besorgnisse bei Euch, der Ihr Euch nicht so leicht beunruhigen laßt?"

„Hört: Alles beunruhigt mich. Raoul soll morgen den König sehen, der ihm seinen Willen in Beziehung auf eine gewisse Heirath aussprechen wird. Raoul wird sich erzürnen, wie ein Verliebter, was er ist, und ist er einmal in seiner üblen Laune und trifft Wardes, so wird die Bombe zerplatzen."

„Wir werden das Zerplatzen verhindern, lieber Freund."

„Ich nicht, denn ich will nach Blois zurückkehren. Alle diese geschminkte Hofeleganz, alle diese Intriguen ekeln mich an. Ich bin kein junger Mann mehr, um die Aermlichkeiten von heute mitzumachen. Ich habe in dem großen Buche Gottes viele Dinge gelesen, welche zu schön und zu umfangreich sind, um mich mit Interesse mit den kleinen Phrasen beschäftigen zu können, die sich diese Menschen zuflüstern, wenn sie sich betrügen wollen. Mit einem Wort, ich langweile mich in Paris überall, wo ich Euch nicht habe, und da ich Euch nicht immer haben kann, so will ich nach Blois zurückkehren."

„Oh! wie Unrecht habt Ihr, Athos, daß Ihr Eurem Urſprung und der Beſtimmung Eurer Seele lügt. Die Leute von Eurem Schlag ſind gemacht, um bis zum letzten Tag in der Fülle ihrer Fähigkeiten fortzuſchreiten. Seht hier meinen alten Degen von la Rochelle, dieſe ſpaniſche Klinge; ſie diente dreißig Jahre gleich vollkommen. An einem Wintertag fiel ſie auf den Marmor des Louvre und zerbrach. Man hat mir ein Jagdmeſſer daraus gemacht, das noch hundert Jahre dauern wird. Ihr, Athos, mit Eurer Rechtſchaffenheit, mit Eurer Offenherzigkeit, mit Eurem kalten Muth und Eurer ſoliden Bildung ſeid der Mann, den man braucht, um die Könige zu belehren und zu lenken. Bleibt hier: Herr Fouquet wird nicht ſo lange währen, als meine ſpaniſche Klinge."

„Geht doch," erwiederte Athos lächelnd, „das iſt mein d'Artagnan, der, nachdem er mich zum Himmel erhoben, eine Art von Gott aus mir gemacht hat, mich aus dem Olymp herabwirft und auf der Erde abplattet. Ich habe einen höheren Ehrgeiz. Miniſter ſein, Sklave ſein, laßt das! Bin ich nicht größer? ich bin nichts. Ich erinnere mich, daß Ihr mich den großen Athos nanntet. Oh! ich fordere Euch auf, mir dieſes Epitheton zu beſtätigen, wenn ich Miniſter wäre. Nein, nein, ich gebe mich nicht ſo preis."

„Dann ſprechen wir nicht mehr davon; ſagt Euch von Allem los, ſelbſt von der Verbrüderung."

„Oh! theurer Freund, was Ihr da ſprecht, iſt faſt hart."

D'Artagnan drückte Athos lebhaft die Hand und rief:

„Nein, nein, ſagt Euch ohne Furcht los. Raoul kann Eurer entbehren, ich bin in Paris."

„Nun wohl! dann werde ich nach Blois zurückkehren. Dieſen Abend nehmt Ihr von mir Abſchied; morgen bei Tagesanbruch ſteige ich zu Pferde."

„Ihr könnt nicht allein nach Eurem Hotel zurück-

gehen; warum habt Ihr Grimaud nicht mitgebracht?"

„Mein Freund, Grimaud ſchläft, er geht frühzeitig zu Bette. Mein armer Alter wird leicht müde. Er iſt mit mir von Blois gekommen und ich habe ihn genöthigt, das Haus zu hüten. Denn, wenn er in einem Zuge, die vierzig Meilen zurückreiten müßte, die uns von Blois trennen, er würde darüber ſterben, ohne ſich zu beklagen. Aber ich halte auch große Stücke auf meinen Grimaud."

„Ich will Euch einen Musketier geben, der Euch die Fackel tragen ſoll. Holla! Ihr Leute!" rief d'Artagnan. Und er neigte ſich über das vergoldete Geländer.

Es erſchienen ſieben bis acht Musketierköpfe.

„Ein Freiwilliger, um den Herrn Grafen de la Fère zu geleiten," ſagte d'Artagnan.

„Ich danke für Euren Eifer, meine Herren," ſprach Athos; „doch ich werde keinen von dieſen Edelleuten ſo bemühen."

„Ich würde wohl den Herrn geleiten, wenn ich nicht mit Herrn d'Artagnan zu ſprechen hätte," ſagte Einer.

„Wer iſt da?" fragte d'Artagnan im Halbſchatten ſuchend.

„Ich, mein lieber Herr d'Artagnan."

„Gott verzeihe mir, wenn das nicht die Stimme von Baiſemeaux iſt."

„Ich bin es, Herr."

„Ei! mein lieber Baiſemeaux, was macht Ihr da im Hof?"

„Ich erwarte Eure Befehle, mein lieber Herr d'Artagnan."

„Oh! ich Unglücklicher!" dachte d'Artagnan. Dann erwiederte er: „Es iſt wahr, Ihr ſeid wegen einer Verhaftung benachrichtigt worden, doch daß Ihr ſelbſt kommt, ſtatt einen Stallmeiſter zu ſchicken!"

„Ich bin gekommen, weil ich mit Euch zu sprechen habe?“

„Und Ihr habt es mir nicht melden lassen?“

„Ich wartete,“ erwiederte Herr Baisemeaux schüchtern.

„Ich verlasse Euch, Gott befohlen, d'Artagnan,“ sagte Athos zu seinem Freund.

„Nicht eher, als bis ich Euch Herrn Baisemeaux von Montlezun, den Gouverneur des Schlosses der Bastille, vorgestellt habe.“

Baisemeaux verbeugte sich, Athos ebenfalls.

„Doch Ihr müßt Euch kennen,“ fügte d'Artagnan bei.

„Ich entsinne mich des Herrn unbestimmt,“ sagte Athos.

„Ihr wißt wohl, mein lieber Baisemeaux, jener Garde des Königs, mit dem wir einst unter dem Cardinal so gute Partien machten.“

„Ich erinnere mich vollkommen,“ sprach Athos freundlich Abschied nehmend.

„Der Herr Graf de la Fère, der den Kriegsnamen Athos hatte,“ sagte d'Artagnan Baisemeaux ins Ohr.

„Ja, ja, ein wackerer, beherzter Mann, einer von den vier Berühmten,“ sprach Baisemeaux.

„Ganz richtig. Nun laßt uns reden, mein lieber Baisemeaux.“

„Wenn es Euch gefällig ist!“

„Vor Allem, was die Verhaftung betrifft, so ist das auf Befehl abgemacht. Der König verzichtet darauf, die fragliche Person verhaften zu lassen.“

„Ah! desto schlimmer,“ bemerkte Baisemeaux mit einem Seufzer.

„Wie, desto schlimmer!“ rief d'Artagnan lachend.

„Allerdings,“ erwiederte der Gouverneur der Bastille, „meine Gefangenen sind meine Einkünfte.“

„Oh! es ist wahr. Ich betrachtete die Sache nicht unter diesem Licht.“

„Keine Befehle also?“

Baiſemeaux ſeufzte abermals.

„Ihr habt eine ſchöne Stellung,“ ſagte er, „Kapitän-Lieutenant der Musketiere.

„Ja, das iſt ziemlich gut. Doch ich ſehe nicht ein, um was Ihr mich zu beneiden habt, Gouverneur der Baſtille, was das erſte Schloß von Frankreich iſt.“

„Ich weiß es wohl,“ ſagte Baiſemeaux traurig.

„Mordioux! Ihr ſagt das wie ein Büßender! Ich werde mein Einkommen gegen das Eurige vertauſchen, wenn Ihr wollt?“

„Sprechen wir nicht vom Einkommen, wenn Ihr mir nicht die Seele zerſchneiden wollt.“

„Aber Ihr ſchaut rechts und links, als befürchtetet Ihr verhaftet zu werden, Ihr, der Ihr diejenigen, welche man verhaftet, bewacht.“

„Ich gewahre, daß man uns ſieht und hört, und daß es klüger wäre, auf die Seite zu gehen, um zu ſprechen, wenn Ihr mir dieſe Gunſt bewilligen wolltet.“

„Baiſemeaux! Baiſemeaux! Ihr vergeßt, daß wir Bekannte von fünfunddreißig Jahren her ſind. Nehmt alſo keine ſo zerknirſchte Miene bei mir an. Thut Euch keinen Zwang an. Ich verſpeiſe die Gouverneurs der Baſtille nicht roh.“

„Gefiele es dem Himmel!“

„Kommt in den Hof; wir gehen Arm in Arm; der Mond ſcheint herrlich, und längs der Eichen, unter den Bäumen erzählt mir Eure traurige Geſchichte. Kommt.“

Er zog den betrübten Gouverneur in den Hof, nahm ihn beim Arm, und ſagte mit ſeiner derben Vertraulichkeit:

„Auf, zieht vom Leder, Baiſemeaux, was habt Ihr mir zu ſagen?“

„Das wird ſehr lang ſein.“

„Ihr wollt alſo lieber jammern und wehklagen: das wird meiner Anſicht nach noch viel länger dauern.

Ich wette, daß daß Ihr Euch 50,000 Livres mit Euren Baſtille-Tauben macht."

„Wenn das wäre, lieber Herr d'Artagnan!"

„Ihr ſetzt mich in Erſtaunen, Baiſemeaux, ſchaut Euch doch an, mein Lieber, Ihr ſpielt den Zerknirſchten, Mordioux! ich will Euch vor einen Spiegel führen. Ihr werdet darin ſehen, daß Ihr fett, blühend, groß und rund ſeid wie ein Käſe, daß Ihr Augen habt wie glühende Kohlen, und daß Ihr, ohne die abſcheuliche Falte, die Ihr Euch in die Stirne grabt, nicht fünfzig Jahre alt ſcheinen würdet. Ihr ſeid aber ſechzig, wie?"

„Das iſt Alles wahr."

„Bei Gott! ich weiß wohl, daß es wahr iſt, ſo wahr als die 50,000 Livres Einkommen."

Baiſemeaux ſtampfte mit dem Fuß.

„Gut, gut," ſagte d'Artagnan, „ich will Euch nicht Eure Rechnung machen, Ihr waret Kapitän der Leibwachen von Herrn von Mazarin, 12,000 Livres jährlich; Ihr habt ſie zwölf Jahre bezogen, das thut 144,000 Livres."

„12,000 Livres! Seid Ihr verrückt!" rief Baiſemeaux. „Der alte Knauſer hat nie mehr gegeben, als 6000, und die Ausgaben, die mit der Stelle verbunden waren, beliefen ſich auf 6,500. Herr von Colbert, der mir die andern 6,000 Livres hatte beſchneiden laſſen, war ſo gnädig, mir 50 Piſtolen als Gratification zu bewilligen, ſo daß ich ohne das kleine Lehen von Montlezun, das 1200 Livres abwirft, nicht hätte meinen Aufwand beſtreiten können."

„Wir wollen das zugeben . . . doch gehen wir zu den 50,000 Livres der Baſtille über. Da habt Ihr dann doch wohl Koſt und Wohnung, Ihr bezieht 6,000 Livres Beſoldung."

„Gut."

„Ein Jahr in das andere fünfzig Gefangene müſſen, die einen in die andern gerechnet, Euch 1000 Livres einbringen."

„Ich leugne es nicht.“

„Das macht doch wohl fünfzig tausend Livres jährlich; Ihr habt diesen Posten drei Jahre inne und folglich hundert und fünfzig tausend Livres bezogen.“

„Ihr vergeßt einen Umstand, Herr d'Artagnan.“

„Welchen?“

„Daß Ihr die Kapitänsstelle aus den Händen des Königs empfangen habt.“

„Ich weiß es wohl.“

„Während ich die eines Gouverneur von den Herren Tremblay und Louvière erhalten habe.“

„Ganz richtig, und Tremblay war kein Mann, der Euch seinen Platz umsonst überließ.“

„Oh! Louvière eben so wenig. Kurz ich habe Tremblay für seinen Theil fünf und siebenzig tausend Livres gegeben.“

„Hübsch! . . und Louvière?“

„Eben so viel.“

„Sogleich?“

„Nein, das war unmöglich. Der König oder vielmehr Herr von Mazarin wollte nicht den Anschein haben, als setzte er diese zwei von der Barricade abstammenden Bursche ab; er duldete es also, daß sie, um sich zurückzuziehen, löwenhafte Bedingungen machten.“

„Was für Bedingungen?“

„Schauert! . . drei Jahre des Einkommens als Weinkauf.“

„Teufel! somit sind die hundert und fünfzig tausend Livres in ihre Hände übergegangen.“

„Ganz richtig.“

„Und außer dem?“

„Eine Summe von fünfzig tausend Thalern oder fünfzehn tausend Pistolen, wie Euch beliebt, in drei Zahlungen.“

„Das ist übermäßig.“

„Es ist noch nicht Alles.“

„Was Ihr sagt!“

„Ermangele ich, eine von den Bedingungen zu erfüllen, so treten diese Herren wieder in ihre Stelle ein. Man hat das den König unterzeichnen lassen.“

„Das ist ungeheuer! das ist unglaublich!“

„Es ist so.“

„Ich beklage Euch, mein armer Baisemeaux. Aber warum, des Teufels! hat Euch denn Herr von Mazarin diese angebliche Gunst bewilligt? Es wäre viel einfacher gewesen, sie Euch zu verweigern.“

„Oh! ja! doch die Hände waren ihm gebunden durch meinen Protector.“

„Euer Protector! wer ist das?“

„Bei Gott! einer von Euren Freunden, Herr d'Herblay.“

„Herr d'Herblay, Aramis?“

„Aramis, ganz richtig, er wahr vortrefflich gegen mich.“

„Vortrefflich! daß er Euch auf diese Art behandelte!“

„Höret doch! ich wollte den Dienst des Cardinals verlassen. Herr d'Herblay sprach für mich mit Louvières und Tremblay; sie weigerten sich; ich hatte Lust zu dem Platz, denn ich weiß, was er eintragen kann; ich theilte Herrn d'Herblay meinen Kummer mit; er erbot sich, für mich für jede Zahlung gut zu stehen.“

„Bah! Aramis, Ihr setzt mich in Erstaunen. Aramis bürgt für Euch?“

„Als galanter Mann erlangte er die Unterzeichnung; Tremblay und Louvières legten ihre Stelle nieder; ich habe jedes Jahr an einen von diesen zwei Herren 25,000 Livres bezahlen lassen; jedes Jahr am 31sten Mai kommt Herr d'Herblay selbst in die Bastille und bringt mir 5000 Pistolen, um sie unter meine Krokodille zu vertheilen.“

„Also seid Ihr Aramis 150,000 Livres schuldig?“

„Das ist gerade meine Verzweiflung, ich bin ihm nur 100,000 schuldig.“

„Ich verstehe Euch nicht ganz.“

„Ei! gewiß, er ist nur zwei Jahre gekommen. Heute aber haben wir den 31sten Mai, ohne daß er eingetroffen, und morgen um Mittag ist die Verfallzeit. Und wenn ich morgen nicht bezahlt habe, können diese Herren nach den Bedingungen des Vertrags den Kauf ungültig machen; ich werde meiner Stelle beraubt, habe drei Jahre gearbeitet, und 250,000 Livres um nichts gegeben, mein lieber Herr d'Artagnan, durchaus um nichts.“

„Das ist seltsam,“ murmelte d'Artagnan.

„Begreift Ihr nun, daß ich eine Falte auf der Stirne haben kann?“

„Oh! ja.“

„Begreift Ihr, daß ich trotz dieser Rundung eines Käse und dieser Frische eines Franzapfels dahin gelangt bin, daß ich befürchte, ich werde weder einen Käse, noch einen Franzapfel mehr zu essen und nur noch zwei Augen zum Weinen haben.“

„Das ist trostlos.“

„Ich bin daher zu Euch gekommen, Herr d'Artagnan denn ihr allein könnt mich aus der Klemme ziehen.“

„Wie das?“

„Ihr kennt den Abbé d'Herblay?“

„Bei Gott!“

„Ihr wißt, daß er geheimnißvoll ist?“

„Oh! ja.“

„Ihr könnt mir die Adresse seiner Pfarre geben, denn ich habe in Noisy-le-Sec gesucht und er ist nicht mehr dort.“

„Bei Gott! er ist Bischof von Vannes.“

„Vannes, in der Bretagne?“

„Ja.“

Der kleine Mann raufte sich die Haare aus.

„Ach!“ sagte er, „wie soll ich von jetzt bis morgen Mittag nach Vannes kommen? Ich bin ein verlorener Mann.“

„Eure Verzweiflung thut mir wehe!“

„Vannes! Vannes!“ rief Baiſemeaux.

„Höret doch, ein Biſchof hält ſich nicht immer an ſeinem Sitz auf; Monſeigneur d'Herblay könnte nicht ſo fern ſein, als Ihr befürchtet.“

„Oh! ſagt mir ſeine Adreſſe.“

„Ich weiß ſie nicht, mein Freund.“

„Ich bin entſchieden verloren! . . . Ich will mich dem König zu Füßen werfen.“

„Aber, Baiſemeaux, Ihr ſetzt mich in Erſtaunen; warum habt Ihr, da die Baſtille fünfzigtauſend Livres tragen kann, die Schraube nicht ſo angetrieben, daß ſie hunderttauſend eintrug?“

„Weil ich ein ehrlicher Mann bin, Herr d'Artagnan, und weil ich meine Gefangenen wie Potentaten beköſtigt habe.“

„Dabei habt Ihr es weit gebracht, Ihr gebt Euch eine gute Indigeſtion mit Eurer ſchönen Beköſtigung und ſterbt mir hier elendiglich bis morgen Mittag.“

„Grauſamer! er hat das Herz, zu lachen.“

„Nein, ich bedaure Euch. Laßt hören, Baiſemeaux, habt Ihr ein Ehrenwort?“

„Oh! Kapitän.“

„Nun ſo gebt mir Euer Ehrenwort, daß Ihr gegen Niemand über das, was ich ſagen werde, den Mund aufthut.“

„Nie! nie!“

„Wollt Ihr des Aramis habhaft werden?“

„Um jeden Preis.“

„Nun, ſo ſucht Herrn Fouquet auf.“

„Welche Beziehung. . .“

„Wie albern ſeid Ihr! . . Wo iſt Vannes?“

„Ah!“

„Vannes iſt in der Diözeſe von Belle-Isle oder Belle-Isle iſt in der Diözeſe von Vannes. Belle-Isle gehört Herrn Fouquet: Herr Fouquet hat Herrn d'Herblay zu dieſem Bisthum ernennen laſſen.“

„Ihr öffnet mir die Augen und gebt mir das Leben wieder.“

„Desto besser. Sagt also ganz einfach Herrn Fouquet, Ihr wünschet Herrn d'Herblay zu sprechen."

„Es ist wahr! es ist wahr!" rief Baisemeaux ganz entzückt.

„Und," sprach d'Artagnan indem er ihn mit einem strengen Blick zurückhielt, „das Ehrenwort?"

„Oh! heilig!" rief der kleine Mann, der sich zum Weglaufen anschickte.

„Wohin geht Ihr?"

„Zu Herrn Fouquet"

„Nein, Herr Fouquet ist beim Spiel des Königs. Geht morgen frühzeitig zu Herrn Fouquet, das ist Alles, was Ihr thun könnt."

„Ich werde gehen; meinen Dank."

„Viel Glück."

„Ich danke."

„Das ist eine drollige Geschichte," murmelte d'Artagnan, der, nachdem er Baisemeaux verlassen hatte, langsam wieder seine Treppe hinaufstieg. „Was des Teufels für ein Interesse kann Aramis haben, Baisemeaux sich so zu verbinden? . . hm! wir werden das früher oder später erfahren."

IV.

Beim König.

Fouquet wohnte, wie d'Artagnan gesagt hatte, dem Spiel des Königs bei.

Es war als hätte die Abreise von Buckingham Balsam auf alle am Tag zuvor geschworene Herzen gegossen.

Monsieur machte strahlend seiner Mutter tausend zärtliche Zeichen.

Der Graf von Guiche konnte sich nicht von Buckingham trennen, und während er spielte, unterhielt er sich mit ihm von den Wechselfällen seiner Reise.

Träumerisch und liebreich, wie ein Mann von Gemüth, der seinen Entschluß gefaßt hat, horchte Buckingham auf den Grafen und richtete zuweilen an Madame einen Blick des Bedauerns und trostloser Zärtlichkeit.

Im Schooße ihrer Berauschung theilte die Prinzessin ihre Gedanken zwischen dem König, der mit ihr spielte, Monsieur, der sie sanft über beträchtliche Gewinnste verspottete, und Guiche, der eine überströmende Freude kundgab.

Mit Buckingham beschäftigte sie sich leichthin; für sie war dieser Flüchtling, dieser Verbannte eine Erinnerung, und kein Mann mehr.

Die leichtsinnigen Herzen sind so beschaffen, ganz der Gegenwart sich hingebend, brechen sie mit Allem, was sie in ihren kleinen Berechnungen selbstsüchtiger Wohlfahrt stören kann.

Madame hätte sich zu den Artigkeiten, zu dem Lächeln, zu den Seufzern des gegenwärtigen Buckingham bequemt; aber von fern seufzen, lächeln, niederknieen, wozu sollte das nützen? Der Wind der Meerenge, der die gewichtigen Schiffe entführt, wohin fegt er die Seufzer? Weiß man das?"

Der Herzog verbarg sich diese Veränderung nicht, und sein Herz war dadurch tödtlich verletzt.

Eine zarte, stolze und für diese Zuneigung empfängliche Natur, verfluchte er den Tag, wo die Leidenschaft in sein Herz eingedrungen war.

Die Blicke, die er Madame zusandte, erkalteten allmälig unter dem eisigen Hauch seines Geistes. Er konnte noch nicht verachten, aber er war stark genug, um dem stürmischen Geschrei seines Herzens Stillschweigen aufzuerlegen.

In demselben Grade, in welchem Madame diese Veränderung errieth, verdoppelte sie ihre Thätigkeit, um das Strahlen wieder zuerlangen, das ihr entströmte; ihr Anfangs schüchterner, unentschiedener Geist trat in glänzenden Ausbrüchen an das Tageslicht; sie mußte um jeden Preis über Allem, über dem König sogar bemerkt werden.

Sie war es. Die Königinnen, trotz ihrer Würde, der König, trotz der Ehrfurcht der Etiquette, wurden verdunkelt.

Steif und gezwungen von Anfang an, vermenschlichten sich die Königinnen und lachten. Madame Henriette, die Königin Mutter, war geblendet von dem Glanz, der durch den Geist der Enkelin von Heinrich IV. auf ihr Geschlecht zurückfiel.

Der König, so eifersüchtig als junger Mann, so eifersüchtig auf alle Ueberlegenheiten, die ihn umgaben, konnte nicht umhin, die Waffen zu strecken vor diesem französischen Ungestüm, dessen Energie der englische Humor noch erhöhte. Er wurde wie ein Kind von dieser strahlenden Schönheit ergriffen, die der Geist erweckte.

Die Augen von Madame schleuderten Blitze. Die Heiterkeit entströmte ihren Purpurlippen, wie die Ueberredung den Lippen des alten Griechen Nestor.

Um die Königinnen und den König gruppirt, bemerkte der ganze Hof, diesem Zauber unterworfen, zum ersten Mal, daß man vor dem größten König der Welt lachen konnte, wie Leute, die würdig sind, die artigsten und geistreichsten der Erde genannt zu werden.

Madame hatte von diesem Abend an einen Succeß, fähig, Jeden zu betäuben, der seinen Ursprung nicht in den erhabenen Regionen genommen hätte, die man einen Thron nennt, und die vor solchen Schwindeln, trotz ihrer Höhe, geschützt sind.

Von diesem Augenblick an betrachtete Ludwig XIV. Madame als eine Person.

Buckingham betrachtete sie als eine Coquette, welche die grausamsten Martern verdiente.

Guiche betrachtete sie als eine Gottheit.

Die Höflinge als ein Gestirn, dessen Licht ein Herd für jede Gunst, für jede Macht werden müßte.

Aber Ludwig XIV. hatte sich einige Jahre früher nicht einmal herbeigelassen, diesem häßlichen Frauenzimmer für ein Ballet die Hand zu reichen.

Aber Buckingham hatte dieſe Coquette auf beiden Knieen angebetet.

Aber Guiche hatte dieſe Gottheit als ein Weib angeſehen.

Aber die Höflinge hatten es nicht gewagt, dieſem Geſtirn im Vorübergehen Beifall zu ſpenden, aus Furcht, dem König zu mißfallen, dem dieſes Geſtirn früher mißfallen hatte.

Das iſt es, was an dieſem merkwürdigen Abend beim Spiel des Königs vorging.

Die junge Königin, obgleich Spanierin und Nichte von Anna von Oeſterreich, liebte den König und wußte ſich nicht zu verſtellen.

Anna von Oeſterreich, eine Beobachterin wie jede Frau und gebieteriſch wie jede Königin, fühlte die Macht von Madame und verbeugte ſich ſogleich vor ihr.

Was die junge Königin beſtimmte, die Sitzung aufzuheben und in ihre Gemächer zurückzukehren.

Der König merkte kaum auf dieſen Abgang, trotz der geheuchelten Zeichen der Unpäßlichkeit, welche denſelben begleiteten.

Stark durch die Geſetze der Etiquette, die er in ſeinem Haus als Element jedes Verhältniſſes einzuführen anfing, rührte ſich Ludwig XIV. kaum; er bot Madame die Hand, ohne Monſieur, ſeinen Bruder, anzuſchauen, und führte die junge Prinzeſſin bis an die Thüre ihrer Wohnung.

Man bemerkte, daß S. M. auf der Thürſchwelle, frei von allem Zwang oder wenigſtens durch die Lage geſichert, einen ungeheuren Seufzer entſchlüpfen ließ.

Die Frauen, denn ſie bemerken Alles, Fräulein von Montalais zum Beiſpiel, verfehlten nicht, zu ihren Gefährtinnen zu ſagen:

„Der König hat geſeufzt... Madame hat geſeufzt.“

Das entſprach der Wahrheit.

Madame hatte geräuſchlos, aber mit einem für die

Ruhe des Königs noch viel gefährlicheren Accompagnement geseufzt.

Madame hatte ihre schönen schwarzen Augen schließend geseufzt, und dann hatte sie dieselben wieder geöffnet und ganz beladen mit einer unsäglichen Traurigkeit zum König aufgeschlagen, dessen Antlitz sich in diesem Augenblick sichtbar bepurpurte.

Aus dieser Röthe, aus diesen ausgetauschten Seufzern und aus dieser ganzen königlichen Bewegung ging hervor, daß Montalais eine Indiscretion begangen hatte, und daß durch diese Indiscretion ihre Gefährtin angegriffen worden war, denn, ohne Zweifel minder scharfsichtig, als ihre Freundin, erbleichte Fräulein de la Vallière, als der König erröthete, und als sie ihr Dienst zu Madame rief, trat sie ganz zitternd ein, ohne daß es ihr einfiel, Handschuhe zu nehmen, wie es das Ceremoniel vorschrieb.

Allerdings konnte dieses Provinzmädchen zur Entschuldigung die Unruhe vorschützen, in die es die königliche Majestät versetzte. Ganz mit dem Schließen der Thüre beschäftigt, heftete Fräulein de la Vallière in der That die Augen auf den König, der rückwärts ging.

Der König kehrte in den Spielsaal zurück; er wollte mit verschiedenen Personen sprechen, aber man konnte wohl sehen, daß sein Geist nicht sehr gegenwärtig war.

Er irrte sich bei mehreren Rechnungen, was verschiedene Herren benützten, welche diese Gewohnheiten seit Mazarin, schlimmen Andenkens, aber guter Arithmetik, beibehalten hatten.

So raffte Manicamp, ein äußerst zerstreuter Mensch, der Leser täusche sich nicht, Manicamp, der ehrlichste Mann der Welt, raffte so ganz einfach zwanzig tausend Livres zusammen, welche auf dem Tisch herumfuhren, und auf deren Eigenthum Niemand rechtliche Ansprüche zu haben schien.

So überließ Herr von Wardes, dessen Kopf durch die Angelegenheiten des Abends etwas in Verwirrung

gerathen war, sechzig Doppellouisd'or, die er Herrn von Buckingham abgewonnen hatte, der wie sein Vater unfähig war, sich die Hände mit irgend einer Münze zu beschmutzen, dem Leuchter, als ob dieser lebendig wäre.

Der König erlangte erst wieder ein wenig Aufmerksamkeit in dem Augenblick, wo Herr Colbert, der seit einiger Zeit auf ihn lauerte, sich ihm näherte, und, zwar allerdings ehrfurchtsvoll, dabei aber auf eine dringliche Weise einen von seinen Rathschlägen in das noch summende Ohr Seiner Majestät niederlegte.

Dem Rath schenkte Ludwig eine neue Aufmerksamkeit; er schaute alsbald im Saale umher und fragte:

„Ist Herr Fouquet nicht mehr da?"

„Doch, doch," erwiederte die Stimme des Oberintendanten, der mit Buckingham beschäftigt war.

Und er kam herbei.

Der König ging ihm mit einer äußerst freundlichen und leutseligen Miene entgegen und sagte:

„Verzeiht, Herr Oberintendant, wenn ich Euch in Eurem Gespräche störe; doch ich nehme Euch überall in Anspruch, wo ich Eurer bedarf."

„Meine Dienste gehören stets dem König," antwortete Fouquet.

„Und besonders Eure Kasse," sprach Ludwig mit einem falschen Lächeln.

„Meine Kasse noch mehr, als das Uebrige," erwiederte Fouquet kalt.

„Hört, wie sich die Sache verhält, mein Herr: ich will ein Fest in Fontainebleau geben. Vierzehn Tage offenes Haus. Ich brauche eine Summe von . . ."

Er schaute Colbert schief an.

Fouquet wartete, ohne unruhig zu werden.

„Von . . ." sagte er.

„Von vier Millionen," sprach der König, das grausame Lächeln von Colbert erwiedernd.

„Vier Millionen," wiederholte Fouquet sich tief verbeugend.

Und seine Nägel drangen in seine Brust ein und gruben eine tiefe Furche, ohne daß die Heiterkeit seines Gesichts einen Augenblick gestört war.

„Ja, mein Herr," sagte der König.

„Wann, Sire?"

„Wählt Eure Zeit . . . Das heißt, meine . . . so bald als möglich."

„Ich brauche Zeit."

„Zeit!" rief Colbert triumphirend.

„Die erforderliche Zeit, um die Thaler zu zählen," erwiederte Fouquet mit einer majestätischen Verachtung. Man kann nur eine Million im Tag aus der Kasse nehmen und wägen, mein Herr."

„Vier Tage also," sagte Colbert.

„Oh!" sprach Fouquet, sich an den König wendend, „meine Commis thun Wunder für den Dienst Seiner Majestät. Die Summe wird in drei Tagen bereit sein."

Colbert erbleichte.

Der König schaute ihn erstaunt an.

Fouquet zog sich ohne Großthuerei, ohne Schwäche zurück und lächelte dabei zahlreichen Freunden zu, in deren Blick er eine wahre Freundschaft, eine bis zum Mitleid gehende Theilnahme las.

Man durfte Fouquet nicht nach dem Lächeln beurtheilen, Fouquet hatte in Wirklichkeit den Tod im Herzen.

Einige Tropfen Blut befleckten unter seinem Rock das feine Gewebe, das seine Brust bedeckte.

Der Rock verbarg das Blut, das Lächeln die Wuth.

Aus der Art, wie er in seinen Wagen stieg, entnahmen seine Leute, daß der Herr nicht heiterer Laune. Eine Folge davon, daß sie ihn so gut verstanden, war, daß die Befehle mit jener Pünktlichkeit des Manoeuvrirens vollzogen wurden, die man auf einem Kriegsschiffe trifft, das während des Sturms von einem erzürnten Kapitän befehligt wird.

Der Wagen rollte nicht, er flog.

Fouquet hatte kaum Zeit, sich während der Fahrt zu sammeln.

Bei seiner Ankunft ging er zu Aramis hinauf.

Aramis hatte sich noch nicht zu Bette gelegt.

Porthos hatte ganz behaglich eine gebratene Hammelskeule, zwei Fasanen und einen Berg von Krebsen gespeist; dann hatte er sich den Leib nach der Weise der antiken Kämpfer mit wohlriechendem Oel einsalben lassen; nachdem dies geschehen war, hatte man ihn müssen in Flanell wickeln und ins Bett tragen.

Aramis war, wie gesagt, noch nicht zu Bette gegangen. Bequem in einen Schlafrock gehüllt, schrieb er Briefe auf Briefe mit jener so feinen und gedrängten Schrift, von der eine Seite einen Viertelsband enthält.

Die Thüre wurde hastig geöffnet; der Oberintendant erschien bleich, bewegt, sorgenvoll.

Aramis erhob den Kopf und sprach:

„Guten Abend, lieber Wirth."

Und sein beobachtender Blick errieth diese ganze Traurigkeit, diese ganze Störung des Gemüths.

„Schönes Spiel beim König?" fragte Aramis, um das Gespräch zu beginnen.

Fouquet setzte sich und wies dem Lackei, der ihm folgte, durch eine Geberde die Thüre.

Dann, als der Lackei weggegangen war, antwortete er:

„Sehr schön."

Und Aramis, dessen Auge den Oberintendanten nicht verließ, sah ihn sich mit einer fieberhaften Ungeduld auf den Kissen ausstrecken.

„Ihr habt wie immer verloren?" fragte Aramis, mit der Feder in der Hand.

„Mehr als immer," erwiederte Fouquet.

„Aber man weiß, daß Ihr den Verlust gut ertragt."

„Zuweilen."

„Oh! Herr Fouquet, ein schlechter Spieler!"

„Es gibt Spiele und Spiele, Herr d'Herblay.“

„Wie viel habt Ihr verloren, Monseigneur?“ fragte Aramis mit einer gewissen Besorgniß.

Fouquet sammelte sich einen Augenblick, um seiner Stimme die gehörige Ruhe zu verleihen; dann antwortete er ohne irgend eine Bewegung:

„Dieser Abend kostet mich vier Millionen.“

Und ein bitteres Lachen verlor sich auf dem letzten Vibriren seiner Worte.

Aramis war nicht auf eine solche Zahl gefaßt; er ließ seine Feder fallen und rief:

„Vier Millionen! Ihr habt vier Millionen verspielt! Unmöglich!“

„Herr Colbert hielt meine Karte,“ antwortete der Oberintendant mit demselben finsteren Gelächter.

„Ah! ich begreife nun. Also eine neue Geldforderung?“

„Ja, mein Freund.“

„Vom König?“

„Von seinem eigenen Mund. Es ist nicht möglich, einen Menschen mit einem schöneren Lächeln niederzuschmettern.“

„Teufel!“

„Was denkt Ihr hievon?“

„Bei Gott! ich denke, daß man Euch zu Grunde richten will: das ist klar.“

„Das ist also Eure Ansicht?“

„Gewiß. Darüber dürft Ihr Euch indessen nicht wundern, da wir es vorhergesehen haben.“

„Es mag sein; doch auf vier Millionen war ich nicht gefaßt.“

„Die Summe ist allerdings schwer; aber vier Millionen bringen am Ende einen Menschen nicht um, das darf man wohl sagen, besonders wenn dieser Mensch Herr Fouquet heißt.“

„Wenn Ihr den Vorrath der Kasse kennen würdet, mein lieber d'Herblay, so wäret Ihr weniger ruhig.“

„Und Ihr habt versprochen?“

„Was sollte ich machen?“

„Es ist wahr.“

„An dem Tag, an welchem ich verweigere, wird Colbert die Mittel finden; wo, das weiß ich nicht, doch er wird sie finden. und ich bin verloren!“

„Unzweifelhaft. Und in wie viel Tagen habt Ihr die vier Millionen versprochen?“

„In drei Tagen . . . Der König scheint große Eile zu haben.“

„In drei Tagen!“

„Oh! mein Freund, wenn man bedenkt, daß, als ich vorhin durch die Straße kam, die Leute riefen: Hier fährt der reiche Herr Fouquet! Ja, lieber d'Herblay, das ist, um den Kopf zu verlieren!“

„Oh! nein, Monseigneur, halt, halt! Die Sache ist nicht der Mühe werth,“ sagte Aramis phlegmatisch, während er Sand auf den Brief streute, den er geschrieben.

„Ein Mittel also! ein Mittel für dieses Uebel, für welches es gar kein Mittel gibt.“

„Es gibt nur eines . . . Bezahlt.“

„Aber ich habe kaum diese Summe. Alles muß erschöpft sein; man hat Belle-Isle bezahlt; man hat die Pension bezahlt; das Geld ist seit der Untersuchung der Steuerpächter rar. Angenommen, man bezahle diesmal, wie wird man das andere Mal bezahlen? . . . Denn glaubt mir, wir sind noch nicht zu Ende! Wenn die Könige einmal Geld gekostet haben, so ist es wie bei den Tigern, welche Fleisch gekostet, sie verschlingen! Eines Tages werde ich wohl sagen müssen: Unmöglich, Sire! Nun, an diesem Tag bin ich verloren.“

Aramis zuckte leicht die Achseln und erwiederte:

„Ein Mann in Eurer Stellung ist nur verloren, wenn er es sein will.“

„Ein Mann, in welcher Stellung er auch sein mag, kann nicht gegen einen König kämpfen.“

„Bah! in meiner Jugend habe ich wohl gegen den Cardinal von Richelieu gekämpft, der König von Frankreich war und dabei Cardinal.“

„Habe ich Heere, Truppen, Schätze? Ich habe nicht einmal Belle-Isle!“

„Bah! die Noth iſt die Mutter der Erfindung, wenn Ihr Alles verloren glaubt . . .“

„Nun?“

„Wird man etwas Unerwartetes finden, das Alles rettet.“

„Und wer wird dieſes wunderbare Etwas entdecken?“

„Ihr.“

„Ich! Ich nehme meinen Abſchied als Erfinder.“

„Ich alſo.“

„Gut. Dann ſchreitet aber ohne Verzug zum Werke.“

„Oh! wir haben wohl Zeit.“

„Ihr bringt mich um mit Eurem Phlegma, d'Herblay,“ ſagte der Oberintendant, indem er mit ſeinem Sacktuch über ſeine Stirne fuhr.

„Erinnert Ihr Euch deſſen nicht, was ich Euch eines Tags ſagte?“

„Was ſagtet Ihr mir?“

„Ihr brauchet Euch nicht zu beunruhigen, wenn Ihr Muth habet. Habt Ihr?“

„Ich glaube wohl.“

„Beunruhigt Euch alſo nicht.“

„Abgemacht, im äußerſten Augenblick kommt Ihr mir zu Hülfe, d'Herblay?“

„Ich werde Euch damit nur zurückgeben, was ich Euch ſchuldig bin, Monſeigneur.“

„Es iſt das Handwerk der Finanzleute, den Bedürfniſſen der Männer, wie Ihr ſeid, d'Herblay, entgegenzukommen.“

„Iſt die Zuvorkommenheit das Handwerk der Finanzleute, ſo iſt die Bruderliebe die Tugend der Geiſt-

Digitized by Google

lichen. Nur diesmal noch ergebt Euch. Ihr steht noch nicht niedrig genug. Im letzten Augenblick werden wir sehen."

„Dann werden wir binnen Kurzem sehen."

„Es sei. Nun aber erlaubt mir, Euch zu sagen, ich bedaure es persönlich sehr, daß das Geld bei Euch so dünn ist."

„Warum?"

„Weil ich Euch darum ersuchen wollte."

„Für Euch?"

„Für mich oder für die Meinigen, für die Meinigen oder für die Unserigen."

„Welche Summe?"

„Oh! seid unbesorgt; eine runde Summe, es ist wahr, aber keine ungeheure."

„Nennt die Zahl."

„Fünfzig tausend Livres."

„Eine Erbärmlichkeit!"

„Wirklich!"

„Allerdings, man hat immer fünfzig tausend Livres. Oh! warum begnügt sich dieser Schuft, den man Colbert nennt, nicht wie Ihr; ich würde mich weniger kümmern, als ich es thue? Und wann braucht Ihr diese Summe?"

„Morgen früh."

„Gut, und . . ."

„Ah! es ist wahr; Ihr fragt nach der Bestimmung?"

„Nein, Chevalier, nein, ich bedarf keiner Erklärung."

„Doch, es ist morgen der 1. Juni."

„Nun?"

„Der Verfalltag von einer unserer Verbindlichkeiten."

„Wir haben also Verbindlichkeiten?"

„Gewiß, wir bezahlen morgen unser letztes Drittel."

„Welches Drittel?"

Digitized by Google

„Von den hundert und fünfzig tausend Franken für Baisemeaux.“

„Baisemeaux! Wer ist das?“

„Der Gouverneur der Bastille.“

„Ah! ja, es ist wahr. Ihr laßt mich hundert und fünfzigtausend Livres für Baisemeaux bezahlen.“

„Ja wohl!“

„Doch aus welcher Veranlassung?“

„Aus Veranlassung der Stelle, die er gekauft hat, oder die wir vielmehr Louvières und Tremblay abgekauft haben.“

„Dies alles ist in meinem Geiste sehr unbestimmt.“

„Ich begreife das, Ihr habt so viele Geschäfte. Ich glaube indessen, daß Ihr keine wichtigere Angelegenheit habt, als diese.“

„Dann sagt mir, warum wir diese Stelle gekauft haben.“

„Um ihm nützlich zu sein.“

„Ah!“

„Einmal ihm, und dann uns.“

„Wie, uns! Ihr scherzt.“

„Monseigneur, es gibt Zeiten, wo ein Gouverneur der Bastille eine sehr schöne Bekanntschaft ist.“

„Ich habe das Glück, Euch nicht zu verstehen, d'Herblay.“

„Monseigneur, wir haben unsern Dichter, unsern Ingenieur, unsern Architekten, unsern Musiker, unsern Drucker, unsern Maler, wir brauchen unsern Gouverneur der Bastille.“

„Ah! Ihr glaubt?“

„Monseigneur, machen wir uns keine Illusionen; wir sind sehr der Gefahr ausgesetzt, in die Bastille wandern zu müssen . . . Lieber Herr Fouquet,“ fügte der Prälat bei, indem er unter seinen bleichen Lippen Zähne zeigte, welche immer noch die schönen, dreißig Jahre früher von Marie Michon angebeteten Zähne waren.

„Und Ihr glaubt, hundert und fünfzig tausend Livres seien hiefür nicht zu viel, d'Herblay. Ich versichere Euch, daß ihr Eure Geld gewöhnlich besser anlegt."

„Es wird ein Tag kommen, wo Ihr Euren Irrthum erkennen werdet."

„Mein lieber d'Herblay, an dem Tag, wo man in die Bastille eintritt, wird man nicht mehr durch die Vergangenheit begünstigt."

„Doch, wenn die unterschriebenen Obligationen ganz in Ordnung sind; und dann glaubt mir, dieser vortreffliche Baisemeaux hat kein Höflingsherz! Ich bin fest überzeugt, daß er mir eine Dankbarkeit für dieses Geld bewahren wird, abgesehen davon, daß ich, wie gesagt, die Unterschriften behalte."

„Was für eine verteufelte Geschichte! Wucher bei einer Sache der Wohlthätigkeit!"

„Monseigneur, mischt Euch nicht in diese Sache; findet Wucher statt, so treibe ich ihn allein; nur ziehen wir Beide den Nutzen daraus."

„Welche Intrigue, d'Herblay!"

„Ich leugne es nicht."

„Und Baisemeaux dabei Genosse!"

„Warum nicht? man hat schlimmere. Ich kann also morgen auf die fünftausend Pistolen zählen?"

„Wollt Ihr sie heute Abend?"

„Das wäre noch besser, denn ich will mich frühzeitig auf den Weg begeben; der arme Baisemeaux, der nicht weiß, was aus mir geworden ist, sitzt auf glühenden Kohlen."

„Ihr sollt die Summe in einer Stunde haben. Oh! d'Herblay, das Interesse von Euren hundert und fünfzig tausend Livres wird nie meine vier Million bezahlen," sagte Fouquet aufstehend.

„Warum nicht, Monseigneur?"

„Gute Nacht, ich habe vor Schlafengehen mit den Commis zu thun."

„Gute Nacht, Monseigneur.“

„D'Herblay, Ihr wünscht mir das Unmögliche.“

„Ich bekomme diesen Abend meine fünfzigtausend Livres?“

„Ja.“

„Nun, so schlaft auf beiden Ohren, das sage ich Euch. Gute Nacht, Monseigneur.“

Trotz dieser Versicherung und des Tons, mit dem sie gegeben wurde, ging Fouquet den Kopf schüttelnd und einen Seufzer ausstoßend weg.

V.

Die kleinen Rechnungen von Herrn Baisemeaux von Montlezun.

Es schlug sieben Uhr in Saint-Paul, als Aramis in bürgerlicher Tracht, das heißt in grünes Tuch gekleidet und ohne eine andere Auszeichnung, als eine Art von Jagdmesser an der Seite, an der Rue du Petit-Mure vorbeikam und der Rue des Tournelles gegenüber, vor dem Thore des Schlosses der Bastille anhielt.

Zwei Schildwachen standen an diesem Thor.

Sie machten keine Schwierigkeiten, Aramis zuzulassen, der, wie er war, einritt, und wiesen ihn mit der Geberde durch eine lange, auf beiden Seiten mit Gebäuden besetzte Passage.

Diese Passage führte bis zur Zugbrücke, das heißt bis zum wahren Eingang.

Die Zugbrücke war niedergelassen und der Dienst des Platzes begann,

Die Schildwache von der ersten Wachtstube hielt Aramis an und fragte ihn mit ziemlich barschem Ton, welche Ursache ihn hieher führe.

Aramis erklärte mit seiner gewöhnlichen Höflichkeit die Ursache, die ihn hieher führe, sei der Wunsch, Herrn Baisemeaux von Montlezun zu sprechen.

Die erste Wache rief eine zweite, welche in einem inneren Schilderhause stand.

Diese hielt den Kopf an ihre Luke und schaute Aramis sehr aufmerksam an.

Aramis wiederholte den Ausdrnck seines Wunsches.

Die Schildwache rief alsbald einen Unterofficier, der in einem geräumigen Hof auf und abging und, als er gehört hatte, um was es sich handelte, weglief, um einen Officier vom Stab des Gouverneur zu holen.

Der letztere, als er das Verlangen von Aramis vernommen hatte, bat ihn, einige Augenblicke zu warten, machte ein paar Schritte und kehrte zurück, um ihn nach seinem Namen zu fragen.

„Ich kann ihn Euch nicht sagen, mein Herr," antwortete Aramis; „erfahret nur, daß ich dem Herrn Gouverneur Dinge von so großer Wichtigkeit mitzutheilen habe, daß Herr von Baisemeaux entzückt sein wird, mich zu sehen, dafür stehe ich. Mehr noch, wenn Ihr ihm gesagt habt, es sei die Person, die er am 1. Juni erwarte, so bin ich überzeugt, daß er selbst herbeilaufen wird."

Der Officier konnte es nicht in seinen Geist bringen, ein so wichtiger Mann, wie der Herr Gouverneur, werde sich wegen eines so unbedeutenden Menschen bemühen, wie dieser kleine Bürger zu Pferde zu sein schien.

„Das trifft sich ganz vortrefflich, mein Herr, der Herr Gouverneur schickte sich an, auszufahren, und Ihr seht seinen Wagen im Hof am Gouvernement angespannt; er hat also nicht nöthig, Euch entgegenzukommen, doch er wird Euch im Vorüberfahren sehen."

Aramis machte mit dem Kopfe ein Zeichen der

Beipflichtung; er wollte keinen zu hohen Begriff von sich geben und wartete geduldig und stillschweigend, auf den Sattelbogen seines Pferdes vorgebeugt.

Es waren kaum zehn Minuten abgelaufen, als man den Wagen des Gouverneur erschüttert werden sah. Er näherte sich der Thüre, der Gouverneur kam heraus und stieg in den Wagen, der sich zur Abfahrt anschickte.

Dann fand dieselbe Ceremonie bei dem Gebieter des Hauses, wie bei einem verdächtigen Fremden statt; die Wache vom Schilderhaus schritt in dem Augenblick vor, wo der Wagen unter dem Gewölbe durchfahren wollte, und der Gouverneur öffnete den Schlag, um zuerst dem Befehl zu gehorchen.

Auf diese Art konnte sich die Wache überzeugen, daß Niemand durch Betrug aus der Bastille hinauskam.

Der Wagen rollte unter das Gewölbe.

Doch in dem Augenblick, wo man das Gitter öffnete, näherte sich der Officier der zum zweiten Mal angehaltenen Carrosse und sagte dem Gouverneur ein paar Worte.

Sogleich streckte der Gouverneur den Kopf aus dem Schlage und erblickte Aramis zu Pferde am Ende der Zugbrücke.

Er stieß einen Freudenschrei aus, stieg oder sprang vielmehr aus seinem Wagen, lief auf Aramis zu, faßte ihn bei den Händen und machte ihm tausend Entschuldigungen. Es fehlte nicht viel, daß er ihn geküßt hätte.

„Was hat man doch durchzumachen, um in die Bastille zu kommen, Herr Gouverneur! Ist es ebenso bei denjenigen, welche man wider ihren Willen dahin schickt, wie bei denjenigen, welche freiwillig kommen?"

„Verzeiht! verzeiht! Ah! Monseigneur, wie freut es mich, Eure Herrlichkeit zu sehen."

St! Ueberlegt doch, mein lieber Herr von Baisemeaux. Was sollte man denken, wenn man einen Bischof in einem solchen Aufzug sehen würde!"

„Oh! ich bitte um Entschuldigung, verzeiht, ich

bedachte das nicht . . . Das Pferd dieses Herrn in den Stall!" rief Baisemeaux.

„Teufel! nein, nein," sagte Aramis.

„Warum dies?"

„Weil fünftausend Pistolen im Mantelsack sind."

Das Gesicht des Gouverneur wurde so strahlend, daß die Gefangenen, würden sie es gesehen haben, hätten glauben können, es komme ein Prinz von Geblüt bei ihm an.

„Ja, ja, Ihr habt Recht, das Pferd ins Gouvernement. Mein lieber Herr d'Herblay, wollen wir wieder in den Wagen steigen, um bis zu mir zu fahren?"

„In den Wagen steigen, um durch einen Hof zu gelangen? Herr Gouverneur, haltet Ihr mich für so invalid? Nein, nein, zu Fuße, Herr Gouverneur, zu Fuße."

Baisemeaux bot seinen Arm als Stütze an, doch der Prälat machte keinen Gebrauch davon.

So kamen sie zum Gouvernement, während sich Baisemeaux die Hände rieb und aus dem Augenwinkel nach dem Pferde schielte, indeß Aramis die schwarzen, kahlen Mauern betrachtete.

Ein ziemlich großartiges Vorhaus und eine gerade Treppe von weißen Steinen führten in die Gemächer von Baisemeaux.

Dieser durchschritt das Vorzimmer, den Speisesaal, wo man das Frühstück zurichtete, öffnete eine kleine Geheimthüre und schloß sich mit seinem Gast in ein großes Cabinet ein, dessen Fenster sich schräge nach den Höfen und Ställen öffneten.

Baisemeaux quartierte den Prälaten mit jener unterwürfigen Höflichkeit ein, deren Geheimniß nur gutmüthige oder dankbare Menschen kennen.

Armstuhl, Kissen unter die Füße, rollender Tisch, um die Hand darauf zu stützen, Alles bereitete der Gouverneur selbst.

Er setzte auch mit einer religiösen Sorge auf den

Tisch den Goldsack, den einer von seinen Soldaten mit nicht geringerer Ehrfurcht heraufgeschleppt hatte, als ein Priester das heilige Sacrament trägt.

Der Soldat ging hinaus, Baisemeaux schloß hinter ihm die Thüre, zog einen Vorhang vom Fenster und schaute Aramis in die Augen, um zu sehen, ob ihm nichts fehle.

„Nun! Monseigneur," sagte er, ohne sich zu setzen, „Ihr seid also fortwährend der getreuste der Männer von Wort?"

„In Geschäften, mein lieber Herr Baisemeaux, ist die Pünktlichkeit keine Tugend, sondern eine einfache Pflicht."

„Ja, ja, in Geschäften, das begreife ich, aber das ist kein Geschäft, was Ihr mit mir macht, Monseigneur, es ist ein Dienst, den Ihr mir leistet"

„Stille doch, lieber Herr von Baisemeaux, gesteht, daß Ihr trotz dieser Pünktlichkeit nicht ganz ohne Besorgniß gewesen seid."

„Ueber Eure Gesundheit, ja, gewiß," stammelte Baisemeaux.

„Ich wollte gestern kommen, doch ich konnte nicht, ich war zu müde," fuhr Aramis fort.

Baisemeaux beeilte sich, noch ein weiteres Kissen seinem Gast unter die Lenden zu schieben.

„Aber," sagte Aramis, „ich nahm mir vor, Euch heute frühzeitig zu besuchen."

„Ihr seid vortrefflich, Monseigneur."

„Und es war gut, daß ich mich beeilte, wie mir scheint."

„Wie so?"

„Ja, Ihr wolltet eben ausfahren."

Baisemeaux erröthete.

„In der That, ich wollte ausfahren," sagte er.

„Dann habe ich Euch gestört?"

Die Verlegenheit von Baisemeaux wurde sichtbar.

„Ich bin Euch zur Last," fuhr Aramis fort, indem

er seinen einschneidenden Blick auf den armen Gouverneur heftete. „Wenn ich das gewußt hätte, so wäre ich nicht gekommen."

„Oh! Monseigneur, wie könnt Ihr glauben, Ihr seid mir je zur Last?"

„Gesteht, daß Ihr Geld suchen wolltet?"

„Nein," stammelte Baisemeaux, „nein, ich schwöre Euch; ich wollte. . ."

„Fährt der Herr Gouverneur immer noch zu Herrn Fouquet?" rief von unten die Stimme des Major.

Baisemeaux lief wie ein Verrückter ans Fenster und antwortete in Verzweiflung:

„Nein! nein! wer Teufels spricht denn von Herrn Fouquet? ist man betrunken da unten? warum stört man mich, wenn ich Geschäfte habe?"

„Ihr wolltet zu Herrn Fouquet," sagte Aramis: „zum Abbé oder zum Oberintendanten?"

Baisemeaux hatte gute Lust, zu lügen, aber er besaß nicht den Muth dazu und erwiederte:

„Zum Oberintendanten."

„Ihr seht also wohl, daß Ihr Geld nöthig hattet, da Ihr zu demjenigen gehen wolltet, welcher solches gibt."

„Nein, nein."

„Ah! ah! Ihr mißtraut mir."

„Mein lieber Herr, einzig und allein, weil ich den Ort nicht wußte, wo Ihr wohnt."

„Oh! Ihr hättet Geld von Herrn Fouquet bekommen, mein lieber Herr von Baisemeaux, das ist ein Mann, der eine offene Hand hat."

„Ich schwöre Euch, daß ich es nie gewagt hätte, mir von Herrn Fouquet Geld zu erbitten. Ich wollte ihn nur um Eure Adresse bitten.

„Meine Adresse bei Fouquet!" rief Aramis unwillkührlich die Augen aufreißend.

„Ja," sagte Baisemeaux, beunruhigt durch den Blick von Aramis, „ja, allerdings bei Herrn Fouquet."

„Dabei ist nichts Schlimmes, lieber Herr von Baisemeaux; nur frage ich mich, warum Ihr meine Adresse bei Herrn Fouquet sucht?"

„Ah! weil Herr Fouquet Belle-Isle besitzt. . ."

„Nun?"

„Belle-Isle, was zu der Diözese von Vannes gehört, und insofern Ihr Bischof von Vannes seid. . ."

„Mein lieber Herr von Baisemeaux, da Ihr wußtet, daß ich Bischof von Vannes bin, so brauchtet Ihr meine Adresse nicht von Herrn Fouquet zu verlangen."

„Sagt mir, mein Herr," sprach Baisemeaux in Verzweiflung, „habe ich eine Inconsequenz begangen? In diesem Fall bitte ich Euch um Verzeihung."

„Geht doch! Worin könntet Ihr denn eine Inconsequenz begangen haben?" fragte Aramis ruhig.

Und während er sein Gesicht wieder erheiterte und dem Gouverneur zulächelte, fragte Aramis sich selbst, wie es komme, daß Baisemeaux, der seine Adresse nicht kenne, doch wisse, daß Vannes seine Residenz sei.

„Ich werde mir hierüber Licht verschaffen," sagte er zu sich.

Dann fügte Aramis laut bei:

„Sprecht, mein lieber Gouverneur, wollen wir unsere kleinen Rechnungen machen?"

„Zu Euren Befehlen, Monseigneur . . . doch sagt mir zuvor, Monseigneur . . ."

„Was?"

„Werdet Ihr mir nicht die Ehre erweisen, mit mir wie gewöhnlich zu frühstücken?"

„Sehr gern."

„Schön!"

Baisemeaux schlug dreimal auf ein Glöckchen.

„Was bedeutet das?" fragte Aramis.

„Daß ich Jemand beim Frühstück habe, und daß man sich darnach richten soll."

„Ah! Teufel! Und Ihr schlagt dreimal! Wißt Ihr,

mein lieber Gouverneur, daß Ihr ausseht, als machtet Ihr mit mir Umstände?"

„Oh! ja wohl! Uebrigens ist es das Wenigste, daß ich Euch so gut als möglich empfange."

„Warum denn?"

„Es gibt keinen Fürsten, der für mich gethan hätte, was Ihr für mich gethan habt."

„Abermals."

„Nein, nein."

„Sprechen wir von etwas Anderem. Oder vielmehr, sagt mir: macht Ihr Eure kleinen Geschäfte in der Bastille?"

„Ja."

„Der Gefangene gibt also?"

„Nicht zu viel."

„Teufel!"

„Herr von Mazarin war nicht streng genug."

„Ah! ja, Ihr brauchtet eine argwöhnische Regierung, unsern alten Cardinal."

„Ja, unter ihm ging es gut. Der Bruder Seiner grauen Eminenz hat dabei sein Glück gemacht."

„Glaubt mir," sprach Aramis, indem er sich Baisemeaux näherte, „ein junger König ist so viel werth, als ein alter Cardinal. Die Jugend hat ihr Mißtrauen, ihren Zorn, ihre Leidenschaften, wenn das Alter seinen Haß, seine Vorsicht, seine Befürchtungen hat. Habt Ihr Eure drei Jahre Nutzen an Louvières und Tremblay bezahlt?"

„Oh! mein Gott, ja."

„Somit brauchen wir ihnen nichts mehr zu geben, als die fünfzig tausend Livres, die ich Euch bringe?"

„Ja."

„Keine Ersparnisse also?"

„Oh! Monseigneur, ich schwöre Euch, daß ich, indem ich diesen Herren von meiner Seite fünfzigtausend Livres gebe, Alles gebe, was ich gewinne. Das sagte ich erst gestern Abend Herrn d'Artagnan."

„Ah!“ rief Aramis, dessen Augen glänzten, aber sogleich wieder erloschen, „ah! Ihr habt Herrn d'Artagnan gestern gesehen? Und wie befindet sich dieser theure Freund?“

„Vortrefflich.“

„Und was sagtet Ihr ihm, Herr von Baisemeaur?“

„Ich sagte ihm,“ antwortete der Gouverneur, ohne seine Unbesonnenheit zu bemerken, „ich sagte ihm, ich beköstige meine Gefangenen zu gut.“

„Wie viel habt Ihr?“ fragte Aramis gleichgültig.

„Sechzig.“

„Ei! ei! das ist eine runde Zahl.“

„Ah! Monseigneur, früher gab es Jahre von zwei hundert.“

„Nun, ein Minimum von sechzig, darüber darf man sich nicht zu sehr beklagen.“

„Allerdings nicht, denn jedem Andern, als mir, müßte jeder hundert und fünfzig Pistolen eintragen.“

„Hundert und fünfzig Pistolen!“

„Rechnet nun: für einen Prinzen von Geblüt, zum Beispiel, habe ich fünfzig Livres täglich.“

„Nur habt Ihr keinen Prinzen von Geblüt, wenigstens wie ich glaube,“ entgegnete Aramis mit einem leichten Zittern in der Stimme.

„Nein, Gott sei Dank! das heißt, leider nein.“

„Wie, leider?“

„Allerdings, mein Platz wäre verbessert.“

„Das ist wahr.“

„Ich habe also für einen Prinzen von Geblüt fünfzig Franken.“

„Ja.“

„Für einen Marschall von Frankreich sechs und dreißig Livres.“

„Doch, nicht wahr, Ihr habt in diesem Augenblick eben so wenig einen Marschall von Frankreich, als einen Prinzen von Geblüt?“

„Ach! nein, es ist wahr; für die Generallieutenants

und die Brigadiers werden vier und zwanzig Livres täglich bezahlt, und ich habe zwei."

„Ah! ah!"

„Nach diesen kommen die Räthe beim Parlament, die mir fünfzehn Livres eintragen."

„Und wie viel habt Ihr solche?"

„Vier?"

„Ich wußte nicht, daß die Räthe so einträglich sind."

„Ja, aber von fünfzehn Livres sinke ich sogleich auf zehn."

„Auf zehn?"

„Ja, für einen gewöhnlichen Richter, für einen Geistlichen zehn. Solche habe ich sieben."

„Und Ihr habt sieben? Ein gutes Geschäft."

„Nein, ein schlechtes!"

„Warum?"

„Wie, soll ich nicht diese armen Teufel, welche doch am Ende etwas sind, behandeln, wie ich einen Rath beim Parlament behandle?"

„In der That, Ihr habt Recht, ich sehe keinen Unterschied von fünf Livres zwischen ihnen."

„Ihr begreift, wenn ich einen schönen Fisch habe, so bezahle ich immer vier bis fünf Livres dafür; kaufe ich ein gutes Huhn, so kostet es mich anderthalb Livres. Ich mäste viele Zöglinge des Geflügelhofs, aber ich muß das Korn kaufen, und Ihr könnt Euch nicht vorstellen, welches Heer von Ratten wir hier haben."

„Nun, warum stellt Ihr ihnen nicht ein halbes Dutzend Katzen entgegen?"

„Ja wohl, Katzen, sie fressen sie; ich bin genöthigt gewesen, darauf zu verzichten; urtheilt, wie sie mein Korn behandelten! Ich muß Dachshunde halten, die ich aus England kommen lasse, um die Ratten zu erwürgen. Die Hunde haben einen starken Appetit; sie essen eben so viel, als ein Gefangener vom fünften

Rang, abgesehen davon, daß sie mir zuweilen meine Kaninchen und meine Hühner erwürgen."

Hörte Aramis oder hörte er nicht? Niemand hätte es sagen können: seine niedergeschlagenen Augen bezeichneten den aufmerksamen Mann, seine unruhige Hand bezeichnete den absorbirten Menschen.

Aramis sann nach.

„Ich sagte Euch also," fuhr Baisemeaux fort, „ein leidliches Huhn koste anderhalb Livres und ein guter Fisch vier bis fünf Livres. Man macht drei Mahlzeiten in der Bastille, die Gefangenen essen fortwährend, da sie nichts zu thun haben; ein Mann von zehn Livres kostet mich sieben Livres und zehn Sous."

„Ihr sagtet mir, Ihr behandelt die von zehn Livres, wie die von fünfzehn?"

„Ja, gewiß."

„Sehr gut! Ihr gewinnt also sieben Livres und zehn Sous mit denen von fünfzehn Livres?"

„Man muß wohl ausgleichen," antwortete Baisemeaux, der sah, daß er sich hatte erwischen lassen.

„Ihr habt Recht, lieber Gouverneur; doch ist bei Euch kein Gefangener unter zehn Sous?"

„Ah! doch: wir haben den Bürgersmann und den Advocaten."

„Gut! wie hoch taxirt?"

„Zu fünf Livres."

„Und was essen diese?"

„Bei Gott! Ihr begreift, daß man ihnen nicht jeden Tag einen Sohlfisch oder ein gemästetes Huhn gibt, und auch nicht spanischen Wein bei jeder Mahlzeit; aber sie sehen immerhin dreimal in der Woche ein gutes Gericht bei ihrem Mittagessen."

„Das ist Philanthropie, mein lieber Gouverneur, und Ihr müßt Euch zu Grunde richten."

„Nein. Versteht mich recht. Wenn der von fünfzehn Livres sein Huhn nicht ganz gegessen oder der von zehn einen guten Ueberrest gelassen hat, so schicke ich

es dem von fünf Livres, und das ist ein Schmaus für den armen Teufel. Was wollt Ihr? man muß mildherzig sein."

„Und was habt Ihr ungefähr von den fünf Livres?"

„Dreißig Sous."

„Ah! Ihr seid ein redlicher Mann, Baisemeaux."

„Ich danke."

„Nein, wahrhaftig, ich erkläre es."

„Ich danke, Monseigneur. Doch ich glaube, Ihr habt Recht. Wißt Ihr, für wen ich leide?"

„Nein."

„Nun wohl, für die kleinen Bürger und für die Schreiber von Notaren, die nur zu drei Livres taxirt sind. Diese sehen nicht oft Rheinsalmen und Störe aus dem Kanal."

„Gut! Lassen die von fünf Livres nicht zufällig etwas übrig?"

„Oh! Monseigneur, glaubt nicht, ich sei in diesem Grad ein Knauser, ich mache den kleinen Bürger und den Schreiber unendlich glücklich, indem ich ihm einen Flügel von einem Feldhuhn, Rehbraten, eine Schnitte Trüffelpastete gebe, Gerichte, die er nur im Traume gesehen hat; nun, das sind Ueberreste der Herren von vier und zwanzig Livres; er ißt und trinkt; beim Nachtisch ruft er: Es lebe der König! und segnet die Bastille; mit zwei Flaschen Champagner, der mich auf fünf Sous kommt, mache ich ihn jeden Sonntag betrunken. Oh! diese Leute segnen mich, und sie beklagen es, wenn sie das Gefängniß verlassen. Wißt Ihr, was ich bemerkt habe?"

„Wahrhaftig, nein."

„Nun wohl! ich habe bemerkt . . . Wißt Ihr, daß das eine Ehre für mein Haus ist? Nun wohl, ich habe bemerkt, daß gewisse freigelassene Gefangene sich alsbald wieder einsperren ließen. Warum dies, wenn nicht, um meiner Küche theilhaftig zu sein? O! das ist buchstäblich wahr."

Aramis lächelte mit einer zweifelhaften Miene.

„Ihr lächelt?“

„Ja.“

„Ich sage Euch, daß wir Namen haben, die dreimal im Verlauf von zwei Jahren in das Register eingetragen worden sind.“

„Das müßte ich sehen, um es zu glauben.“

„Oh! man kann es Euch zeigen, obgleich es verboten ist, Fremden die Register mitzutheilen. Aber Ihr, Monseigneur, wenn Euch daran gelegen ist, die Sache mit eigenen Augen zu sehen . . . “

„Ich muß gestehen, ich wäre entzückt darüber.“

„Gut, es sei.“

Baisemeaux ging auf einen Schrank zu und zog ein großes Register heraus.

„Seht, zum Beispiel,“ sagte er.

„Was?“

„Martinier, Januar 1659. — Martinier, Juni 1660. — Martinier, März 1661, Pamphlete, Mazarinaden u. s. w. Ihr begreift, daß das nur ein Vorwand ist: man wurde wegen Mazarinaden nicht in die Bastille gesteckt; der Gevatter zeigte sich selbst an, daß man ihn einsteckte. Und in welcher Absicht? In der Absicht, wieder von meiner Küche um drei Livres zu speisen.“

„Um drei Livres! der Unglückliche!“

„Ja, Monseigneur; der Dichter ist im letzten Grad, Küche des Kleinbürgers und des Schreibers; aber ich sagte Euch, gerade ihnen bereite ich Ueberraschungen.“

Maschinenmäßig wandte Aramis die Blätter des Registers um und fuhr fort zu lesen, ohne daß er sich nur für die Namen, die er las, zu interessiren schien.

„Im Jahr 1660, seht Ihr,“ sagte Baisemeaux, „achtzig Gefangene; im Jahr 1659 achtzig.“

„Ah, Seldon!“ rief Aramis; „ich kenne diesen Namen, wie mir scheint. Sagtet Ihr mir nicht von einem jungen Mann . . .“

„Ja, ja! ein armer Teufel von einem Studenten. . . . Wie nennt Ihr doch zwei lateiniſche Verſe, die zuſammen gehören?“

„Ein Diſtichon.“

„Ja, ſo iſt es.“

„Der Unglückliche! für ein Diſtichon!“

„Peſt! nicht ſo raſch! Wißt Ihr, daß er dieſes Diſtichon gegen die Jeſuiten gemacht hat?“

„Gleichviel, die Strafe ſcheint mir ſehr ſtreng.“

„Beklagt ihn nicht; im vorigen Jahr ſchienet Ihr Euch für ihn zu intereſſiren.“

„Allerdings.“

„Nun wohl! da Euer Intereſſe hier allmächtig iſt, ſo behandle ich ihn ſeit jenem Tag wie einen von fünfzehn Livres.“

„Alſo wie dieſen,“ ſprach Aramis, der fortwährend geblättert und nun bei einem von den Namen angehalten hatte, welche auf den von Martinier folgten.

„Gerade wie dieſen.“

„Iſt dieſer Marchiali ein Italiener?“ fragte Aramis mit der Fingerſpitze auf den Namen deutend, der ſeine Aufmerkſamkeit erregt hatte.

„St!“ machte Baiſemeaux.

„Wie, ſt!“ ſagte Aramis, während er unwillkührlich ſeine weiße Hand krampfhaft zuſammenzog.

„Ich glaubte, ich hätte ſchon mit Euch von dieſem Marchiali geſprochen.“

„Nein, es iſt das erſte Mal, daß ich ſeinen Namen nennen höre.“

„Das iſt möglich, ich habe wohl von ihm geſprochen, ohne ihn Euch zu nennen.“

„Iſt es ein alter Sünder?“ fragte Aramis, indem er zu lächeln ſuchte.

„Nein, er iſt im Gegentheil noch ſehr jung.“

„Ah! ah! ſein Verbrechen iſt alſo ſehr groß?“

„Unverzeihlich!“

„Er hat gemordet?“

„Bah!“

„Brand geſtiftet?“

„Bah!“

„Verleumdet?“

„Ei! nein. Es iſt derjenige, welcher . . .“

Und Baiſemeaux näherte ſich dem Ohr von Aramis und machte aus ſeinen beiden Händen ein Hörrohr.

„Es iſt derjenige, welcher ſich erlaubt, zu gleichen dem . . .“

„Ah! ja, ja,“ ſagte Aramis. „Ich weiß es in der That, Ihr habt ſchon im vorigen Jahr davon geſprochen; aber das Verbrechen kam mir ſo leicht vor!“

„Leicht!“

„Oder vielmehr ſo unwillkührlich.“

„Monſeigneur, man bekommt eine ſolche Aehnlichkeit nicht unwillkührlich.“

„Nun, ich hatte ihn vergeſſen, das iſt die Sache. Doch höret, mein lieber Wirth,“ ſagte Aramis das Regiſter ſchließend, „ich glaube, man ruft uns.“

Baiſemeaux nahm das Regiſter, ſchob es raſch wieder in den Schrank, ſchloß dieſen und ſteckte den Schlüſſel in ſeine Taſche.

„Iſt es Euch nun gefällig, mit mir zu frühſtücken, Monſeigneur?“ fragte er; „denn Ihr täuſcht Euch nicht, man ruft uns zum Frühſtück.“

„Wie Euch beliebt, mein lieber Gouverneur.“

Und ſie gingen in das Speiſezimmer.

V.

Das Frühstück von Herrn von Baisemeaux.

Aramis war gewöhnlich äußerst mäßig, doch diesmal that er, während er indessen beim Wein sich sehr behutsam benahm, dem Frühstück von Baisemeaux, das vortrefflich war, alle Ehre an.

Dieser belebte sich seinerseits mit einer tollen Heiterkeit; der Anblick der fünftausend Pistolen, nach denen er von Zeit zu Zeit die Augen wandte, dehnte sein Herz aus.

Er schaute zuweilen Aramis mit einer sanften Rührung an.

Aramis warf sich in seinem Stuhl zurück und nippte ein paar Tropfen Wein, die er als Kenner kostete.

„Man sage mir wieder Schlimmes von der Kost in der Bastille," sprach er mit den Augen blinzelnd; „glücklich sind die Gefangenen, die täglich nur eine halbe Flasche von diesem Burgunder bekommen."

„Alle zu fünfzehn Franken trinken davon," erwiederte Baisemeaux. „Das ist ein sehr alter Volnay."

„Unser armer Schüler, unser armer Seldon bekommt also von diesem Wein?"

„Nein, nein!"

„Ich glaubte, ich hätte Euch sagen hören, er sei zu fünfzehn Livres taxirt?"

„Ei! niemals! Ein Mensch, der Districte macht ... Wie nennt Ihr das?"

„Disticha."

„Zu fünfzehn Livres! Geht doch: sein Nachbar ist zu fünfzehn Livres?"

„Sein Nachbar?"

„Ja."

„Welcher?"

„Der Andere, der zweite Bertaudière."

„Mein lieber Gouverneur, entschuldigt mich, Ihr sprecht eine Sprache, für die man einen gewissen Unterricht erhalten haben muß."

„Es ist wahr, verzeiht; zweiter Bertaudière heißt derjenige, welcher im zweiten Stock des la Bertaudière-Thurmes wohnt."

„Bertaudière ist also der Name von einem der Thürme der Bastille? Ich hörte in der That sagen, jeder Thurm habe seinen Namen. Und wo ist dieser Thurm?"

„Kommt und seht," sagte Baisemeaux, indem er nach dem Fenster ging. „Es ist jener Thurm links, der zweite."

„Sehr gut. Ah! dort ist der Gefangene zu fünfzehn Livres?"

„Ja."

„Und seit wie lange ist er dort?"

„Ungefähr seit sieben bis acht Jahren."

„Wie, ungefähr, Ihr wißt also Eure Data nicht sicher?"

„Das war nicht zu meiner Zeit, mein lieber Herr d'Herblay."

„Aber Louvière und Tremblay hätten Euch unterrichten müssen, wie mir scheint."

„Oh! mein lieber Herr . . . Verzeiht, verzeiht, Monseigneur."

„Laßt das . . . Ihr sagtet?"

„Ich sagte, die Geheimnisse der Bastille werden nicht mit den Schlüsseln des Gouvernement übergeben."

„Ah! dieser Gefangene ist also ein Geheimniß, ein Staatsgeheimniß?"

„Oh! ein Staatsgeheimniß, nein, ich glaube nicht; es ist ein Geheimniß wie Alles, was in der Bastille vor sich geht."

„Sehr gut; doch warum sprecht Ihr freier von Seldon, als von . . ."

„Als vom zweiten Bertaudière.“

„Ja.“

„Weil meines Erachtens das Verbrechen eines Menschen, der ein Distichon gemacht, minder groß ist, als das eines Menschen, der Aehnlichkeit hat mit . . .“

„Ja, ja, ich begreife; doch die Gefangenwärter...“

„Nun! die Gefangenwärter?“

„Sie sprechen mit den Gefangenen?“

„Ja wohl!“

„So müssen ihnen Eure Gefangenen sagen, daß sie nicht schuldig seien.“

„Sie sagen ihnen nichts als dieses, das ist die allgemeine Formel, es ist das universelle Lied.“

„Ja, aber wie ist es mit der Aehnlichkeit, von der Ihr so eben sprachet?“

„Nun?“

„Kann sie Euren Gefangenwärtern nicht auffallen?“

„Oh! mein lieber Herr d'Herblay, man muß ein Mann von Hofe sein, wie Ihr, um sich um alle diese Einzelheiten zu bekümmern.“

„Ihr habt tausendmal Recht, mein lieber Herr von Baisemeaux. Ich bitte, noch einen Tropfen von diesem Volnay.“

„Nicht einen Tropfen, ein Glas.“

„Nein, nein. Ihr seid Musketier geblieben bis an die Nagelspitzen, während ich Bischof geworden bin. Ein Tropfen für mich, ein Glas für Euch.“

„Es sei.“

Aramis und der Gouverneur stießen mit den Gläsern an und tranken.

„Und dann,“ sprach Aramis, indem er seinen glänzenden Blick auf den durch seine Hand bis zur Höhe seines Auges erhobenen flüssigen Rubin heftete, als wollte er mit allen Sinnen zugleich genießen, „und dann, was Ihr eine Aehnlichkeit nennt, würde ein Anderer vielleicht gar nicht bemerken.“

„Oh! doch, jeder Andere, der die Person kennen würde, welcher er gleicht.“

„Mein lieber Herr von Baiſemeaux, ich glaube, das iſt ganz einfach ein Spiel Eures Geiſtes.“

„Nein, bei meinem Wort!“

„Höret,“ fuhr Aramis fort: „ich habe bei vielen Leuten eine Aehnlichkeit mit dem wahrgenommen, den Ihr nanntet, aber aus Ehrfurcht ſprach man nicht davon.“

„Allerdings, weil es Aehnlichkeiten und Aehnlichkeiten gibt; dieſe iſt auffallend, und wenn Ihr ihn ſehen würdet . . .“

„Nun?“

„Müßtet Ihr es ſelbſt zugeſtehen.“

„Wenn ich ihn ſehen würde,“ erwiederte Aramis mit einer ganz ungezwungenen Miene, „aber ich werde ihn aller Wahrſcheinlichkeit nach nicht ſehen.“

„Warum nicht?“

„Weil ich mich, wenn ich nur den Fuß in eine von den verdammten Kammern ſetzte, auf immer begraben glauben würde.“

„Ei! die Wohnung iſt gut.“

„Nein, nein.“

„Wie, nein, nein?“

„Ich glaube Euch nicht auf Euer Wort.“

„Erlaubt, erlaubt, ſprecht nicht ſchlimm von der zweiten la Bertaudière. Teufel! das iſt eine gute Stube und äußerſt angenehm meublirt, denn ſie hat einen Teppich.“

„Was Ihr mir ſagt!“

„Ja! ja! der Junge iſt nicht unglücklich geweſen, man hat ihm die beſte Wohnung der Baſtille eingeräumt; das nenne ich Glück.“

„Geht doch,“ erwiederte Aramis kalt, „Ihr werdet mich nie glauben machen, es gebe gute Stuben in der Baſtille; und was Eure Teppiche betrifft . . .“

„Was meine Teppiche betrifft?“

„Sie beſtehen nur in Eurer Phantaſie; ich ſehe Spinnen, Ratten, Kröten ſogar.“

„Kröten!“

„In den Kerkern.“

„Ah! in den Kerkern, ich leugne das nicht.

„Seid Ihr der Mann, Euch durch Eure eigenen Augen zu überzeugen?“ fragte Baiſemeaux, der ſich allmählig hinreißen ließ.

„Nein! oh! um Gottes willen, nein!“

„Selbſt nicht, um Euch Gewißheit über die Aehnlichkeit zu verſchaffen, die Ihr leugnet, wie die Teppiche?“

„Ein Geſpenſt, ein Schatten, ein unglücklicher Sterbender?“

„Nein, nein! Ein Burſche, dem es ſo wohl iſt, als dem Fiſch im Waſſer.“

„Traurig, verdrießlich.“

„Keines Wegs, ausgelaſſen. Geht mit mir.“

„Unmöglich!“

„Kommt.“

„Wohin denn?“

„Wir wollen einen Gang durch die Baſtille machen.“

„Warum?“

„Ihr ſollt ſehen, Ihr ſollt durch Euch ſelbſt, mit Euren eigenen Augen ſehen.“

„Und die Vorſchriften?“

„Daran iſt nichts gelegen. Es iſt heute der Ausgangstag von meinem Major, der Lieutenant hat die Runde auf den Baſteien; wir ſind Herren hier.“

„Nein, mein lieber Gouverneur, ſchon der Gedanke an das Geräuſch der Riegel, die wir ziehen müßten, macht mich ſchauern.“

„Geht doch!“

„Ihr dürftet mich nur in einer dritten oder vierten Bertaudière vergeſſen . . . Ah! . .“

„Ihr ſcherzt.“

„Nein, ich ſpreche im Ernſte.“

„Ihr ſchlagt eine einzige Gelegenheit aus. Wißt Ihr, daß, um die Begünſtigung zu erlangen, die ich Euch umſonſt antrage, gewiſſe Prinzen von Geblüt bis fünzig tauſend Livres geboten haben?“

„Es ist also offenbar sehr interessant?"

„Die verbotene Frucht, Monseigneur! die verbotene Frucht, Ihr, der Ihr zur Kirche gehört, müßt das wissen."

„Nein, hätte ich eine Neugierde, so wäre es in Betreff des Schülers mit dem Distichon."

„Nun! so sehen wir diesen; er bewohnt gerade die dritte Bertaudière."

„Warum sagt Ihr gerade?"

„Weil ich, wenn ich eine Neugierde hätte, in Betreff der schönen mit einem Teppich belegten Stube und ihres Bewohners neugierig wäre."

„Bah! Meubles, das ist etwas Alltägliches; ein unbedeutendes Gesicht hat kein Interesse."

„Einer zu fünfzehn Livres, das ist immer interessant."

„Ei! eben hierüber vergaß ich Euch zu befragen. Warum für diesen fünfzehn Livres und für den armen Seldon nur drei?"

„Ah! seht, diese Unterscheidung ist eine herrliche Sache, mein lieber Herr, und hier offenbart sich die Güte des Königs."

„Des Königs! des Königs!"

„Des Cardinals, will ich sagen: „„Dieser Unglückliche,"" dachte Herr von Mazarin, „„dieser Unglückliche ist dazu bestimmt, immer im Kerker zu bleiben.""

„Warum?"

„Verdammt! mir scheint, sein Verbrechen ist ewig, und die Strafe muß es folglich auch sein."

„Ewig?"

„Allerdings, hat er nicht das Glück, die Pocken zu bekommen, Ihr begreift, und selbst diese Chance ist für ihn schwierig, denn man hat keine schlechte Luft in der Bastille."

„Euer Raisonnement ist äußerst geistreich, mein lieber Herr von Baisemeaux."

„Nicht wahr?"

„Ihr wolltet also sagen, da dieser Unglückliche ohne Unterlaß und ohne Ende leiden müsse . . .“

„Leiden, das habe ich nicht gesagt, Monseigneur, Einer zu fünfzehn Livres leidet nicht.“

„Wenigstens das Gefängniß leiden.“

„Gewiß, das ist ein Mißgeschick, doch dieses Leiden mildert man ihm . . . Ihr werdet zugeben, daß der Bursche nicht auf die Welt gekommen war, um alle die guten Dinge zu essen, die Ihr eßt. Bei Gott! Ihr sollt das sehen: wir haben hier diese unberührte Pastete, diese Krebse, von denen wir kaum gekostet, Krebse aus der Marne so groß wie Languſten. Nun wohl! dies Alles wird seinen Weg zur zweiten Bertaudière nehmen, mit einer Flasche von dem Volnay, den Ihr so gut findet. Wenn Ihr es gesehen, werdet Ihr hoffentlich nicht mehr zweifeln.“

„Nein, mein lieber Gouverneur, nein; bei dem Allem denkt Ihr aber nur an die glücklichen fünfzehn Livres und vergeßt den armen Seldon, meinen Schützling.“

„Gut! Euch zu Liebe soll er einen Festtag haben; er soll Zuckerbrod und Confituren mit diesem Fläschchen Porto bekommen.“

„Ihr seid ein wackerer Mann, Baisemeaux, ich habe es Euch schon gesagt und wiederhole es.“

„Gehen wir,“ sprach der Gouverneur, der halb durch den Wein, halb durch die Lobeserhebungen von Aramis betäubt war.

„Erinnert Euch, daß ich das thue, um Euch gefällig zu sein,“ sagte der Prälat.

„Oh! wenn wir zurückkehren, werdet Ihr mir danken.“

„Gehen wir also.“

„Wartet, daß ich den Schließer benachrichtige.“

Baisemeaux läutete zweimal, es erschien ein Mann.

„Ich gehe in die Thürme!“ rief der Gouverneur. „Keine Wachen, keine Trommeln, kurz kein Geräusch.“

„Ließe ich meinen Mantel nicht hier," sagte Aramis Furcht heuchelnd, „ich würde in der That glauben, ich ginge für meine eigene Rechnung ins Gefängniß."

Der Schließer schritt dem Gouverneur voran; Aramis hielt sich zur Rechten; einige im Hof zerstreute Soldaten stellten sich steif wie Pfähle auf, als der Gouverneur vorüberkam.

Baisemeaux ließ seinen Gast über mehrere Stufen schreiten, welche zu einer Art von Esplanade führten; von da an kam man zur Zugbrücke, auf der die Schildwachen den Gouverneur empfingen.

„Mein Herr," sagte nun der Gouverneur, indem er sich gegen Aramis umwandte und so sprach, daß die Schildwachen keines von seinen Worten verloren, „mein Herr, nicht wahr, Ihr habt ein gutes Gedächtniß?"

„Warum?" fragte Aramis.

„Für Eure Pläne und Eure Maße, denn Ihr wißt, daß es selbst nicht einmal den Baumeistern erlaubt ist, zu den Personen mit Papier, Federn oder Bleistift einzutreten."

„Gut!" sagte Aramis zu sich selbst, „es scheint, ich bin ein Baumeister. Ist das nicht abermals ein Scherz von Herrn d'Artagnan, der mich als Ingenieur in Belle-Isle gesehen hat?"

Dann sprach er laut:

„Seid unbesorgt, Herr Gouverneur; bei unserem Stand sind der Blick und das Gedächtniß hinreichend."

Baisemeaux verzog keine Miene: die Wachen hielten Aramis für das, was er zu sein schien.

„Nun wohl! gehen wir zuerst nach der Bertaudière," sagte Baisemeaux immer mit der Absicht, von den Wachen gehört zu werden.

„Gehen wir," antwortete Aramis.

Dann sich an den Schließer wendend, sprach Baisemeaux:

„Du wirst das benützen, um zu Nro 2 die Leckerbissen zu tragen, die ich Dir bezeichnet habe."

„Der Nro 3, lieber Herr von Baiſemeaux, Ihr vergeßt immer den Nro 3.“

„Es iſt wahr.“

Sie ſtiegen hinauf.

Was an Riegeln, Schlöſſern und Gittern für dieſen einzigen Hof vorhanden war, hätte für die Sicherheit einer ganzen Stadt genügt.

Aramis war weder ein Träumer, noch ein empfindſamer Menſch: er hatte in ſeiner Jugend Verſe gemacht, doch er war trockenen Herzens, wie jeder Mann von fünf und fünfzig Jahren, der die Weiber viel geliebt hat, oder viel von ihnen geliebt worden iſt.

Als er aber den Fuß auf die ausgetretenen ſteinernen Stufen ſetzte, über welche ſo viele Unglückliche geſchritten waren, als er ſich von der Atmoſphäre dieſer düſteren, thränenfeuchten Gewölbe umgeben fühlte, da war er ohne Zweifel gerührt, denn ſeine Stirne ſenkte ſich, denn ſeine Augen wurden trübe, und er folgte Baiſemeaux, ohne ein Wort mit ihm zu ſprechen.

VII.

Der Zweite von der Bertaudière.

Im zweiten Stock, war es Müdigkeit, war es Aufregung, fehlte dem Beſuche der Athem.

Er lehnte ſich an die Wand an.

„Wollte Ihr bei dieſem anfangen?“ fragte Baiſemeaux; „dann gehen wir von Einem zum Andern; gleichviel, wie mir ſcheint, ob wir vom zweiten zum dritten hinauf, oder vom dritten zum zweiten herabſteigen.

Es sind überdies auch einige Reparaturen in diesem Zimmer vorzunehmen," fügte er eiligst bei, in der Absicht, vom Schließer gehört zu werden, der sich im Bereiche der Stimme befand.

„Nein! nein!" rief Aramis; „weiter hinauf, weiter hinauf, Herr Gouverneur, wenn es Euch beliebt; oben ist das Dringendere."

Sie gingen weiter.

„Verlangt die Schlüssel vom Gefangenwärter," flüsterte Aramis.

„Gern."

Baisemeaux nahm die Schlüssel und öffnete selbst die Thüre der dritten Stube. Der Schließer trat zuerst ein und stellte auf einen Tisch den Proviant, den der Gouverneur seine Leckerbissen nannte.

Dann ging er hinaus.

Der Gefangene hatte sich nicht gerührt.

Da trat Baisemeaux ebenfalls ein, während Aramis auf der Schwelle stehen blieb.

Von hier sah er einen jungen Menschen, einen Knaben von achtzehn Jahren, der bei dem ungewohnten Geräusch den Kopf erhob, von seinem Bett herabsprang, als er den Gouverneur erblickte, und die Hände faltend: „Meine Mutter! meine Mutter!" zu rufen anfing.

Der Ton dieses jungen Menschen enthielt so viel Schmerz, daß Aramis unwillkührlich schauerte.

„Mein lieber Gast!" sagte Baisemeaux zu ihm, indem er zu lächeln suchte, „ich bringe Euch zugleich eine Zerstreuung und ein Extra, die Zerstreuung für den Geist, das Extra für den Körper. Dieser Herr wird Maße bei Euch nehmen, und hier sind Confituren für Euren Nachtisch."

„Oh! Herr! Herr!" erwiederte der junge Mensch, „laßt mich ein Jahr lang allein, nährt mich ein Jahr lang mit Wasser und Brod, aber sagt mir, ich werde am Ende eines Jahres von hier wegkommen, sagt mir,

ich werde am Ende eines Jahres meine Mutter wiederſehen."

„Mein lieber Freund," ſprach Baiſemeaux, „ich habe Euch ſelbſt ſagen hören, Eure Mutter ſei ſehr arm, Ihr habet ſchlecht bei ihr gewohnt, während hier, Teufel!"

„Wäre ſie arm, mein Herr, ſo wäre das ein Grund mehr, ihr die Stütze zurückzugeben; ſchlecht bei ihr gewohnt! oh! mein Herr, man wohnt immer gut, wenn man frei iſt."

„Nun, Ihr ſagt, Ihr habet nichts Anderes gemacht, als das unglückliche Diſtichon?"

„Und zwar ohne Abſicht, ohne irgend eine Abſicht, das ſchwöre ich Euch; ich las den Martial, als mir der Gedanke kam; oh! Herr, man ſtrafe mich, man haue mir die Hand ab, mit der ich es geſchrieben habe, ich werde mit der andern arbeiten, aber man gebe mich meiner Mutter zurück."

„Mein Kind," erwiederte der Gouverneur, „Ihr wißt, daß das nicht von mir abhängt; ich kann nur Eure Ration vermehren, Euch ein Gläschen Porto geben und ein Zuckerbrod zwiſchen zwei Tellern zukommen laſſen."

„Oh! mein Gott! mein Gott!" ſchrie der junge Menſch. Und er warf ſich rückwärts und wälzte ſich auf dem Boden.

Außer Stands, dieſe Scene länger zu ertragen, zog ſich Aramis bis auf den Ruheplatz zurück.

„Der Unglückliche!" murmelte er leiſe.

„Oh! ja, mein Herr," ſagte der Schließer, „er iſt ſehr unglücklich, doch daran ſind ſeine Eltern Schuld."

„Wie ſo?"

„Allerdings . . . Warum ließ man ihn Lateiniſch lernen? Seht Ihr, zu viel wiſſen iſt ſchädlich. Ich kann weder leſen, noch ſchreiben: ich bin auch nicht im Gefängniß."

Aramis ſchaute dieſen Menſchen an, der Gefangen-

wärter in der Baſtille ſein nicht im Gefängniß ſein hieß.

Als Baiſemeaux ſah, wie wenig Wirkung ſeine Rathſchläge und ſein Porto machten, ging er ganz unruhig hinaus.

„Nun! und die Thüre! die Thüre!“ ſagte der Schließer. „Ihr vergeßt, die Thüre wieder zu ſchließen.“

„Es iſt wahr,“ ſprach Baiſemeaux, „halt, halt, hier ſind die Schlüſſel.“

„Ich werde um die Begnadigung dieſes Kindes anſuchen,“ ſagte Aramis.

„Und wenn Ihr ſie nicht erlangt,“ fügte der Gouverneur bei, „ſo bittet wenigſtens, daß man ihn auf zehn Livres ſetzt; dabei werden wir Beide gewinnen.“

„Wenn der Andere auch nach ſeiner Mutter verlangt,“ bemerkte Aramis, „ſo will ich lieber gar nicht zu ihm hinein . . . ich nehme mein Maß von außen.“

„Oh! oh!“ rief der Gefangenwärter, „habt nicht bange, Herr Baumeiſter, dieſer iſt ſanft wie ein Lamm; um nach ſeiner Mutter zu rufen, müßte er ſprechen, und er ſpricht nie.“

„So treten wir ein,“ verſetzte Aramis mit dumpfem Tone.

„Oh! Herr,“ ſagte der Schließer, „Ihr ſeid Baumeiſter der Gefängniſſe?“

„Ja.“

„Und Ihr ſeid nicht mehr hieran gewöhnt? das iſt zum Erſtaunen.“

Aramis ſah, daß er, um keinen Verdacht zu erregen, alle ſeine Kräfte zuſammenraffen mußte.

Baiſemeaux hatte die Schlüſſel, er öffnete die Thüre.

„Bleibt außen und erwartet uns unten an der Stiege,“ ſagte er zum Schließer.

Der Schließer gehorchte und entfernte ſich.

Baiſemeaux ging zuerſt hinein und öffnete ſelbſt die zweite Thüre.

Da ſah man in dem Lichtgevierte, das durch das

vergitterte Fenster eindrang, einen schönen jungen Mann von kleinem Wuchs mit langen Haaren und einem schon wachsenden Bart; er saß auf einem Schämel, den Ellenbogen auf einem Fauteuil, auf das er den ganzen Oberleib lehnte.

Sein auf dem Bette liegendes Kleid war von feinem schwarzen Sammet, und er athmete die frische Luft, die sich in seine Brust durch ein Hemd vom allerschönsten Batist versenkt hatte.

Als der Gouverneur eintrat, drehte der junge Mann mit einer ganz nachläßigen Bewegung den Kopf um, und da er Baisemeaux erkannte, stand er auf und grüßte höflich.

Sobald sich aber seine Augen auf Aramis richteten, der im Schatten geblieben war, schauerte dieser; er erbleichte, und sein Hut, den er in der Hand hielt, entschlüpfte ihm, als hätten sich alle seine Muskeln zugleich abgespannt.

Baisemeaux, der an die Gegenwart seines Gefangenen gewöhnt war, schien während dieser Zeit keines von den Gefühlen zu theilen, welche Aramis bewegten; er breitete auf dem Tisch seine Pastete und seine Krebse aus, wie es nur ein eifriger Diener hätte thun können. So beschäftigt, bemerkte er die Unruhe seines Gastes nicht.

Als er aber damit zu Ende war, wandte er sich an den jungen Gefangenen und sagte:

„Ihr seht gut aus, es geht gut bei Euch.“

„Sehr gut, mein Herr, ich danke,“ antwortete der junge Mann.

Diese Stimme hätte Aramis beinahe zu Boden geworfen. Unwillkührlich machte er, die Augen weit aufgerissen, die Lippen zitternd, einen Schritt vorwärts.

Seine Bewegung war so sichtbar, daß sie Baisemeaux nicht entgehen konnte, so sehr er auch beschäftigt sein mochte.

„Hier ist ein Baumeister, der Euren Kamin untersuchen soll,“ sagte Baisemeaux; „raucht er?“

„Nie, mein Herr.“

„Ihr sagtet, man könne im Gefängniß nicht glücklich sein,“ sprach der Gouverneur, sich die Hände reibend; „hier seht Ihr aber einen Gefangenen, der es ist. Ich hoffe, Ihr beklagt Euch nicht?“

„Nie.“

„Ihr langweilt Euch nicht?“ fragte Aramis.

„Nie!“

„Nun!“ sagte Baisemeaux ganz leise, „hatte ich Recht?“

„Oh! mein lieber Gouverneur, man muß sich wohl in die Nothwendigkeit fügen. Ist es erlaubt, Fragen an ihn zu stellen?“

„So viel Ihr wollt.“

„Nun! so macht mir das Vergnügen, ihn zu fragen, ob er wisse, warum er hier ist.“

„Dieser Herr beauftragt mich, Euch zu fragen, ob Ihr die Ursache Eurer Gefangenschaft kennet?“ sagte Baisemeaux.

„Nein, mein Herr, ich kenne sie nicht,“ antwortete der junge Mann ganz einfach.

„Das ist unmöglich!“ rief Aramis unwillkührlich fortgerissen; „wüßtet Ihr die Ursache Eurer Gefangenschaft nicht, so wäret Ihr wüthend.“

„Ich war es während der ersten Tage.“

„Warum seid Ihr es nicht mehr?“

„Weil ich überlegt habe.“

„Das ist seltsam,“ sagte Aramis.

„Nicht wahr, das ist erstaunlich?“ sprach der Gouverneur.

„Und was habt Ihr überlegt,“ fragte Aramis, „darf man es wissen, mein Herr?“

„Ich habe mir überlegt, daß mich Gott, da ich kein Verbrechen begangen habe, nicht strafen könne.“

„Aber was ist denn das Gefängniß, wenn nicht eine Strafe?“ erwiederte Aramis.

„Ach! ich weiß es nicht und kann Euch nur sagen,

daß es ganz das Gegentheil von dem ist, was ich vor sieben Jahren hatte."

„Wenn man Euch hört, wenn man Eure Resignation sieht, ist man versucht, zu glauben, Ihr liebet das Gefängniß."

„Ich ertrage es."

„In der Gewißheit, eines Tags frei zu werden."

„Ich habe keine Gewißheit, mein Herr, nur Hoffnung, und, ich gestehe es, diese Hoffnung verliert sich jeden Tag mehr."

„Warum solltet Ihr aber nicht frei werden, da Ihr es schon gewesen seid?"

„Das ist gerade der Grund, der mich abhält, die Freiheit zu erwarten," antwortete der junge Mann; „warum würde man mich eingesperrt haben, hätte man beabsichtigt, mich später wieder freizulassen?"

„Wie alt seid Ihr?"

„Ich weiß es nicht."

„Wie heißt Ihr?"

„Ich habe den Namen, den man mir gab, vergessen."

„Eure Eltern?"

„Ich habe sie nie gekannt."

„Aber diejenigen, welche Euch erzogen?"

„Nannten mich nicht ihren Sohn."

„Liebtet Ihr Jemand, ehe Ihr hierher kamet?"

„Ich liebte meine Amme und meine Blumen."

„Ist das Alles?"

„Ich liebte auch meinen Bedienten."

„Es thut Euch leid um Eure Amme und um diesen Bedienten?"

„Ich habe viel geweint, als sie starben."

„Sind sie gestorben, seitdem Ihr hier seid, oder ehe Ihr hier waret?"

„Sie sind am Vorabend des Tages gestorben, an welchem man mich wegführte."

„Beide zu gleicher Zeit?"

„Beide zu gleicher Zeit."

„Und wie hat man Euch weggebracht?“

„Ein Mann suchte mich auf, ließ mich in einen Wagen steigen, der mit Schlössern geschlossen war, und führte mich hierher.“

„Würdet Ihr diesen Mann wiedererkennen?“

„Er hatte eine Larve.“

„Ist diese Geschichte nicht außerordentlich?“ fragte Baisemeaux leise Aramis.

Aramis konnte kaum athmen.

„Ja, außerordentlich,“ murmelte er.

„Doch noch außerordentlicher ist, daß er mir nie so viel gesagt hat, als er Euch sagt.“

„Vielleicht kommt dies davon her, daß Ihr ihn nie befragt habt.“

„Das ist möglich,“ erwiederte Baisemeaux „ich bin nicht neugierig. Uebrigens seht Ihr die Stube: ist sie nicht schön?“

„Sehr schön.“

„Ein Teppich . . .“

„Herrlich.“

„Ich wette, er hatte keinen ähnlichen, ehe er hierher kam.“

„Ich glaube es,“ sprach Aramis.

Dann wandte er sich wieder an den jungen Mann und fragte diesen:

„Erinnert Ihr Euch nicht, je einmal einen Besuch von einem Fremden oder einer Fremden gehabt zu haben?“

„Oh! doch, dreimal von einer Frau, welche jedes Mal in einem Wagen vor dem Thor anhielt und bedeckt von einem Schleier eintrat, den sie nur aufhob, wenn wir eingeschlossen und allein waren.“

„Ihr erinnert Euch dieser Frau?“

„Ja.“

„Was sagte sie Euch?“

Der junge Mann lächelte traurig.

„Sie fragte mich, was Ihr mich fragt, ob ich glücklich sei oder ob ich mich langweile.“

„Und wenn sie kam oder wegging?“

„Schloß sie mich in ihre Arme, drückte sie mich an ihr Herz, küßte sie mich.“

„Ihr erinnert Euch ihrer?“

„Vortrefflich.“

„Ich frage, ob Ihr Euch ihrer Gesichtszüge erinnert?“

„Ja.“

„Ihr würdet sie also wiedererkennen, wenn sie der Zufall vor Euch oder Euch zu ihr führte?“

„Oh! gewiß!“

Ein Blitz flüchtiger Freude zuckte in dem Gesicht von Aramis.

In diesem Augenblick hörte Baisemeaux den Schließer heraufkommen.

„Wollen wir weggehen?“ sagte er rasch zu Aramis.

Aramis wußte wahrscheinlich Alles, was er wissen wollte.

„Wann es Euch beliebt,“ antwortete er.

Der junge Mann sah, daß sie sich anschickten, wegzugehen, und grüßte sie höflich.

Baisemeaux erwiederte dies durch ein einfaches Nicken mit dem Kopf.

Aramis, der ohne Zweifel durch das Unglück ehrfurchtsvoll geworden war, machte eine tiefe Verbeugung vor dem Gefangenen.

„Nun!“ fragte Baisemeaux auf der Treppe, „was sagt Ihr zu dem Allem?“

„Ich habe das Geheimniß entdeckt, mein lieber Gouverneur.“

„Bah! Und was für ein Geheimniß ist das?“

„Es ist ein Mord in diesem Hause begangen worden.“

„Geht doch!“

„Begreift Ihr, daß der Bediente und die Amme an einem Tage gestorben sind?“

„Nun?“

„Gift.“

„Oh! oh!“

„Was sagt Ihr dazu?“

„Daß das wohl wahr sein könnte.“ Wie! dieser junge Mensch wäre ein Mörder?“

„Ei! wer sagt Euch das? Wie soll das arme Kind ein Mörder sein?“

„Das behauptete ich auch.“

„Das Verbrechen ist in seinem Hause begangen worden, und das genügt; vielleicht hat er die Verbrecher gesehen, und man befürchtet, er könnte sprechen.“

„Teufel! wenn ich das wüßte . . .“

„Nun?“

„Ich würde meine Wachsamkeit verdoppeln.“

„Oh! er sieht nicht aus, als hätte er Lust, zu entweichen.“

„Oh! Ihr kennt die Gefangenen nicht.“

„Hat er Bücher?“

„Nie; es ist durchaus verboten, ihm zu geben.“

„Durchaus?“

„Eigenhändig von Herrn von Mazarin.“

„Und Ihr habt diese Note?“

„Ja, Monseigneur; wollt Ihr sie sehen, wenn Ihr zurückkommt, um Euren Mantel zu holen?“

„Sehr gern, ich habe eine große Freude an Autographen.“

„Dieses ist von einer herrlichen Schrift und hat nur einen Durchstrich.“

„Ah! ah! und warum dieser Durchstrich?“

„Wegen einer Zahl.“

„Wegen einer Zahl?“

„Ja. Anfangs stand: Kostgeld zu 50 Livres.“

„Also wie bei den Prinzen von Geblüt?“

„Aber Ihr begreift, der Cardinal wird gesehen haben, daß er sich irrte; er hat die Nulle durchstrichen und einen 1 vor den 5 beigesetzt. Doch in Betreff . . .“

„Was?“

„Ihr sprecht nicht von der Aehnlichkeit?“

„Mein lieber Herr von Baisemeaux, ich spreche aus einem einfachen Grunde nicht davon: weil sie nicht besteht.“

„Oh! oh!“

„Und wenn sie besteht, so besteht sie nur in Eurer Einbildungskraft, und wenn sie auch anderswo bestünde, so glaube ich doch, Ihr würdet besser daran thun, nicht davon zu sprechen.“

„Wahrhaftig?“

„König Ludwig XIV., Ihr begreift, er würde einen tödtlichen Haß auf Euch werfen, wenn er erführe, Ihr traget dazu bei, das Gerücht zu verbreiten, einer seiner Unterthanen habe die Frechheit, ihm zu gleichen.“

„Es ist wahr, es ist wahr,“ sagte Baisemeaux ganz erschrocken, „doch ich habe von dieser Sache nur mit Euch gesprochen, und auf Eure Verschwiegenheit darf ich wohl zählen, Monseigneur.“

„Oh! seid unbesorgt.“

„Wollt Ihr die Note sehen?“ fragte Baisemeaux.

„Allerdings.“

So plaudernd kamen sie zurück; Baisemeaux zog aus einem Schrank ein besonderes Register, das dem ähnlich, welches er Aramis schon gezeigt hatte, aber mit einem Schloß versehen war.

Der Schlüssel, der dieses Schloß öffnete, gehörte zu dem kleinen Bund, den Baisemeaux beständig bei sich trug.

Er legte das Buch auf den Tisch, öffnete es bei dem Buchstaben M und zeigte Aramis diese Note bei der Colonne der Bemerkungen.

„Nie Bücher, Wäsche von der größten Feinheit, ausgesuchte Kleider; keine Spaziergänge, keine Veränderung des Gefangenwärters, keine Communicationen.

„Musikalische Instrumente; jede Freiheit in Beziehung auf das Wohlbehagen; 15 Livres für die Kost:

Herr von Baiſemeaux kann fordern, wenn die 15 Livres nicht genügen."

„Ah! ja wohl," ſagte Baiſemeaux, „das fällt mir ein: ich werde fordern."

Aramis ſchloß das Buch wieder.

„Ja," ſagte er, „es iſt die Hand von Herrn von Mazarin; ich erkenne ſeine Schrift. Nun, mein lieber Gouverneur," fuhr er fort, als ob dieſe letzte Mittheilung ſein Intereſſe erſchöpft hätte, „nun wollen wir zu unſern kleinen Geſchäften übergehen."

„Welchen Termin ſoll ich nehmen? beſtimmt es ſelbſt."

„Nehmt gar keinen Termin; ſtellt mir einen einfachen Schein von hundert und fünfzig tauſend Livres aus."

„Zahlbar?"

„Nach meinem Willen; doch Ihr begreift, ich werde nur wollen, wenn Ihr ſelbſt wollt."

„Oh! ich bin ganz ruhig," erwiederte Baiſemeaux lächelnd; „doch ich habe Euch ſchon zwei Scheine gegeben."

„Ihr ſeht auch, daß ich ſie zerreiße," ſagte Aramis.

Und er zeigte dem Gouverneur die zwei Scheine und zerriß ſie in der That.

Durch ein ſolches Zeichen des Vertrauens beſiegt, unterſchrieb Baiſemeaux ohne Zögern einen Schuldſchein von hundert und fünfzigtauſend Livres, rückzahlbar nach dem Willen des Prälaten.

Aramis, der der Feder über die Schulter des Gouverneur gefolgt war, ſteckte den Schein in die Taſche, ohne daß er das Ausſehen hatte, als läſe er ihn, was Baiſemeaux vollkommen beruhigte.

„Ihr werdet mir nun nicht grollen, wenn ich Euch einen Gefangenen entführe?" ſagte Aramis.

„Wie ſo?"

„Ja, indem ich ſeine Begnadigung erlange. Habe ich Euch nicht geſagt, der arme Seldon intereſſire mich?"

„Ah! es iſt wahr. Nun wohl! das iſt Eure Sache,

handelt nach Eurem Gutdünken; ich weiß, daß Ihr einen langen Arm und eine starke Hand habt."

„Gott befohlen!" sprach Aramis.

Und er entfernte sich, die Segnungen des Gouverneurs mit sich nehmend.

VIII.

Die zwei Freundinnen.

Zu derselben Zeit, wo Herr von Baisemeaux-Aramis die Gefangenen der Bastille zeigte, hielt ein Wagen vor der Thüre von Frau von Bellière an und setzte zu dieser noch frühen Stunde auf der Freitreppe eine junge Frau ab, deren Kopf in Seide gehüllt war.

Als man Madame Vanel bei Frau von Bellière meldete, war diese in das Lesen eines Briefes versunken, den sie hastig verbarg.

Sie hatte kaum ihre Morgentoilette beendigt, und ihre Zofen waren noch im anstoßenden Zimmer.

Sobald sie Marguerite Vanel herbeikommen hörte, lief ihr Frau von Bellière entgegen. Sie glaubte in den Augen ihrer Freundin einen Glanz wahrzunehmen, welcher nicht der der Gesundheit oder der Freude war.

Marguerite umarmte sie, drückte ihr die Hände und ließ ihr kaum Zeit, zu sprechen.

„Meine Liebe," sagte sie, „Du vergissest mich also? Du gibst Dich also ganz und gar den Vergnügungen des Hofes hin?"

„Ich habe nicht einmal die Hochzeitsfestlichkeiten gesehen."

„Was machst Du denn?"

„Ich treffe Vorkehrungen, um nach Bellière zu gehen.“

„Nach Bellière?“

„Ja.“

„Eine Landbewohnerin also? Ich sehe Dich gern in dieser Stimmung. Doch Du bist bleich.“

„Nein, ich befinde mich zum Entzücken wohl.“

„Desto besser, ich war besorgt. Du weißt nicht, was man mir sagte.“

„Man sagt so Vieles!“

„Oh! dieses ist außerordentlich.“

„Wie Du Dein Auditorium schmachten zu lassen weißt, Marguerite!“

„Höre: ich befürchte, Dich zu ärgern.“

„Oh! nie. Du bewunderst selbst meinen gleichmäßigen Humor.“

„Nun wohl! man sagt, daß . . . Ah! wahrhaftig, ich kann Dir das nie gestehen.“

„So sprechen wir nicht mehr davon,“ erwiederte Frau von Bellière, welche eine Bosheit unter diesem Eingang errieth, aber sich dennoch von Neugierde verzehrt fühlte.

„Nun denn, meine liebe Marquise, man sagt, seit einiger Zeit bedaurest Du den Verlust von Herrn von Bellière, dem armen Mann, viel weniger.“

„Das ist ein böses Gerücht, Marguerite, ich beklage den Verlust meines Gatten und werde ihn immer beklagen. Doch er ist nun zwei Jahre todt, ich bin erst zwanzig Jahre alt, und der Schmerz über sein Hinscheiden darf nicht alle Handlungen, alle Gedanken meines Lebens beherrschen. Würde ich es sagen, so würdest Du, Marguerite, Du die vorzugsweise Frau, es nicht glauben.“

„Warum nicht? Du hast ein so zärtliches Herz!“ entgegnete boshaft Madame Vanel.

„Du hast auch ein solches, und ich habe nicht gesehen, daß Du Dich vom Kummer niederbeugen ließest, wenn Dein Herz verwundet war.“

Diese Worte waren eine unmittelbare Anspielung auf den Bruch von Marguerite mit dem Oberintendanten. Sie waren auch ein verschleierter, aber ebenfalls unmittelbarer Vorwurf für das Herz der jungen Frau.

Als hätte sie nur dieses Signal erwartet, um ihren Pfeil abzuschießen, rief Marguerite:

„Nun wohl, Elise, man sagt, Du seist verliebt."

Und sie verschlang mit dem Blick Frau von Belière, die sich des Erröthens nicht erwehren konnte.

„Man läßt es nie daran fehlen, daß man die Frauen verleumdet," erwiederte die Marquise, nachdem sie einen Augenblick geschwiegen hatte.

„Oh! man verleumdet Dich nicht, Elise."

„Wie! man sagt, ich sei verliebt, und man verleumdet mich nicht?"

„Einmal, wenn es wahr ist, ist es nicht Verleumdung, sondern nur Nachrede. Sodann, denn Du lässest mich nicht vollenden, sodann sagt das Publikum nicht, Du gebest Dich dieser Liebe hin. Es schildert Dich im Gegentheil als eine tugendhaft Liebende, Du seist mit Zähnen und Klauen bewaffnet und schließest Dich in Deinem Hause wie in einer Festung ein, und zwar in einer Festung, welche noch viel weniger zu erobern, als die der Danae, obgleich die der Danae von Erz gemacht war."

„Du hast Witz, Marguerite," sagte Frau von Belière zitternd.

„Du hast mir stets geschmeichelt, Elise. Kurz, man nennt Dich unbestechbar und unzugänglich . . . Aber wovon träumst Du, während ich mit Dir spreche?"

„Ich?"

„Ja, Du bist ganz roth und ganz stumm."

„Ich suche," antwortete die Marquise, ihre schönen, glänzenden Augen mit einem Anfang von Zorn aufschlagend, „ich suche, worauf Du, der Du in der Mythologie so gelehrt bist, anspielen konntest, indem Du mich mit Danae verglichst."

„Ah! ah!“ rief Marguerite lachend, „Du ſuchſt das?“

„Ja; erinnerſt Du Dich nicht, daß wir im Kloſter, wenn wir arithmetiſche Probleme löſen ſollten . . . Ah! ah! das iſt auch gelehrt, was ich Dir da ſagen will... Erinnerſt Du Dich nicht, daß wenn eines von den Gliedern gegeben war, wir das andere finden mußten?“

„Suche alſo, ſuche.“

„Aber ich errathe nicht, was Du meinſt.“

„Es kann doch nichts einfacher ſein.“

„Nicht wahr, Du behaupteſt, ich ſei verliebt?“

„Man hat es mir geſagt.“

„Nun denn! man ſagt nicht, ich ſei in etwas Abſtractes verliebt. Bei dieſem ganzen Gerücht iſt wohl ein Name.“

„Gewiß, es iſt ein Name dabei.“

„Man darf nicht ſtaunen, daß ich dieſen Namen ſuchen muß, da Du ihn mir nicht ſagſt.“

„Meine liebe Marquiſe, als ich Dich erröthen ſah, glaubte ich, Du würdeſt nicht lange ſuchen.“

„Dein Wort Danae hat mich in Verwunderung geſetzt. Nicht wahr, wer Danae ſagt, ſagt Goldregen?“

„Das heißt, der Jupiter von Danae verwandelte ſich für dieſe in einen Goldregen.“

„Mein Geliebter alſo . . . derjenige, welchen Du mir gibſt?“

„Oh! verzeih', ich bin Deine Freundin und gebe Dir Niemand.“

„Es mag ſein, aber die Feinde?“

„Soll ich Dir den Namen ſagen?“

„Du läſſeſt mich ſchon ſeit einer halben Stunde darauf warten.“

„Du ſollſt ihn hören. Erzürne Dich nicht, es iſt ein mächtiger Mann.“

„Gut!“

Die Marquiſe drückte ſich ihre zugeſpitzten Nägel

in die Hände wie der Patient bei Annäherung des Eisens.

„Es ist ein sehr reicher Mann," fuhr Marguerite fort, „der reichste vielleicht. Kurz es ist . . ."

Die Marquise schloß einen Moment die Augen.

„Es ist der Herzog von Buckingham," sagte Marguerite und schlug ein lautes Gelächter auf.

Die Hinterlist war mit einer unglaublichen Schlauheit berechnet worden. Dieser Name, der fälschlicher Weise auf den Platz des Namens fiel, den die Marquise erwartete, machte auf die arme Frau die Wirkung jener schlecht geschliffenen Beile, welche die Herren von Chalais und von Thou auf ihren Blutgerüsten zerhackten, ohne sie zu tödten.

Sie erholte sich jedoch und erwiederte:

„Ich hatte Recht, wenn ich Dich eine Frau von Witz nannte, Du hast mir einen angenehmen Augenblick bereitet. Der Spaß ist reizend. Ich habe Herrn von Buckingham nie gesehen."

„Nie?" sagte Marguerite, ihr Gelächter bezwingend.

„Ich habe keinen Schritt aus dem Hause gethan, seitdem der Herzog in Paris ist."

„Oh!" entgegnete Madame Vanel, während sie ihren widerspänstigen Fuß nach einem Papier ausstreckte, das beim Fenster auf dem Teppich zitterte, „man kann sich nicht sehen, aber man schreibt sich."

Die Marquise bebte.

Das Papier war der Umschlag des Briefes, den sie bei der Ankunft ihrer Freundin las. Dieser Umschlag war mit dem Wappen des Oberintendanten gesiegelt.

Indem sie auf ihren Sofa zurückwich, ließ Frau von Bellière auf das Papier die dicken Falten ihres weiten seidenen Kleides rollen und verbarg es so.

„Höre, Marguerite," sprach sie dann, „bist Du, um mir alle diese Tollheiten zu sagen, so frühzeitig gekommen?"

„Nein, ich bin einmal gekommen, um Dich zu

ſehen, und dann um Dich an unſere ſo ſüßen und ſo guten alten Gewohnheiten zu erinnern. Du weißt, als wir in Vincennes ſpazieren gingen und unter einer Eiche, in einem Gebüſch über diejenigen plauderten, welche wir liebten, und die uns liebten."

„Du ſchlägſt mir eine Promenade vor?"

„Ich habe meinen Wagen und drei Stunden Freiheit."

„Ich bin nicht angekleidet, Marguerite, und . . . wenn Du willſt, daß wir plaudern, ohne in das Wäldchen von Vincennes zu fahren, ſo finden wir im Garten dieſes Hauſes einen ſchönen Baum, buſchige Hagenbuchen, einen mit Maßlieben beſtreuten Raſen und alle die Veilchen, die man von hier aus riecht."

„Meine liebe Marquiſe, ich bedaure, daß Du es mir abſchlägſt. Es war für mich ein Bedürfniß, mein Herz in das Deinige zu ergießen."

„Ich wiederhole Dir, Marguerite, mein Herz gehört Dir eben ſo wohl in dieſem Zimmer, eben ſo wohl hier in der Nähe, unter der Linde in meinem Garten, als dort unter einer Eiche im Wald."

„Für mich iſt dies nicht daſſelbe . . . Indem ich mich Vincennes näherte, näherte ich meine Seufzer dem Ziele, nach dem ſie ſeit einigen Tagen gerichtet ſind."

Die Marquiſe erhob plötzlich den Kopf.

„Nicht wahr, Du wunderſt Dich, daß ich noch an Saint-Mandé denke?"

„An Saint-Mandé!" rief Frau von Bellière.

Und die Blicke der zwei Frauen kreuzten ſich wie zwei unruhige Schwerter beim erſten Beginnen des Kampfes,

„Du, die Du ſo ſtolz biſt!" ſagte die Marquiſe mit Verachtung.

„Ich, die ich ſo ſtolz," erwiederte Madame Vanel. „Ich bin ſo gemacht . . . Ich verzeihe das Vergeſſen nicht, ich ertrage die Untreue nicht. Wenn ich verlaſſe und man weint, ſo bin ich verſucht, abermals zu lieben;

aber wenn man mich verläßt und ſpottet, ſo liebe ich bis zum Wahnſinn."

Frau von Bellière machte eine unwillkührliche Bewegung.

„Sie iſt eiferſüchtig," ſagte Marguerite zu ſich ſelbſt.

„So biſt Du alſo," fuhr die Marquiſe fort, „ſo biſt Du bis zum Wahnſinn in Herrn von Buckingham verliebt . . . nein, ich täuſche mich . . . in Herrn Fouquet."

Marguerite fühlte den Streich und all ihr Blut floß nach ihrem Herzen.

„Und Du wollteſt nach Vincennes fahren, nach Saint-Mandé ſogar?"

„Ich weiß nicht, was ich wollte, Du hätteſt mir vielleicht gerathen."

„Worin?"

„Du haſt es oft gethan."

„Bei dieſer Gelegenheit wäre es ſicherlich nicht geſchehen, denn ich, ich verzeihe nicht wie Du. Ich liebe weniger vielleicht, hat man aber mein Herz verletzt, ſo iſt es für immer vorbei."

„Aber Herr Fouquet hat Dich nicht verletzt," entgegnete Marguerite Vanel mit einer jungfräulichen Naivetät."

„Du begreifſt vollkommen, was ich Dir ſagen will... Herr Fouquet hat mich nicht verletzt; er iſt mir weder durch Gunſtbezeigungen, noch durch Beleidigungen bekannt, doch Du haſt Dich über ihn zu beklagen. Du biſt meine Freundin, ich würde Dir alſo nicht rathen, wie Du es haben wollteſt."

„Ah! Du muthmaßeſt."

„Die Seufzer, von denen Du ſprachſt, ſind mehr als Anzeichen."

„Ah! Du beugſt mich nieder," ſagte plötzlich die junge Frau, welche alle ihre Kräfte zuſammenraffte, wie der Streiter, der den letzten Streich zu thun ſich anſchickt; „Du bringſt mir meine ſchlimmen Leidenſchaften

und meine Schwächen in Anschlag. Was ich an reinen und edlen Gefühlen besitze, davon sprichst Du nicht. Wenn ich mich in diesem Augenblick zu dem Herrn Oberintendanten hingezogen fühle, wenn ich sogar einen Schritt zu ihm thue, was, ich gestehe es Dir, wahrscheinlich ist, so ist es der Fall, weil mich das Schicksal von Herrn Fouquet tief berührt, weil er meiner Ansicht nach einer der unglücklichsten Menschen ist, die man finden kann."

„Ah!" rief die Marquise, indem sie eine Hand auf ihr Herz drückte, „es gibt also etwas Neues?"

„Du weißt es noch nicht?"

„Ich weiß nichts," antwortete die Marquise, mit jenem Beben der Angst, das den Gedanken und das Wort, das sogar das Leben stocken macht.

„Meine Liebe, einmal ist die ganze Liebe des Königs Herrn Fouquet entzogen worden, um auf Herrn Colbert überzugehen."

„Ja, man sagt das."

„Das ist ganz einfach, seit der Entdeckung des Complottes mit Belle-Isle."

‚Man hat mich versichert, die Entdeckung der Befestigung sei zu Ehren von Fouquet ausgefallen."

Marguerite fing an auf eine so grausame Weise zu lachen, daß ihr Frau von Bellière in diesem Augenblick mit Freuden einen Dolch ins Herz gestoßen hätte.

„Meine Liebe," fuhr Marguerite fort, „es handelt sich nicht mehr um die Ehre von Herrn Fouquet, es handelt sich um seine Rettung. Ehe drei Tage vergehen, ist der Oberintendant völlig zu Grunde gerichtet."

„Oh!" entgegnete die Marquise, ebenfalls lachend, „das heißt ein wenig rasch gehen."

„Ich habe gesagt, drei Tage, weil ich mich gerne mit einer Hoffnung hintergehe. Sicherlich aber wird die Katastrophe nicht vier und zwanzig Stunden ausbleiben."

„Und warum?"

„Aus dem allereinfachsten Grund: Herr Fouquet hat kein Geld mehr.“

„Bei den Finanzen, meine liebe Marguerite, hat heute derjenige kein Geld mehr, welchem morgen Millionen zuströmen.“

„Das konnte für Herrn Fouquet so sein, als er noch zwei reiche und gewandte Freunde hatte, die das Geld für ihn anhäuften und aus allen Kassen hervorkommen machten; doch diese Freunde sind todt.“

„Die Thaler sterben nicht, Marguerite; sie sind verborgen, man sucht sie und findet sie.“

„Du siehst Alles weiß und rosenfarbig, desto besser für Dich. Es ist sehr ärgerlich, daß Du nicht die Egeria von Herrn Fouquet bist, Du würdest ihm die Quelle anzeigen, aus der er die Millionen schöpfen könnte, die der König gestern von ihm verlangt hat.“

„Millionen!“ rief die Marquise erschrocken.

„Vier . . . das ist eine gerade Zahl.“

„Schändlich!“ murmelte Frau von Bellière, gemartert durch diese rohe Freude.

„Herr Fouquet hat wohl vier Millionen,“ erwiederte sie muthig.

„Hat er diejenigen, welche der König heute von ihm verlangt, so wird er vielleicht die nicht haben, die der König in einem Monat von ihm verlangen wird.“

„Der König wird noch mehr Geld von ihm verlangen?“

„Allerdings, und darum sage ich Dir, daß der Ruin von Herrn Fouquet unausbleiblich ist. Aus Stolz wird er Geld liefern, und wenn er keines mehr hat, wird er fallen.“

„Das ist wahr,“ sprach die Marquise schauernd; „der Plan ist sehr . . . Doch sage mir, haßt denn Colbert Herrn Fouquet in diesem Grade?“

„Ich glaube, daß er ihn nicht liebt . . . Dieser Herr Colbert ist aber ein mächtiger Mann; er gewinnt,

wenn man ihn von Nahem sieht: riesenhafte Gedanken, Willen, Discretion; er wird es weit bringen."

„Er wird Oberintendant werden?"

„Das ist wahrscheinlich . . . Deshalb, meine gute Marquise, fühlte ich mich bewegt zu Gunsten dieses unglücklichen Mannes, der mich geliebt, sogar angebetet hat; deshalb, als ich ihn so unglücklich sah, verzieh ich ihm seine Untreue . . . die er bereut, wie ich zu glauben Ursache habe; deshalb wäre ich nicht abgeneigt gewesen, ihm einen Trost, einen guten Rath zu bringen: er hätte meinen Schritt begriffen und mir dafür Dank gewußt. Siehst Du, es ist süß, geliebt zu werden. Die Männer schätzen die Liebe ungemein, wenn sie nicht mehr durch die Macht geblendet sind."

Betäubt, niedergeschmettert durch diese furchtbaren, mit der Richtigkeit und Pünktlichkeit eines Kanonenschusses berechneten Angriffe, wußte die Marquise nicht mehr, was sie antworten, nicht mehr, was sie denken sollte.

Die Stimme der Falschen hatte die liebevollsten Betonungen angenommen; sie sprach wie ein Weib und verbarg die Instinkte eines Panthers.

„Nun," sagte Frau von Bellière, welche unbestimmt hoffte, Marguerite werde aufhören, den besiegten Feind niederzuschlagen, „nun, warum suchst Du den Herrn Fouquet nicht auf?"

„Marquise, Du hast mich entschieden zum Nachdenken gebracht. Nein, es wäre unschicklich, wenn ich den ersten Schritt thäte. Herr Fouquet liebt mich ohne Zweifel, aber er ist zu stolz. Ich kann mich einem Schimpf nicht aussetzen. Ueberdies muß ich meinen Mann schonen. Du sagst mir nichts? Ah! ich werde Herrn Colbert darüber um Rath fragen."

Sie stand lächelnd auf, als wollte sie Abschied nehmen. Die Marquise hatte nicht die Kraft, sie nachzuahmen.

Marguerite machte einige Schritte, um sich noch

länger an dem demüthigenden Schmerz zu weiden, in den ihre Nebenbuhlerin versunken war; dann sagte sie plötzlich:

„Du geleitest mich nicht?“

Die Marquise erhob sich bleich und kalt, ohne sich mehr um den Umschlag zu bekümmern, der sie am Anfang des Gesprächs so sehr beunruhigt hatte und den nun ihr erster Schritt entblößt ließ.

Dann öffnete sie die Thüre ihres Betzimmers und schloß sich darin ein, ohne nur einmal den Kopf nach Marguerite Vanel umzudrehen.

Marguerite sprach oder stammelte vielmehr ein paar Worte, welche Frau von Bellière nicht mehr hörte.

Sobald aber die Marquise verschwunden war, konnte sie dem Verlangen, sich zu versichern, ob ihr Verdacht gegründet, nicht widerstehen; sie streckte sich aus wie ein Panther und ergriff den Umschlag.

„Ah!“ sagte sie mit den Zähnen knirschend, „es war ein Brief von Herrn Fouquet, was sie las, als ich kam.“

Und sie stürzte aus dem Zimmer.

Während dieser Zeit fühlte die Marquise, welche hinter den Wall ihrer Thüre gelangt war, alle ihre Kräfte erschöpft; einen Augenblick blieb sie starr, bleich und unbeweglich; dann wankte sie wie eine Bildsäule, die der Sturmwind auf ihrer Basis erschüttert, und fiel leblos auf den Boden nieder.

Der Lärmen des Falles erscholl zu gleicher Zeit, als das Rollen des Wagens von Marguerite, der aus dem Hotel wegfuhr, ertönte.

IX.

Das Silberzeug von Frau von Bellière.

Der Schlag war nun um so schmerzlicher gewesen, als er unerwartet kam; sobald sie sich aber ein wenig erholt hatte, dachte sie über die Ereignisse nach, so wie sie sich ankündigten.

Dann nahm sie, und sollte ihr Leben abermals auf dem Wege in Stücke gehen, die Linie der Ideen wieder auf, die sie ihre unversöhnliche Feindin hatte verfolgen lassen.

Verräthereien, Fallen, schwarze Drohungen unter dem Anschein des öffentlichen Interesse verschleiert, dies in Beziehung auf Colbert.

Gehässige Freude in Beziehung auf einen nahe bevorstehenden Fall, unablässige Bemühungen, um dieses Ziel zu erreichen, Verführungen, nicht minder strafbar, als das Verbrechen selbst, dies war es, was Marguerite ins Werk setzte.

Die hakenförmigen Atome von Descartes siegten; mit dem Mann ohne Gemüth hatte sich die Frau ohne Herz verbunden.

Die Marquise sah mehr noch mit Traurigkeit, als mit Entrüstung, daß der König an einem Komplott Theil nahm, daß er die Falschheit von dem schon alten Ludwig XIII. und den Geiz von Mazarin offenbarte, als dieser noch nicht Zeit gehabt hatte, sich mit französischem Gold vollzustopfen.

Bald aber gewann der Geist dieser muthigen Frau wieder seine ganze Energie und hörte auf, bei den retrograden Betrachtungen des Mitleids zu verweilen.

Die Marquise gehörte nicht zu denjenigen, welche weinen, wenn man handeln soll, und sich damit belustigen

daß sie ein Unglück beklagen, das sie zu erleichtern vermögen.

Sie stützte ungefähr zehn Minuten lang ihre Stirne auf ihre eisigen Hände, erhob dann das Haupt und läutete ihren Kammerfrauen mit fester Hand und mit einer Geberde voll Thatkraft.

Ihr Entschluß war gefaßt.

„Ist Alles zu meiner Abreise vorbereitet?" fragte sie eine von ihren Frauen, welche eintraten.

„Ja, Frau Marquise, doch man dachte, die Frau Marquise würde nicht vor drei Stunden nach Bellières aufbrechen."

„Was ich an Schmuck und Werthen habe, ist eingepackt?"

„Ja, Madame, aber wir pflegen dies in Paris zu lassen. Die Frau Marquise nimmt gewöhnlich ihre Juwelen nicht auf das Land mit."

„Und dies Alles ist geordnet, sagt Ihr?"

„Im Cabinet der Frau Marquise."

„Und die Goldschmiedsarbeiten?"

„In den Kisten."

„Und das Silberzeug?"

„In dem großen eichenen Schrank."

Die Marquise schwieg; dann sprach sie mit ruhiger Stimme:

„Man lasse meinen Goldschmied kommen."

Die Kammerfrauen verschwanden, um den Befehl zu vollziehen.

Die Marquise war indessen in ihr Cabinet eingetreten und betrachtete ihre Etuis mit der größten Sorgfalt.

Nie hatte sie diesen Reichthümern, die den Stolz einer Frau bilden, eine solche Aufmerksamkeit geschenkt; stets hatte sie ihre Schmucksachen nur betrachtet, um sie nach ihrer Fassung oder ihrer Farbe auszuwählen. Heute bewunderte sie die Größe der Rubine und das

Wasser der Diamanten; sie war trostlos über einen Fehler, einen Flecken; sie fand das Gold zu schwach und die Steine erbärmlich.

Der Goldschmied überraschte sie bei dieser Beschäftigung, als er ankam.

„Herr Faucheux," sagte sie, „Ihr habt mir, glaube ich, meine Goldschmiedsarbeiten geliefert?"

„Ja, Frau Marquise."

„Ich weiß nicht mehr, auf wie hoch sich die Rechnung belief."

„Die neuen oder diejenigen, welche Euch Herr von Bellières bei der Hochzeit gab, Frau Marquise, denn ich habe beide geliefert?"

„Nun, zuerst die neuen?"

„Madame, die Wasserkannen, die Becher und die Platten mit ihrem Etuis, der Tafelaufsatz, die Bassins für Confituren und die Handfässer haben die Frau Marquise sechzig tausend Livres gekostet."

„Mein Gott, nur so viel?"

„Madame fand meine Rechnung sehr hoch."

„Es ist wahr! es ist wahr! ich erinnere mich, daß in der That die Arbeit theuer war, nicht so?"

„Ja, Madame, Gravirungen, Ciselluren, neue Formen."

„Wie hoch beläuft sich die Arbeit bei dem Preis? Zögert nicht."

„Ein Drittel vom Werth, Frau Marquise . . . Aber . . ."

„Wir haben noch den andern Service, den alten, dieser ist von meinem Gemahl."

„Oh! Madame, daran ist weniger Arbeit, als bei dem, von welchem ich rede. Er hat dreißig tausend Livres inneren Werth."

„Siebenzig tausend," murmelte die Marquise. „Aber, Herr Faucheux, es ist noch das Silberzeug von meiner Mutter vorhanden; Ihr wißt, all das Massive,

von dem ich mich des Andenkens wegen nicht trennen wollte."

„Ah! Madame, das ist eine herrliche Hülfsquelle für Leute, denen es, wie der Frau Marquise, nicht frei stände, ihr Silbergeschirr zu behalten. Damals arbeitete man nicht so leicht, wie heut zu Tage. Man arbeitete in den Silberstangen. Doch dieses Geschirr ist nicht mehr präsentabel, es wiegt aber . . ."

„Das ist Alles, was ich wissen wollte. Wie viel wiegt es?"

„Fünfzig tausend Livres, wenigstens. Ich spreche nicht von den zwei ungeheuren Prachtgefässen vom Schenktisch, die allein fünf tausend Livres Silber wiegen, das macht zehn tausend Franken für beide."

„Hundert und dreißig tausend," murmelte die Marquise. „Ihr seid hinsichtlich dieser Zahlen sicher, Herr Faucheur?"

„Gewiß. Uebrigens ist das nicht schwer abzuwägen."

„Die Quantitäten sind in meinen Büchern eingeschrieben."

„Oh! Ihr seid eine Dame von Ordnung, Frau Marquise."

„Gehen wir zu etwas Anderem über," sagte Frau von Bellières, und sie öffnete ein Etui.

„Ich erkenne diese Smaragde," sagte der Juwelenhändler, „ich selbst habe sie fassen lassen; es sind die schönsten des Hofes; das heißt nein: die schönsten besitzt Frau von Chatillon, sie hat sie von Herrn von Guiche bekommen; doch die Eurigen, Madame, sind die zweiten."

„Ihr Werth?"

„Mit der Fassung?"

„Nein; denkt, man wolle sie verkaufen."

„Ich weiß wohl, wer sie kaufen würde!" rief Herr Faucheur.

„Das ist es gerade, was ich Euch frage. Man würde sie also kaufen?"

„Man würde Euch alle Eure Edelsteine abkaufen, Madame; man weiß, daß Ihr den schönsten Schmuck von Paris habt. Ihr gehört nicht zu den Frauen, welche wechseln; wenn Ihr kauft, so ist es etwas Schönes; wenn Ihr besitzt, so behaltet Ihr."

„Man würde also für diese Smaragde bezahlen?"

„Hundert und dreißig tausend Livres."

Die Marquise schrieb in ihre Tabletten die vom Goldschmied genannte Zahl.

„Dieses Halsband von Rubinen?" sagte sie.

„Balaß-Rubine?"

„Seht."

„Sie sind schön, sie sind herrlich. Ich wußte nicht, daß Ihr diese Steine hattet, Madame."

„Schätzt sie."

„Zweimal hundert tausend Livres. Der in der Mitte ist allein hundert tausend werth."

„Ja, ja, das dachte ich," sprach die Marquise. „Die Diamanten, die Diamanten, oh! ich habe viele Ringe, Ketten, Gehänge, Spangen, Agraffen, Nestelstifte! Schätzt, Herr Faucheux, schätzt."

Der Goldschmied nahm seine Loupe, seine Wagen, wog, beschaute und addirte ganz leise.

„Das sind Steine, die Madame vierzig tausend Livres Einkünfte kosten," sagte er.

„Ihr schätzt sie also auf achtmal hundert tausend Livres?"

„So ungefähr."

„Das dachte ich. Doch die Fassungen sind besonders."

„Wie immer, Frau Marquise. Und wenn ich berufen wäre, um zu kaufen oder zu verkaufen, so würde ich mich für meinen Nutzen mit dem Gold dieser Fassungen allein begnügen; ich hätte noch gute fünf und zwanzig tausend Livres."

„Das ist hübsch?"

„Ja, Madame, sehr hübsch."

„Nehmt Ihr den Nutzen an, unter der Bedingung, die Steine zu baarem Geld zu machen?"

„Aber, Madame," rief der Goldschmied ganz erschrocken, „ich denke, Ihr verkauft Eure Steine nicht?"

„Stille, Herr Faucheux, kümmert Euch nicht um das, gebt mir nur Antwort. Ihr seid ein ehrlicher Mann, Lieferant meines Hauses seit dreißig Jahren, Ihr habt meinen Vater und meine Mutter gekannt, die Euer Vater und Eure Mutter bedienten. Ich rede wie mit einem Freunde; nehmt Ihr die Fassungen gegen eine Baarsumme, die Ihr in meine Hände bezahlt?"

„Achtmal hundert tausend Livres! das ist ungeheuer!"

„Ich weiß es. Unmöglich zu finden?"

„Oh! nein."

„Nun denn?"

„Aber, Frau Marquise, bedenkt doch, welches Aufsehen in der Welt der Verkauf Eurer Edelsteinen machen müßte."

„Niemand würde es erfahren . . . Ihr laßt mir eben so viel falschen, dem ächten ähnlichen Schmuck machen. Keine Einwendung: ich will es. Verkauft im Einzelnen, verkauft nur die Steine."

„Das ist leicht . . . Monsieur sucht Juwelen, ungefaßte Steine für die Toilette von Madame. Es findet Concurrenz statt. Leicht werde ich für sechsmal hundert tausend bei Monsieur anbringen. Ich bin fest überzeugt, daß Eure Steine die schönsten sind."

„Wann dies?"

„Binnen drei Tagen."

„Wohl denn! den Rest verkauft Ihr an Privatleute. Für jetzt setzt mir einen Kaufsvertrag auf . . . Zahlung binnen vier Tagen."

„Frau Marquise, ich beschwöre Euch, bedenkt . . . Ihr verliert hundert tausend Livres, wenn Ihr mit solcher Eile zu Werke geht."

„Ich werde zweimal hundert tausend verlieren,

wenn es sein muß. Ich will, daß Alles diesen Abend abgemacht ist. Nehmt Ihr den Vorschlag an?"

„Ich nehme ihn an, Frau Marquise, und verhehle nicht, daß ich fünf tausend Pistolen dabei gewinne."

„Desto besser. Wie werde ich das Geld bekommen?"

„In Gold oder in Billets von der Banque von Lyon, zahlbar bei Herrn Colbert."

„Einverstanden," sagte die Marquise lebhaft; „kehrt nach Hause zurück und bringt mir rasch die Summen in Billets. Hört Ihr?"

„Ja, Madame; doch ich bitte . . ."

„Kein Wort mehr, Herr Faucheux. Ah! ich vergaß das Silberzeug . . . für wie viel habe ich?"

„Für fünfzig tausend Livres."

„Das ist eine Million," sagte die Marquise zu sich selbst. „Herr Faucheux, Ihr werdet auch Gold- und Silbergeschirr mitnehmen. Ich schütze eine Umschmelzung nach Modellen vor, die mehr meinem Geschmack entsprechen. Schmelzt ein, sage ich, und ersetzt mir . . . auf der Stelle den Werth in Gold."

„Gut, Frau Marquise."

„Ihr packt dieses Gold in eine Kiste; laßt es von einem Eurer Commis begleiten, ohne daß meine Leute es sehen, wird mich dieser Commis in einem Wagen erwarten."

„In dem von Madame Faucheux?" fragte der Goldschmied.

„Wenn Ihr wollt, werde ich ihn bei Euch abholen."

„Ja, Frau Marquise."

„Nehmt drei von meinen Leuten, um das Silberzeug in Euer Haus zu tragen."

„Ja, Madame."

Die Marquise läutete.

„Den Fourgon zur Verfügung von Herrn Faucheux," sagte sie.

Der Goldschmied verbeugte sich und trat ab; befahl dabei aber, daß man den Fourgon ihm nachschicke, und

äußerte, die Marquise lasse ihr Tafelgeschirr einschmelzen, um neueres zu bekommen.

Drei Stunden nachher begab sich die Marquise zu Herrn Faucheux und empfing von ihm achtmalhundert tausend Livres in Billets von der Banque von Lyon und zweimalhundert und fünfzigtausend Livres in Gold, die in einer Kiste enthalten waren, welche ein Commis nur mit Mühe bis zum Wagen von Madame Faucheux trug.

Denn Madame Faucheux besaß eine Kutsche. Tochter eines Präsidenten der Rechnungskammer, hatte sie ihrem Mann, der Zunftmeister der Goldschmiede war, dreißig tausend Thaler mitgebracht. Diese dreißig tausend Thaler hatten in zwanzig Jahren Früchte getragen. Der Goldschmied war Millionär und bescheiden. Er hatte einen ehrwürdigen Wagen, fabricirt im Jahr 1648, zehn Jahre nach der Geburt des Königs, angekauft. Dieser Wagen oder vielmehr dieses rollende Haus bildete einen Gegenstand der Bewunderung vom ganzen Quartier; er war mit allegorischen Gemälden und mit Wolken, besät mit goldenen und silbernen Sternen, bedeckt.

In diese etwas groteske Equipage setzte sich die edle Frau, dem Commis gegenüber, der aus Furcht, das Kleid der Marquise zu streifen, seine Kniee zurückzog.

Derselbe Commis sagte zu dem Kutscher, der stolz darauf war, eine Marquise zu führen:

„Straße nach Saint-Mandé."

X.

Die Mitgift.

Die Pferde von Herrn Faucheux waren ehrliche Pferde vom Perche mit dicken Knieen und etwas angeschwollenen Beinen. Wie der Wagen datirten sie aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts.

Sie liefen also nicht wie die englischen Pferde von Herrn Fouquet.

Sie brauchten zwei Stunden bis Saint-Mandé.

Man darf wohl sagen, daß sie majestätisch marschirten.

Die Majestät schließt die Bewegung aus.

Die Marquise hielt vor einer ihr wohlbekannten Thüre an, obgleich sie dieselbe nur einmal, und zwar, wie man sich erinnert, unter Umständen, die nicht minder peinlich, als die, welche sie jetzt dahin führten, gesehen hatte.

Sie zog aus ihrer Tasche einen Schlüssel, steckte ihn mit ihrer kleinen Hand in das Schloß, drückte die Thüre auf, welche ohne Geräusch wich, und gab dem Commis Befehl, das Kistchen in den ersten Stock hinaufzutragen.

Aber das Kistchen war so schwer, daß der Commis sich genöthigt sah, sich vom Kutscher helfen zu lassen.

Das Kistchen wurde in dem kleinen Cabinet, in dem Vorzimmer oder vielmehr Boudoir niedergestellt, das an den Salon stieß, wo wir Herrn Fouquet zu den Füßen der Marquise gesehen haben.

Frau von Bellières spendete dem Kutscher einen Louis d'or, dem Commis ein reizendes Lächeln und entließ Beide.

Hinter ihnen schloß sie die Thüre und wartete so allein und verschanzt.

Kein Diener erschien im Zimmer.

Doch Alles war vorbereitet, als ob ein unsichtbarer Genius die Bedürfnisse und Wünsche des Gastes oder vielmehr der Gästin, welche erwartet wurde, errathen hätte.

Das Feuer zugerichtet, die Kerzen auf den Kandelabern, die Erfrischungen auf der Etagère, die Bücher auf den Tischen, die frischen Blumen in den japanesischen Vasen.

Man hätte glauben sollen, es wäre ein bezaubertes Haus.

Die Marquise zündete die Kandelaber an, athmete den Duft der Blumen ein, setzte sich und versank bald in eine tiefe Träumerei.

Doch diese ganz schwermüthige Träumerei war mit einer gewissen Süßigkeit erfüllt.

Sie sah vor sich einen Schatz in diesem Zimmer ausgebreitet. Eine Million, die sie von ihrem Vermögen abgerissen hatte, wie die Schnitterin eine Kornblume aus ihrem Kranze reißt.

Sie schmiedete sich die süßesten Träume.

Sie dachte besonders und vor Allem an ein Mittel, das Geld Herrn Fouquet zu lassen, ohne daß er wissen könnte, woher die Gabe käme. Dieses Mittel war dasjenige, welches auf eine natürliche Weise sich zuerst ihrem Geiste darbot.

Aber obgleich ihr die Sache, während sie darüber nachdachte, schwierig vorgekommen war, verzweifelte sie doch nicht, ihr Ziel zu erreichen.

Sie wollte läuten, um Herrn Fouquet herbeizurufen, und dann glücklicher entfliehen, als wenn sie, statt eine Million zu geben, selbst eine Million gefunden hätte.

Seitdem sie aber hierher gekommen war, seitdem sie dieses Boudoir gesehen, das so zierlich, als hätte eine Kammerfrau den Staub bis auf das letzte Atom weggewischt, als sie diesen Salon gesehen, der so wohlgehalten, daß man hätte glauben können, sie habe die Feen, die ihn bewohnten, daraus vertrieben, fragte sie sich, ob nicht schon die Blicke von denjenigen, welche sie verjagt, Feen, Genien, Kobolde oder menschliche Geschöpfe, sie erkannt haben.

Dann würde Fouquet Alles erfahren; was er nicht erfahren würde, müßte er errathen; Fouquet würde sich weigern, als Geschenk das anzunehmen, was er vielleicht unter dem Titel eines Anlehens angenommen hätte,

und so geleitet würde das Unternehmen den Zweck, wie das Resultat verfehlen.

Der letzte Schritt mußte also, um zu gelingen, ernstlich gethan werden. Der Oberintendant mußte die ganze Schwierigkeit seiner Lage einsehen, um sich der großmüthigen Laune einer Frau zu unterwerfen; es bedurfte endlich, um ihn zu überzeugen, des ganzen Zaubers einer beredten Freundschaft und, wenn dies nicht genügte, der ganzen Berauschung einer glühenden Liebe, die nichts von ihrem unbegrenzten Verlangen, zu überzeugen, abwendig machen könnte.

War der Oberintendant nicht wirklich als ein Mann voll Zartgefühl und Würde bekannt? Würde er sich mit der Verlassenschaft eines Weibes beladen? Nein, er würde kämpfen; und wenn eine Stimme in der Welt seinen Widerstand besiegen konnte, so war es die Stimme der Frau, die er liebte.

Nur durchzog ein anderer Zweifel, ein grausamer Zweifel mit dem Schmerz und der scharfen Kälte eines Dolches das Herz der Marquise.

Liebte er?

Würde sich dieser leichte Geist, dieses flüchtige Herz entschließen, einen Augenblick stille zu halten, und wäre es auch, um einen Engel anzuschauen?

War es nicht bei Fouquet trotz seines Genies, trotz seiner Redlichkeit wie bei jenen Eroberern, welche Thränen auf dem Schlachtfeld vergießen, wenn sie den Sieg davon getragen haben?

„Nun wohl, hierüber muß ich mir Aufklärung verschaffen, hierüber muß ich urtheilen," sagte die Marquise. „Wer weiß, ob dieses so sehr begehrte Herz nicht ein gewöhnliches Herz voll Leglrung ist, wer weiß, ob es sich, wenn ich den Probirstein anwende, nicht findet, daß dieser Geist ein trivialer, ein niedriger ist.

„Ah! ah!" rief sie, „das ist zu viel Zweifel, zu viel Zögern ... der Beweis! der Beweis!"

Sie schaute nach der Pendeluhr.

„Sieben Uhr . . . er muß angekommen sein, es ist die Stunde der Unterschriften. Auf!“

Und sie erhob sich, ging auf den Spiegel zu, in dem sie sich mit dem energischen Lächeln der aufopfernden Hingebung anlächelte, ließ die Feder spielen und zog den Knopf der Glocke.

Dann wie zum Voraus erschöpft durch den Kampf, den sie beginnen wollte, kniete sie ganz verwirrt vor einem großen Lehnstuhl nieder, auf dem sich ihr Kopf in ihren zitternden Händen begrub.

Nach zehn Minuten hörte sie die Feder der Thüre knirschen.

Die Thüre drehte sich auf ihren unsichtbaren Angeln.

Fouquet erschien.

Er war bleich und gebeugt unter dem Gewicht eines bitteren Gedanken.

Er lief nicht herbei, er kam nur.

Was sein Inneres so sehr beschäftigte, mußte mächtig sein, daß dieser Mann des Vergnügens, für den das Vergnügen Alles war, so langsam auf einen solchen Ruf erschien.

In der That, fruchtbar an schmerzlichen Träumen, hatte die Nacht sein gewöhnlich so edel sorgloses Gesicht abgemagert, um seine Augen schwarzblaue Ringe gezogen.

Er war immer noch schön, immer noch edel, und der schwermüthige Ausdruck seines Mundes, ein beim Mann so seltener Ausdruck, verlieh seiner Physiognomie einen neuen Charakter, der sie verjüngte.

Schwarz gekleidet, die Brust aufgeschwollen von Spitzen, die seine unruhige Hand verwüstet hatte, blieb der Oberintendant, das Auge voll Träumerei, auf der Schwelle des Zimmers stehen, wo er so oft das erwartete Glück aufgesucht.

Diese düstere Sanftheit, diese lächelnde Traurigkeit, welche die Stelle der Begeisterung der Freude einnahmen,

machten auf Frau von Bellières, die ihn von fern anschaute, einen unbeschreiblichen Eindruck.

Das Auge einer Frau weiß den ganzen Stolz oder das ganze Leiden in den Zügen des Mannes zu lesen, den sie liebt; man sollte glauben, in Betracht ihrer Schwäche habe Gott den Frauen mehr bewilligen wollen, als er andern Geschöpfen bewilligt.

Sie können ihre Gefühle vor dem Mann verbergen; der Mann kann die seinigen nicht verbergen.

Die Marquise errieth mit einem Blick das ganze Unglück des Oberintendanten.

Sie errieth eine schlaflos zugebrachte Nacht.

Einen Tag in Täuschungen hingebracht.

Fortan war sie stark, sie fühlte, daß sie Fouquet über Alles liebte.

Sie staud auf, näherte sich ihm und sprach:

„Ihr habt mir diesen Morgen geschrieben, Ihr fanget an mich zu vergessen, und ich, die Ihr nicht wiedergesehen, habe wohl aufgehört, an Euch zu denken. Ich komme, um Euch Lügen zu strafen, mein Herr, und dies um so sicherer, als ich in Euren Augen Eines lese."

„Was?" fragte Fouquet erstaunt.

„Daß Ihr mich nie so sehr geliebt habt, als zu dieser Stunde, und wie Ihr aus meinem Schritte ersehen müßt, daß ich Euch nicht vergessen habe."

„Oh! Ihr, Marquise," erwiederte Fouquet, dessen edles Antlitz ein Blitz der Freude einen Augenblick erleuchtete, „Ihr seid ein Engel, und die Menschen sind nicht berechtigt, an Euch zu zweifeln! Sie haben also nur sich zu demüthigen und um Gnade zu bitten."

„Es sei Euch Gnade bewilligt."

Fouquet wollte sich auf die Kniee werfen.

„Nein," sprach sie, „setzt Euch an meine Seite. Ah! nun durchzieht ein schlimmer Gedanke Euren Geist!"

„Woran seht Ihr das, Madame?"

„An Eurem Lächeln, das Eure ganze Physiognomie verdorben hat. Sprecht, woran denkt Ihr? Sagt es offenherzig, keine Geheimnisse unter Freunden!“

„Nun wohl, Madame, so sagt mir, warum drei bis vier Monate diese Strenge?“

„Diese Strenge?“

„Ja, habt Ihr mir nicht verboten, Euch zu besuchen?“

„Ah! mein Freund,“ erwiederte Frau von Bellières mit einem tiefen Seufzer, „weil Euer Besuch in meinem Hause ein großes Unglück für Euch verursacht hat, weil man mein Haus überwacht, weil dieselben Augen, die Euch gesehen haben, Euch abermals sehen könnten, weil ich es weniger gefährlich für Euch finde, wenn ich hierher komme, als wenn Ihr zu mir kommt, weil ich Euch endlich unglücklich genug finde, um nicht Euer Unglück noch vermehren zu wollen.“

Fouquet bebte.

Diese Worte mahnten ihn an die Sorgen der Oberintendanz, ihn, der sich einige Minuten nur an die Hoffnungen des Liebenden erinnerte.

„Unglücklich, ich?“ sagte er, indem er zu lächeln suchte; „in der That, Madame, Ihr würdet mich das mit Eurer Traurigkeit glauben machen. Werden denn die schönen Augen nur zu mir aufgeschlagen, um mich zu beklagen? oh! ich erwarte von ihnen ein anderes Gefühl.“

„Ich bin nicht traurig, mein Herr, schaut in diesen Spiegel, Ihr seid es.“

„Marquise, es ist wahr, ich bin ein wenig bleich, doch das rührt vom Uebermaß der Arbeit her; der König hat gestern Geld von mir verlangt.“

„Ja, vier Millionen, ich weiß es.“

„Ihr wißt es!“ rief Fouquet erstaunt. „Und woher wißt Ihr es? erst beim Spiel, nach dem Abgang der Königinnen und in Gegenwart einer einzigen Person hat der König . . .“

„Ihr seht, daß ich es weiß, das genügt, nicht wahr? Fahrt also fort, mein Freund: das Geld, das der König von Euch verlangt hat?"

„Ihr begreift, Marquise, man mußte es sich verschaffen, dann zählen, dann einregistriren lassen, und das dauert lange. Seit dem Tode von Herrn Mazarin ist der Dienst der Finanzen ein wenig anstrengend und beschwerlich. Meine Verwaltung ist überbürdet, deshalb habe ich diese Nacht gewacht."

„Ihr habt also die Summe?" fragte unruhig die Marquise.

„Marquise," erwiederte Fouquet heiter, „es wäre schön anzuschauen, wenn der Oberintendant der Finanzen nicht armselige vier Millionen in seiner Kasse hätte."

„Ja, ich glaube, daß Ihr sie habt, oder daß Ihr sie haben werdet."

„Wie, daß ich sie haben werde?"

„Es ist wohl nicht lange her, daß man zwei von Euch verlangt hat."

„Mir scheint es im Gegentheil ein Jahrhundert zu sein, Marquise; doch sprechen wir nicht mehr von Geld, wenn es Euch beliebt."

„Im Gegentheil, sprechen wir davon, mein Freund."

„Oh!"

„Hört, ich bin nun deshalb gekommen."

„Aber was meint Ihr denn damit?" fragte der Oberintendant, dessen Augen eine unruhige Neugierde ausdrückten.

„Mein Herr, die Oberintendanz ist eine unwiderrufliche Stelle."

„Marquise!"

„Ihr seht, daß ich Euch antworte, und zwar offenherzig."

„Marquise, Ihr setzt mich in Erstaunen, Ihr sprecht mit mir wie ein Commanditär."

„Das ist einfach: ich will Geld bei Euch anlegen, und wünsche natürlich zu wissen, ob Ihr sicher seid."

„In der That, Madame, ich bin ganz verwirrt, und weiß nicht mehr, worauf Ihr abzielt.“

„Im Ernste gesprochen, mein lieber Herr Fouquet, ich habe einige Fonds, die mich in Verlegenheit setzen. Ich bin müde, Güter zu kaufen, und möchte gern einen Freund mit dem Umtreiben meines Geldes beauftragen.“

„Das hat aber wohl keine Eile?“

„Im Gegentheil, es hat große Eile.“

„Nun wohl, wir werden später davon sprechen.“

„Nein, nicht später, denn mein Geld ist hier.“

Die Marquise zeigte dem Oberintendanten das Kistchen, öffnete es, und ließ ihn ein Bündel Billets und eine Masse Gold sehen.

Fouquet war zugleich mit Frau von Bellières aufgestanden. Er blieb einen Augenblick nachdenkend, dann wich er plötzlich zurück, erbleichte und sank, sein Gesicht in seinen Händen verbergend, auf einen Stuhl.

„Oh! Marquise! Marquise!“ murmelte er.

„Nun!“

„Welche Meinung habt Ihr denn von mir, daß Ihr mir ein solches Anerbieten macht?“

„Von Euch?“

„Allerdings.“

„Aber was denkt Ihr denn selbst?“

„Dieses Geld, Ihr bringt es mir für mich; Ihr bringt es mir, weil Ihr wißt, daß ich in Verlegenheit bin. Oh! leugnet es nicht. Ich errathe. Kenne ich nicht Euer Herz?“

„Nun, wenn Ihr mein Herz kennt, so seht Ihr, daß es mein Herz ist, was ich Euch biete.“

„Ich habe also errathen!“ rief Fouquet. „Oh! Madame, ich habe Euch wahrhaftig nicht das Recht gegeben, mich so zu beleidigen.“

„Euch beleidigen!“ rief Frau von Bellières erbleichend. „Seltsames menschliches Zartgefühl! Ihr liebt mich, wie Ihr mir gesagt habt? Ihr habt im Namen

dieser Liebe meinen Ruf, meine Ehre von mir verlangt? Und wenn ich Euch mein Geld anbiete, schlagt Ihr es aus?"

„Marquise, Marquise, es stand Euch frei, das zu behalten, was Ihr Euren Ruf, Eure Ehre nennt. Laßt mir die Freiheit, meine Ehre zu bewahren. Ueberlaßt es mir, mich zu Grunde zu richten, laßt mich unter der Bürde des Hasses, der mich umgibt, unter der Bürde der Fehler, die ich begangen habe, unter der Bürde meiner Gewissensbisse sogar erliegen; aber in des Himmels Namen, Marquise, schmettert mich nicht unter diesem letzten Schlag nieder."

„Vorhin hat es Euch an Geist gefehlt, Herr Fouquet."

„Es ist möglich, Madame."

„Und nun fehlt es Euch an Herz."

Fouquet preßte mit seiner krampfhaften Hand seine keuchende Brust zusammen und sprach:

„Ueberhäuft mich mit Vorwürfen, ich weiß nichts zu erwiedern."

„Ich hatte Euch meine Freundschaft angeboten, Herr Fouquet."

„Ja, Madame, doch Ihr habt Euch hierauf beschränkt."

„Ist das, was ich thue, das Benehmen einer Freundin?"

„Gewiß."

„Und Ihr schlagt diesen Beweis meiner Freundschaft aus?"

„Ich schlage ihn aus."

„Schaut mich an, Herr Fouquet."

Die Augen der Marquise funkelten.

„Ich biete Euch meine Liebe an."

„Oh! Madame!" rief Fouquet.

„Ich liebe Euch seit langer Zeit, hört Ihr? die Frauen haben wie die Männer ihr falsches Zartgefühl.

Seit langer Zeit liebe ich Euch, aber ich wollte es Euch nicht ſagen."

„Oh!" machte Fouquet die Hände faltend.

„Nun! ich ſage es Euch. Ihr habt mich auf den Knieen um dieſe Liebe gebeten, ich habe ſie Euch verweigert; ich war blind, wie Ihr es vorhin waret. Meine Liebe, ich biete ſie Euch."

„Ja, Eure Liebe, doch nur Eure Liebe."

„Meine Liebe, meine Perſon, mein Leben ... Alles, Alles, Alles!"

„Oh! mein Gott!" rief Fouquet geblendet.

„Wollt Ihr meine Liebe?"

„Oh! Ihr beugt mich unter der Laſt meines Glückes nieder."

„Sprecht, ſprecht, werdet Ihr glücklich ſein, wenn ich Euch gehöre, ganz Euch?"

„Das iſt die höchſte Glückſeligkeit!"

„Dann nehmt mich. Wenn ich Euch aber ein Vorurtheil opfere, ſo opfert mir eine Bedenklichkeit."

„Madame, führt mich nicht in Verſuchung."

„Mein Freund, mein Freund, weiſet mich nicht zurück."

„Gebt wohl Acht, was Ihr mir anbietet."

„Fouquet, ein Wort ... Nein ... und ich öffne dieſe Thüre."

Sie deutete auf die, welche nach der Straße führte.

„Und Ihr werdet mich nicht mehr ſehen. Ein anderes Wort ... Ja, und ich folge Euch, wohin Ihr wollt, mit geſchloſſenen Augen, wehrlos, ohne Weigerung, ohne Gewiſſensbiſſe."

„Eliſe ... Eliſe ... Aber dieſes Kiſtchen ..."

„Iſt meine Mitgift."

„Iſt Euer Ruin!" rief Fouquet, das Gold und die Papiere umſtoßend; „hier liegt eine Million."

„Ganz richtig ... meine Edelſteine, die mich

nichts mehr nützen werden, wenn Ihr mich liebt, wie ich Euch liebe."

„Oh! das ist zu viel! das ist zu viel!" rief Fouquet; „ich gebe nach, ich gebe nach, und wäre es nur, um eine solche Hingebung zu segnen. Ich nehme die Mitgift an."

„Und hier ist das Weib," sprach die Marquise. Und sie warf sich in seine Arme.

XI.

Der Grund Gottes.

Während dieser Zeit reisten Buckingham und Wardes als gute Gefährten und in vollkommener Eintracht von Paris nach Calais.

Buckingham hatte seine Abschiedsbesuche beschleunigt und die Mehrzahl derselben kurz abgemacht.

Die Besuche bei Monsieur und Madame, bei der jungen Königin und der Königin Witwe waren collectiv gewesen.

Eine Vorsicht der Königin Mutter, die ihm den Schmerz ersparte, noch mit Monsieur allein zu sprechen, der ihm die Gefahr ersparte, Madame wiederzusehen.

Buckingham umarmte Guiche und Raoul; er versicherte den Ersten seiner ganzen Werthschätzung, den Zweiten einer beständigen Freundschaft, bestimmt, alle Hindernisse zu besiegen und sich weder durch die Entfernung, noch durch die Zeit erschüttern zu lassen.

Die Fourgons waren vorausgegangen; er reiste am Abend im Wagen mit seinen Leibdienern ab.

Ganz bedrückt, daß er so gleichsam im Schlepptau von diesem Engländer fortgeführt werden sollte, hatte Wardes in seinem scharfen Geist alle Mittel gesucht, um dieser Kette zu entgehen, aber keines kam ihm zu

Hülfe, und er war genöthigt, die Strafe für seinen schlimmen Geist und sein hämisches Wesen zu erleiden.

Diejenigen, welchen er sich als geistreichen Leuten hätte eröffnen können, würden ihn wegen der Ueberlegenheit des Herzogs verspottet haben.

Die Anderen, schwerfällige, aber verständige Geister, hätten ihm die Edicte des Königs, die das Duell verboten, angeführt.

Wieder Andere endlich, und diese waren die zahlreichsten, die ihm aus christlicher Nächstenliebe oder aus nationaler Eitelkeit Beistand geleistet hätten, wollten sich doch nicht einer Ungnade aussetzen und dürften höchstens die Minister von einer Abreise benachrichtigt haben, die in eine Metzelei ausarten konnte.

Dadurch erfolgte, daß Wardes, Alles wohl erwogen, seinen Mantelsack schnürte, zwei Pferde nahm, und gefolgt von einem einzigen Lackei nach der Barrière ritt, wo ihn Buckingham abholen sollte.

Der Herzog empfing seinen Gegner, als wäre er der liebenswürdigste Bekannte, machte Platz, um ihn sitzen zu lassen, bot ihm Zuckerwerk und breitete seinen Mantel von Zobelpelz, der auf dem Vordersitze lag, über ihm aus.

Dann plauderte man:

Vom Hof, ohne von Madame zu sprechen;

Von Monsieur, ohne von seiner Ehe zu sprechen;

Vom König, ohne von seiner Schwägerin zu sprechen;

Von der Königin Mutter, ohne von ihrer Schwiegertochter zu sprechen;

Vom König von England, ohne von seiner Schwester zu sprechen;

Von dem Herzenszustand von jedem von den Reisenden, ohne einen gefährlichen Namen zu nennen.

Die Fahrt, welche in kleinen Tagereisen gemacht wurde, war auch reizend.

Buckingham, ein wahrer Franzose dem Geist und

der Erziehung nach, war entzückt, seinen Gefährten so gut gewählt zu haben.

Gute Mahle, nur mit dem Ende der Zähne berührt, Probiren von Pferden auf den Wiesen, welche die Straße durchschnitt, Hasenjagden, denn Buckingham hatte seine Windhunde bei sich, das war die Verwendung der Zeit.

Buckingham glich ein wenig dem schönen Seinefluß, der in seinen verliebten Krümmungen Frankreich tausendmal umarmt, ehe er sich entschließt, in den Ocean auszumünden.

Indem er aber Frankreich verließ, war es hauptsächlich die neue Französin, die er nach Paris gebracht, was Buckingham beklagte; er hatte nicht einen Gedanken, der nicht eine Erinnerung und folglich ein Bedauern war.

Wenn er sich zuweilen, trotz seiner Selbstbeherrschung, in seine Gedanken versenkte, überließ ihn auch Wardes ganz seinen Träumereien.

Dieses Zartgefühl würde Buckingham sicherlich gerührt und seine Stimmung in Beziehung auf Wardes geändert haben, hätte dieser, während er schwieg, ein minder boshaftes Auge und ein minder falsches Lächeln gehabt.

Aber der Haß aus Instinct ist unbeugsam; nichts löscht ihn; ein wenig Asche bedeckt ihn zuweilen, doch unter dieser Asche brütet er sich nur wüthender aus.

Nachdem man alle Zerstreuungen, die der Weg bot, erschöpft hatte, kam man, wie gesagt, nach Calais.

Dies geschah gegen das Ende des sechsten Tages.

Schon am Tage vorher hatten die Leute des Herzogs eine Barke gemiethet, welche sich zu der kleinen Yacht begeben sollte, die im Angesicht lavirte oder, wenn sie ihre weißen Flügel zu müde fühlte, zwei bis drei Kanonenschüsse vom Hafendamme vor Anker ging.

Diese Barke war bestimmt, hin und herfahrend alle Equipagen des Herzogs an Bord zu bringen.

Die Pferde waren eingeschifft worden, man hißte sie von der Barke auf das Verdeck des Schiffes in Körben, die man besonders hiezu gemacht und so ausgefüttert hatte, daß ihre Glieder, selbst bei den heftigsten Krisen des Schreckens oder der Ungeduld, die weiche Stütze der Wände nicht verließen, und daß ihre Haare nicht einmal aufgestrichen wurden.

Acht von diesen Körben füllten neben einander gestellt den Raum. Man weiß, daß während der kurzen Fahrten die zitternden Pferde nichts fressen und in Gegenwart des besten Futters, nach dem sie auf dem Lande sehr lüstern gewesen wären, beben.

Allmälich wurde die ganze Equipage des Herzogs an Bord der Yacht gebracht; dann kamen seine Leute zurück und meldeten, Alles sei bereit, und wenn er sich mit dem französischen Herrn einschiffen wolle, so warte man nur noch auf sie.

Denn Niemand vermuthete, der französische Edelmann könnte mit Mylord Herzog etwas Anderes abzumachen haben, als Freundschaftsrechnungen.

Buckingham ließ dem Patron der Yacht antworten, er habe sich bereit zu halten, da aber das Wetter schön sei, da der Tag einen herrlichen Sonnenuntergang verspreche, so gedenke er sich erst in der Nacht einzuschiffen und den Abend zu einem Spaziergang auf dem Gestade zu benützen.

Ueberdies, fügte er bei, da er sich in vortrefflicher Gesellschaft befinde, so dränge es ihn nicht im Mindesten, sich einzuschiffen.

Indem er dies sagte, zeigte er den Leuten, die ihn umgaben, das prachtvolle Schauspiel des am Horizont mit Purpur übergossenen Himmels und eines Amphitheaters von flockenartigen Wolken, die von der Sonnenscheibe zum Zenith aufstiegen und dabei die Formen einer Kette von Bergen mit auf einander gehäuften Gipfeln annahmen.

Dieses ganze Amphitheater war an seiner Base mit

einer Art von blutigem Gischt gefärbt, der in Tinten von Opal und Perlmutter verschmolz, je mehr der Blick von der Base zu der Höhe aufstieg. Das Meer färbte sich seinerseits mit demselben Reflex und auf jedem Gipfel einer blauen Welle tanzte ein leuchtender Punkt wie ein dem Widerschein einer Lampe ausgesetzter Rubin.

Ein warmer Abend, salzige Düfte, den träumerischen Phantasien so lieb, ein kräftiger, in harmonischen Stößen wehender Ostwind, dann in der Ferne die Yacht mit ihrem schwarzen Profil, mit ihrem durchbrochenen Takelwerk auf dem purpurrothen Grunde des Himmels und da und dort am Horizont lateinische Segel, gebückt unter dem Azur wie der Flügel einer Meve, wenn sie niedertaucht.

Dieses Schauspiel war in der That wohl werth, daß man es bewunderte.

Die Menge der Neugierigen folgte den goldbetreßten Bedienten, unter denen sie, als sie den Intendanten und den Secretaire sah, den Herrn und seinen Freund zu sehen glaubte.

Was Buckingham betrifft, der einfach in ein Wamms von grauem Atlaß und einen Ueberwurf von veilchenblauem Sammet gekleidet war, den Hut auf den Augen hatte und weder Orden, noch Stickereien trug, so wurde er ebenso wenig bemerkt, als Wardes, der schwarz wie ein Anwalt angethan.

Die Leute des Herzogs hatten den Befehl, eine Barke am Hafendamm bereit zu halten und das Einschiffen ihres Herrn zu überwachen, ohne jedoch zu ihm zu kommen, ehe er oder sein Freund rufen würde.

„Was sie auch sehen möchten," fügte er bei, indem er auf diese Worte einen solchen Nachdruck legte, daß sie begriffen wurden.

Nachdem er ein paar Schritte auf dem Sand gethan hatte, sagte Buckingham zu Wardes:

„Mein Herr, ich glaube, daß wir von einander Abschied nehmen müssen. Ihr seht, die See steigt; in

zehn Minuten wird sie den Sand, auf dem wir gehen, dergestalt durchnäßt haben, daß wir außer Stand sind, den Boden zu fühlen."

„Mylord, ich bin zu Euren Befehlen, doch..."

„Doch wir sind noch auf dem Grund des Königs, nicht wahr?"

„Ja."

„Nun, so kommt; es ist dort, wie Ihr seht, eine Art von Insel, umgeben von einer kreisförmigen Lache. Die Lache nimmt zu und die Insel verschwindet von Minute zu Minute immer mehr. Diese Insel gehört wohl Gott, denn sie liegt zwischen zwei Meeren und der König hat sie nicht auf seinen Karten. Seht Ihr sie?"

„Ich sehe sie. Wir können sie jetzt kaum erreichen, ohne uns die Füße zu benetzen."

„Ja, aber bemerkt wohl, daß sie einen ziemlich hohen Punkt bildet, und daß das Meer auf jeder Seite steigt, ohne ihren Gipfel zu erreichen. Daraus geht hervor, daß wir auf diesem kleinen Theater vortrefflich sein werden. Was haltet Ihr davon?"

„Ich werde überall gut sein, wo mein Degen die Ehre haben wird, dem Eurigen zu begegnen, Mylord."

„Vorwärts also! Ich bin in Verzweiflung, daß ich Euch die Füße naß mache, Herr von Wardes, doch es ist, wie ich glaube, nothwendig, damit Ihr dem König sagen könnt: „„Sire, ich habe mich nicht auf dem Boden Eure Majestät geschlagen."" Das ist zwar ein wenig spitzfindig, aber von Port Royal an schwimmt Ihr in den Spitzfindigkeiten. Oh! beklagen wir uns nicht, das gibt Euch einen reizenden Witz, der nicht Euch Anderen gehört. Wenn es Euch genehm ist, wollen wir uns beeilen, Herr von Wardes, denn seht, das Meer steigt und die Nacht kommt."

„Wenn ich nicht rascher marschirte, so geschah es nur, um nicht vor Eurer Herrlichkeit zu gehen. Seid Ihr noch trockenen Fußes, Herr Herzog?"

„Ja, bis jetzt. Schaut doch dorthin; meine Burſche haben bange, uns ertrinken zu ſehen, und kreuzen mit dem Nachen. Seht doch, wie ſie auf der Spitze der Wellen tanzen! Das iſt vortrefflich, doch ich bekäme darüber die Seekrankheit. Wollt Ihr mir wohl erlauben, ihnen den Rücken zuzuwenden?“

„Ihr werdet bemerken, daß Ihr, indem Ihr ihnen den Rücken zuwendet, die Sonne im Geſichte habt, Mylord?“

„Oh! ſie iſt zu dieſer Stunde ſehr ſchwach und wird bald verſchwunden ſein; kümmert Euch alſo nicht darum.“

„Wie Ihr wollt, Mylord; was ich darüber ſagte, ſagte ich aus Zartgefühl.“

„Ich weiß es, Herr von Wardes, und ſchätze Eure Bemerkung. Wollen wir unſere Wämmſer ablegen?“

„Beſtimmt, Mylord.“

„Es iſt bequemer.“

„Dann bin ich ganz bereit.“

„Sagt mir ohne Umſtände, Herr von Wardes, ob Ihr Euch auf dem durchnäßten Sande übel fühlt, oder ob Ihr Euch noch ein wenig zu ſehr auf franzöſiſchem Gebiete glaubt? Wir werden uns in England oder auf meiner Yacht ſchlagen.“

„Wir ſind hier ſehr gut, Mylord; nur muß ich die Ehre haben, Euch zu bemerken, daß uns, da die See ſteigt, kaum noch die erforderliche Zeit bleibt.“

Buckingham machte ein Zeichen der Beipflichtung, zog ſein Wamms aus und warf es auf den Sand.

Wardes that daſſelbe.

Weiß wie zwei Geſpenſter für diejenigen, welche ſie vom Geſtade aus ſahen, hoben ſich die zwei Körper von dem blaurothen Schatten ab, der vom Himmel herabſtieg.

„Meiner Treue, Herr Herzog, wir können kaum ausfallen,“ ſagte Wardes. „Fühlt Ihr, wie unſere Füße im Sande feſthalten?“

„Ich bin bis an den Knöchel eingesunken, abgesehen davon, daß uns nun das Wasser erreicht," erwiederte Buckingham.

„Es hat mich schon erreicht. Wann Ihr wollt, Herr Herzog."

Wardes nahm den Degen in die Hand.

Der Herzog ahmte ihn nach.

„Herr von Wardes," sagte nun Buckingham, „noch ein letztes Wort, wenn es Euch beliebt... Ich schlage mich mit Euch, weil ich Euch nicht liebe, weil Ihr mir das Herz zerrissen habt, indem Ihr über eine gewisse Leidenschaft spottetet, die ich hege, die ich in diesem Augenblick zugestehe und für welche zu sterben ich sehr glücklich sein werde. Ihr seid ein boshafter Mensch, Herr von Wardes, und ich will Allem aufbieten, um Euch zu tödten, denn ich fühle es, wenn Ihr nicht heute durch meine Hand sterbt, so werdet Ihr in Zukunft meinen Freunden viel Böses zufügen. Das ist es, was ich Euch zu sagen hatte," fügte Buckingham bei.

Und er verbeugte sich.

„Und ich, Mylord, habe Euch hierauf zu antworten:

„Ich haßte Euch nicht; doch nun, da Ihr mich errathen habt, hasse ich Euch, und ich werde Alles, was in meinen Kräften liegt, thun, um Euch zu tödten."

Und Wardes verbeugte sich vor Buckingham.

In demselben Augenblicke kreuzten sich die Eisen; zwei Blitze verbanden sich in der Nacht.

Die Degen suchten sich, errieth sich, berührten sich.

Beide waren geschickte Fechter. Die ersten Ausfälle hatten keinen Erfolg.

Die Nacht war rasch vorgerückt und so dunkel, daß man sich instinktartig angriff und vertheidigte.

Plötzlich fühlte Wardes sein Eisen festgehalten; er hatte Buckingham in die Schulter gestochen.

Der Degen des Herzogs senkte sich mit seinem Arme.

„Oh!“ machte er.

„Getroffen, nicht wahr, Mylord?“ fragte Wardes zurückweichend.

„Ja, mein Herr, doch leicht.“

„Ihr habt indessen das Lager verlassen.“

„Das ist die erste Wirkung der Kälte des Eisens, doch ich stehe wieder. Fangen wir wieder an, wenn es Euch beliebt, mein Herr.“

Und mit einem unheimlichen Klirren von der Klinge abweichend, zerriß der Herzog dem Marquis die Brust.

„Auch getroffen,“ sagte er.

„Nein,“ erwiederte Wardes, der fest auf seinem Platze blieb.

„Verzeiht, doch da ich Euer Hemd ganz roth sah...“ sagte Buckingham.

„Also nun Euch!“ rief Wardes wüthend.

Und weit ausfallend durchstieß er Buckingham den Vorderarm. Der Degen ging zwischen den zwei Knochen durch.

Buckingham fühlte seinen rechten Arm gelähmt, streckte den linken Arm vor, ergriff seinen Degen, der eben seiner trägen Hand entfallen wollte, und durchstieß Wardes, ehe er sich wieder ausgelegt hatte, die Brust.

Wardes wankte, seine Kniee bogen sich, er ließ seinen noch im Arm des Herzogs steckenden Degen aus der Hand und fiel in das Wasser, das sich von einem Reflex röthete, der ächter war, als derjenige, welchen ihm die Wolken zusandten.

Wardes war nicht todt, er fühlte die furchtbare Gefahr, von der er bedroht wurde: die See stieg.

Der Herzog fühlte die Gefahr auch. Mit einer gewaltigen Anstrengung und einem Schmerzensschrei riß er das in seinem Arm gebliebene Eisen heraus, wandte sich dann gegen Wardes um und fragte:

„Seid Ihr todt?“

„Nein,“ erwiderte Wardes mit einer von dem Blut,

das aus seiner Lunge in seine Kehle aufstieg, erstickten Stimme, „doch es fehlt wenig.“

„Nun, was ist zu thun? Sprecht, könnt Ihr gehen?“

Wardes erhob sich auf ein Knie.

„Unmöglich,“ sagte er.

Dann wieder niederfallend:

„Ruft Eure Leute, oder ich ertrinke.“

„Hollal Barke, rasch herbeigefahren!“

Die Barke strengte ihre Ruder gewaltig an.

Doch das Meer stieg rascher, als die Barke ging.

Buckingham sah, daß Wardes nahe daran war, von einer Welle bedeckt zu werden; aus seinem gesunden und unverwundeten linken Arme machte er ihm einen Gürtel und hob ihn auf.

Die Welle stieg bis an seinen halben Leib, konnte ihn aber nicht erschüttern.

Der Herzog ging nach dem Lande zu.

Doch kaum hatte er zehn Schritte gemacht, als eine zweite Welle, welche viel höher, viel bedrohlicher, viel wüthender als die erste, herbeilief, ihn in der Höhe der Brust traf, niederwarf, begrub.

Dann, da sie die Strömung wieder forttrug, ließ sie einen Augenblick den Herzog und Wardes entblößt auf dem Sande liegen.

Wardes war ohnmächtig.

In diesem Augenblick warfen sich vier Matrosen des Herzogs, die die Gefahr begriffen, in das Meer und waren in einer Sekunde bei Buckingham.

Ihr Schrecken war groß, als sie ihren Gebieter sich mit Blut bedecken sahen, während das Wasser, von dem er durchnäßt, gegen seine Kniee und seine Füße herablief.

Sie wollten ihn wegtragen.

„Nein! nein!“ sagte er, „an's Land, den Marquis an's Land!“

„Laßt ihn sterben! Laßt den Franzosen sterben,“ riefen mit dumpfem Tone die Engländer.

„Elende Bursche!“ rief der Herzog, indem er sich mit einer stolzen Geberde, die sie mit Blut besprengte, erhob, „gehorcht, Herrn von Wardes an's Land, Herrn von Wardes vor Allem in Sicherheit gebracht, oder ich lasse Euch henken.“

Die Barke war mittlerweile herangekommen. Der Secretaire und der Intendant sprangen ebenfalls ins Wasser und näherten sich dem Marquis.

Er gab kein Lebenszeichen mehr von sich.

„Ich empfehle Euch diesen Mann bei Eurem Kopf,“ sagte der Herzog. „Herrn von Wardes an's Ufer.“

Man nahm ihn und trug ihn auf den trockenen Sand, wohin das Meer nie stieg.

Einige Neugierige und fünf bis sechs Fischer hatten sich, herbeigelockt durch das seltene Schauspiel von zwei Männern, die sich bis an die Kniee im Wasser schlugen, auf dem Ufer aufgestellt.

Als die Fischer eine Gruppe von Menschen, die einen Verwundeten trugen, auf sich zukommen sahen, traten sie auch bis an das halbe Bein ins Meer.

Die Engländer übergaben ihnen den Verwundeten in der Sekunde, wo dieser die Augen zu öffnen begann.

Das Salzwasser der See und der feine Sand waren in seine Wunden eingedrungen und verursachten ihm unbeschreibliche Schmerzen.

Der Secretaire des Herzogs zog aus seiner Tasche eine volle Börse, übergab sie dem, welcher ihm der Bedeutendste von den Anwesenden zu sein schien, und sagte:

„Von meinem Herrn Mylord Herzog von Buckingham, daß man dem Herrn Marquis von Wardes alle erdenkliche Pflege angedeihen lasse.“

Und er kehrte gefolgt von den Seinigen zu dem Nachen zurück, zudem sich Buckingham nur mit Mühe geschleppt, doch erst nachdem er Wardes außer Gefahr gesehen hatte.

Die See ging schon hoch, die gestickten Kleider und die seidenen Gürtel waren durchnäßt. Viele Hüte wurden von den Wellen fortgerissen.

Die Kleider von Mylord Herzog und die von Wardes hatte die Fluth nach dem Ufer getragen.

Man hüllte Wardes in das Kleid des Herzogs, das man für das seinige hielt, und trug ihn auf den Armen in die Stadt.

XII.

Dreifache Liebe.

Seit der Abreise von Buckingham bildete sich Guiche ein, die Erde gehöre ihm ohne Theilung.

Monsieur, der nicht mehr den geringsten Grund zur Eifersucht hatte und überdies ganz unter dem Einfluß des Chevalier von Lorraine stand, bewilligte in seinem Hause so viel Freiheit, als nur die Anspruchsvollsten wünschen konnten.

Der König, der Geschmack an der Gesellschaft von Madame gefunden hatte, ersann Vergnügen auf Vergnügen, um den Aufenthalt in Paris heiter zu machen, so daß kein Tag ohne ein Fest im Palais Royal oder ohne einen Empfang bei Monsieur verging.

Der König ließ Fontainebleau einrichten, um hier den Hof zu empfangen, und Jedermann war bemüht, bei der Reise zu sein. Madame führte das geschäftigste Leben. Ihre Stimme, ihre Feder standen nie stille.

Die Gespräche mit Guiche gewannen allmälig das Interesse, in welchem man die Vorspiele von großen Leidenschaften nicht verkennen kann.

Wenn die Augen bei einer Erörterung über die Farbe von Stoffen schmachten, wenn man eine Stunde

damit zubringt, daß man die Verdienste und den Wohlgeruch eines Kräutersäckchens oder einer Blume analysirt, so gibt es bei dieser Art von Conversation Worte, welche Jedermann hören kann, aber es gibt auch Geberden und Seufzer, die nicht Jedermann sehen kann.

Wenn Madame viel mit Herrn von Guiche geplaudert hatte, so plauderte sie mit dem König, der sie regelmäßig jeden Tag besuchte. Man spielte, man machte Verse, man wählte Devisen und Embleme; dieser Frühling war nicht allein der Frühling der Natur, es war die Jugend eines ganzen Volkes, dessen Kopf dieser Hof bildete.

Der König war jung, schön, galanter als irgend Jemand. Er liebte in verliebter Weise alle Frauen, selbst die Königin, seine Gemahlin.

Nur war der große König der Schüchternste oder der Zurückhaltendste seines Reiches, so lange er sich nicht selbst seine Gefühle gestanden hatte.

Diese Schüchternheit hielt ihn in den Schranken einfacher Höflichkeit, und keine Frau konnte sich rühmen, den Vorzug vor einer andern zu haben.

Es ließ sich ahnen, der Tag, wo er sich erklären würde, wäre die Morgenröthe einer neuen Souveränetät, doch er erklärte sich nicht.

Herr von Guiche benützte dies, um der König des ganzen verliebten Hofs zu sein.

Man hatte gesagt, er stehe sehr gut mit Fräulein von Montalais, man hatte behauptet, er sei ein eifriger Liebhaber von Fräulein von Chatillon; nun war er nicht einmal mehr höflich gegen eine Frau des Hofes. Er hatte nur Augen und Ohren für eine Einzige.

Er nahm auch unmerklich seinen Platz bei Monsieur ein, der ihn liebte und so viel als möglich in seinem Hause hielt.

Von Natur leutescheu, entfernte er sich zu sehr vor der Ankunft von Madame; sobald aber Madame angekommen war, entfernte er sich nicht mehr genug.

Was von aller Welt, am meisten aber vom bösen Genius des Hauses, vom Chevalier von Lorraine bemerkt wurde, dem Monsieur eine lebhafte Zuneigung bezeigte, weil er selbst bei seinen Bosheiten einen lustigen Humor hatte, und weil es ihm nie an einem Gedanken, wie die Zeit anzuwenden, fehlte.

Als der Chevalier von Lorraine sah, daß Guiche an seine Stelle zu treten drohte, nahm er seine Zuflucht zu einem großen Mittel. Er verschwand und ließ Monsieur sehr in Verlegenheit.

Am ersten Tag seines Verschwindens suchte ihn Monsieur beinahe nicht, denn Guiche war da, und mit Ausnahme seiner Unterredungen mit Madame widmete dieser muthig die Stunden des Tags und der Nacht dem Prinzen.

Als aber Monsieur am zweiten Tag Niemand bei der Hand fand, fragte er, wo der Chevalier wäre.

Man antwortete ihm, man wisse es nicht.

Guiche, nachdem er den Morgen mit der Auswahl von Stickereien und Fransen mit Madame zugebracht hatte, kam, um den Prinzen zu trösten. Doch nach dem Mittagsmahl waren noch Tulpen und Amethyste zu schätzen und Guiche kehrte in das Cabinet von Madame zurück.

Monsieur blieb allein, es war die Stunde seiner Toilette, er fühlte sich den Unglücklichsten der Menschen und fragte abermals, ob man keine Nachricht vom Chevalier habe.

„Niemand weiß, wo der Chevalier zu finden ist," war die Antwort, die man dem Prinzen gab.

Da Monsieur nicht wußte, wohin er seine Langweile tragen sollte, so ging er im Schlafrock und frisirt zu Madame.

Es war großer Cercle von Leuten, die in allen Ecken lachten und zischelten; hier eine Gruppe von Frauen um einen Mann und unterdrücktes Gelächter; dort Manicamp und Malicorne von Montalais, Fräu-

lein von Tonnay-Charente und zwei andern Lacherinnen angefallen.

Ferner Madame auf Polstern sitzend, und Guiche eine Handvoll Perlen und Edelsteine verstreuend, unter denen der zarte, weiße Finger der Prinzessin diejenigen bezeichnete, welche ihr am meisten gefielen.

In einer andern Ecke ein Zitherspieler, der spanische Seguidellas sang, in welche Madame verliebt war, seitdem sie solche die junge Königin mit einer gewissen Schwermuth hatte singen hören; nur trällerte das, was die Spanierin mit Thränen in den Augen gesungen hatte, die Engländerin mit einem Lächeln, das ihre Perlmutterzähne sehen ließ.

So bevölkert, bot dieses Cabinet das lachendste Bild der Welt.

Monsieur war bei seinem Eintritt betroffen, als er so viele Leute ohne ihn sich vergnügen sah. Er war so eifersüchtig, daß er sich nicht erwehren konnte, wie ein Kind zu sagen:

„Wie! Ihr belustigt Euch hier, und ich langweile mich ganz allein!"

Seine Stimme war wie ein Donnerschlag, der das Gezwitscher der Vögel im Blätterwerk unterbricht, und es trat eine tiefe Stille ein.

Guiche stand einen Augenblick unbeweglich.

Malicorne machte sich hinter dem Rücken von Montalais klein.

Manicamp richtete sich auf und nahm seine große Ceremonienmiene an.

Der Guitarrero steckte seine Zither unter einen Tisch und zog den Teppich darüber, um sie vor den Augen des Prinzen zu verbergen.

Madame allein rührte sich nicht; sie lächelte ihrem Gemahl zu und erwiederte:

„Ist das nicht die Stunde Ihrer Toilette?"

„Und sie wählte man, um sich zu belustigen!" brummelte der Prinz.

Dieses unglückliche Wort war das Signal zur Flucht, die Frauen entflohen wie eine Schaar erschrockener Vögel; der Zitherspieler verschwand wie ein Schatten; stets beschützt durch Montalais, die ihren Rock ausbreitete, schlüpfte Malicorne hinter eine Tapete, Manicamp kam Guiche zu Hülfe, der natürlich bei Madame blieb, und Beide hielten muthig den Angriff mit der Prinzessin aus.

Der Graf war zu glücklich, um dem Gemahl zu grollen; aber Monsieur war böse auf Madame.

Er brauchte ein Motiv zum Streiten; er suchte es und der hastige Abgang dieser vor seiner Ankunft so lustigen und durch seine Gegenwart nun so sehr beunruhigten Menge bot ihm einen Vorwand.

„Warum ergreift man die Flucht bei meinem Anblick?“ sagte er mit hochmüthigem Ton.

Madame erwiederte, so oft der Herr erscheine, halte sich die Familie aus Ehrfurcht entfernt.

Und indem sie dies sagte, machte sie ein so heiteres, so drolliges Gesicht, daß Guiche und Manicamp nicht an sich halten konnten. Sie brachen in ein Gelächter aus, Madame ahmte sie nach, dieser Anfall steckte Monsieur an, der sich setzen mußte, weil er lachend zu viel von seiner Gravität verlor.

Endlich hörte er auf, aber sein Zorn hatte sich vermehrt. Er war noch wüthender darüber, daß er sich dem Gelächter überlassen, als daß er die Andern hatte lachen sehen.

Er schaute Manicamp mit großen Augen an, da er es nicht wagte, dem Grafen von Guiche seinen Zorn zu zeigen.

Doch auf ein Zeichen, das er mit zu heftigem Aerger machte, gingen Manicamp und Guiche hinaus.

Madame, welche allein geblieben war, raffte traurig ihre Perlen zusammen, lachte gar nicht mehr und sprach noch viel weniger.

„Es freut mich sehr, zu sehen, daß man mich bei

Euch wie einen Fremden behandelt, Madame," sagte der Herzog.

Und er verließ den Salon ganz außer sich.

Auf seinem Wege traf er Montalais, welche im Vorzimmer wachte.

„Es ist schön, einen kommen zu sehen, doch vor der Thüre," sagte er.

„Ich begreife nicht recht, was Eure Hoheit mir zu sagen mich beehrt," erwiederte sie.

„Ich sage, mein Fräulein, daß wenn Ihr mit einander im Gemach von Madame lacht, derjenige unwillkommen ist, der nicht außen bleibt."

„Eure Königliche Hoheit denkt und spricht ohne Zweifel nicht so für sich?"

„Im Gegentheil, mein Fräulein, für mich spreche ich, für mich denke ich. Ich habe sicherlich keinen Grund, mir zu dem Empfang, der mir hier zu Theil wird, Glück zu wünschen. Wie! an einem Tag, wo bei Madame, bei mir Musik und Gesellschaft ist, an einem Tag, wo ich mich ebenfalls ein wenig zu belustigen gedenke, entfernt man sich! Hatte man denn Angst, mich zu sehen, daß Jedermann die Flucht ergriff, als man mich sah?.. Man treibt also Schlimmes... wenn ich abwesend bin?"

„Aber, Monseigneur, man thut heute nichts Anderes, als man alle Tage thut," entgegnete Montalais.

„Wie! man lacht alle Tage so?"

„Ja, Monseigneur."

„Alle Tage sind Gruppen, wie die, welche ich gesehen habe?"

„Ganz dieselben, Monseigneur."

„Und alle Tage kratzt man auf der Geige?"

„Monseigneur, heute ist es die Zither; doch wenn wir keine Zither haben, so haben wir Geigen und Flöten; die Frauen langweilen sich ohne Musik."

„Teufel! und die Männer?"

„Welche Männer?"

„Herr von Guiche, Herr von Manicamp und die Anderen, Herr . . ."

„Alle vom Hause Eurer königlichen Hoheit.“

„Ja, ja, Ihr habt Recht, mein Fräulein,“ sprach der Prinz.

Und er kehrte in seine Gemächer zurück; er war ganz träumerisch und stürzte sich in den tiefsten von seinen Lehnstühlen, ohne sich im Spiegel zu beschauen.

„Wo kann der Chevalier sein?“ sagte er.

Es war ein Diener in der Nähe des Prinzen.

Seine Frage wurde gehört.

„Man weiß es nicht, Monseigneur.“

„Abermals diese Antwort! . . . Den Ersten, der mir wieder erwiedert: „„Ich weiß es nicht,““ jage ich fort.“

Bei diesem Wort entfloh Jedermann aus dem Gemache von Monsieur, wie man aus dem von Madame entflohen war.

Da gerieth der Prinz in einen unbeschreiblichen Zorn. Er stieß mit dem Fuß an ein Chiffonnier, das in dreißig Stücken auf den Boden rollte.

Dann ging er mit der größten Kaltblütigkeit nach den Gallerien und warf eine Vase von Email, ein Wasserbecken von Porphyr und einen Kandelaber von Bronze auf einander. Das Ganze machte einen furchtbaren Lärmen. Alle Welt erschien an den Thüren.

„Was will Monseigneur?“ wagte der Kapitän der Leibwachen schüchtern zu fragen.

„Ich mache mir Musik,“ erwiederte der Prinz mit den Zähnen knirschend.

Der Kapitän der Leibwachen ließ den Arzt Seiner Königlichen Hoheit holen.

Doch vor dem Arzt kam Malicorne und meldete dem Prinzen:

„Monseigneur, der Herr Chevalier von Lorraine folgt mir.“

Der Herzog schaute Malicorne an und lächelte.

Der Chevalier trat in der That ein.

XIII.

Die Eifersucht von Herrn von Lorraine.

Der Herzog stieß einen Freudenschrei aus, als er den Chevalier von Lorraine erblickte.

„Oh! das ist ein Glück," sprach er; „durch welchen Zufall sieht man Euch? Waret Ihr denn nicht verschwunden, wie die Sage ging?"

„Ja, Monseigneur."

„Eine Laune?"

„Eine Laune? ich Launen haben bei Eurer Hoheit! Die Ehrfurcht . . ."

„Laß die Ehrfurcht, gegen die Du Dich alle Tage verfehlst. Ich spreche Dich davon frei. Warum bist Du weggegangen? Erkläre Dich."

„Weil ich Monseigneur völlig unnütz war. Monseigneur hat unterhaltendere Leute bei sich, als ich es je sein werde. Ich fühle mich nicht stark genug, um zu kämpfen, und habe mich zurückgezogen."

„Diese Zurückhaltung hat keinen Sinn. Wer sind die Leute, gegen die Du nicht kämpfen willst? Guiche?"

„Ich nenne Niemand."

„Das ist einfältig! Guiche beengt Dich."

„Ich sage das nicht, Monseigneur; heißt mich nicht sprechen; Ihr wißt wohl, daß Guiche zu unseren guten Freunden gehört."

„Wer denn?"

„Ich bitte, Monseigneur, lassen wir das, ich flehe Euch an."

Der Chevalier wußte wohl, daß man die Neugierde reizt, wie den Durst, wenn man das Getränke oder die Erklärung entfernt hält.

„Nein, ich will wiſſen, warum Du verſchwunden biſt?“

„Nun, ſo will ich es Euch ſagen; nehmt es aber nicht übel auf.“

„Sprich.“

„Ich bemerkte, daß ich läſtig war.“

„Wem?“

„Madame.“

„Wie ſo?“ fragte der Herzog erſtaunt.

„Das iſt ganz einfach: Madame iſt vielleicht eiferſüchtig auf die Zuneigung, die Ihr mir zu gewähren die Gnade habt.“

„Sie bezeigt Dir das?“

„Monſeigneur, Madame ſpricht nie ein Wort mit mir, beſonders ſeit einer gewiſſen Zeit.“

„Seit wann?“

„Seitdem Herr von Guiche ihr mehr gefallen hat, als ich, empfängt ſie ihn zu jeder Stunde.“

Der Herzog erröthete.

„Zu jeder Stunde? Was für ein Wort iſt das?“ ſprach er mit ſtrengem Tone.

„Ihr ſeht wohl, Monſeigneur, daß ich Euch ſchon mißfallen habe; ich war davon überzeugt.“

„Ihr mißfallt mir nicht, aber Ihr ſagt mir die Dinge etwas lebhaft. In welcher Hinſicht zieht Madame Guiche Euch vor?“

„Ich werde nichts mehr ſagen,“ erwiederte der Chevalier mit einer ceremoniellen Verbeugung.

„Im Gegentheil, ich will, daß Ihr ſprechet; habt ihr Euch deshalb zurückgezogen, ſo ſeid Ihr alſo ſehr eiferſüchtig?“

„Man muß eiferſüchtig ſein, wenn man liebt, Monſeigneur: iſt Eure Hoheit nicht eiferſüchtig auf Madame? würde Eure Hoheit, wenn ſie immer Jemand bei Madame ſähe und zwar Einen, den man günſtig behandelte, nicht Verdacht ſchöpfen? Man liebt ſeine Freunde wie ſeine Liebſchaften. Eure Hoheit hat mir

zuweilen die hohe Ehre erwiesen, mich ihren Freund zu nennen."

„Ja, ja, doch da ist abermals ein zweideutiges Wort; Chevalier, Ihr habt eine unglückliche Gesprächsform."

„Welches Wort, Monseigneur?"

„Ihr habt gesagt, günstig behandelt. Was versteht Ihr unter dem günstig?"

„Etwas ganz Einfaches, Monseigneur," antwortete der Chevalier mit großer Treuherzigkeit. „So, zum Beispiel, wenn ein Gatte seine Frau vorzugsweise diesen oder jenen Mann zu sich rufen sieht; wenn sich dieser Mann beständig oben an ihrem Bett oder am Schlag ihres Wagens findet; wenn es immer ein Plätzchen für den Fuß dieses Mannes im Umkreis der Röcke der Frau gibt; wenn die Leute sich außer den Aufforderungen zur Conversation begegnen; wenn der Strauß von dieser die Farbe der Blumen von jenem hat; wenn die Musiken im Gemach, die Abendbrode in dem Platz hinter dem Bett statthaben; wenn bei dem Eintritt des Mannes Alles bei der Frau schweigt; wenn der Mann plötzlich zum beständigsten Gefährten, zum zärtlichsten Menschen denjenigen hat, welcher acht Tage zuvor am wenigsten ihm zu gehören schien. . . dann."

„Vollende."

„Dann, sage ich, ist man vielleicht eifersüchtig, doch alle diese Einzelheiten sind nicht am Platze und es handelt sich nicht um dieses bei unserem Gespräch."

Der Herzog kämpfte offenbar in seinem Innern, endlich aber sprach er:

„Ihr sagt mir nicht, warum Ihr Euch neulich entfernt habt, Ihr sagtet nur, aus Furcht, lästig zu sein, und fügtet sogar bei, Ihr habet bei Madame eine Neigung zu häufigem Umgang mit Guiche wahrgenommen."

„Ah! Monseigneur, das habe ich nicht gesagt."

„Doch!"

„Wenn ich es sagte, so sah ich darin nur Unschuldiges.“

„Kurz, Ihr habt etwas gesehen?“

„Monseigneur bringt mich in Verlegenheit.“

„Was liegt daran? sprecht. Wenn Ihr die Wahrheit sagt, warum dann verlegen sein?“

„Ich sage immer die Wahrheit, Hoheit, aber ich zögere auch immer, wenn ich wiederholen soll, was die Anderen sagen.“

„Ah! Ihr wiederholt! Es scheint also, daß man gesagt hat.“

„Ich gestehe, daß man mit mir davon gesprochen hat.“

„Wer?“

Der Chevalier nahm eine beinahe zornige Miene an und erwiederte:

„Monseigneur, Ihr unterwerft mich einem peinlichen Verhör, Ihr behandelt mich wie einen Angeklagten auf dem Schemelchen. . . und die Gerüchte, welche im Vorübergehen das Ohr eines Edelmanns streifen, verweilen nicht darin. Eure Hoheit will, daß ich das Gerücht zu der Höhe eines Ereignisses erhebe.“

„Nun,“ rief der Herzog ärgerlich, „es ist eine entschiedene Thatsache, daß Ihr Euch wegen dieses Gerüchtes zurückgezogen habt.“

„Ich muß die Wahrheit sagen: man hat mir von den beständigen Aufwartungen und Bestrebungen von Guiche bei Madame gesprochen, nichts Anderes; ich wiederhole, ein unschuldiges und mehr noch ein erlaubtes Vergnügen. Doch, Monseigneur, seid nicht ungerecht und treibt die Dinge nicht bis zum Uebermaß. Das geht Euch nichts an.“

„Es geht mich nichts an, daß man von den Bestrebungen von Guiche bei Madame spricht . . .“

„Nein, Monseigneur, nein, und was ich Euch sage, würde ich Guiche selbst sagen, in so schönem Lichte betrachte ich den Hof, den er Madame macht; ich würde

es auch ihr sagen. Nur, begreift Ihr, was ich befürchte? Ich befürchte für einen Eifersüchtigen auf die Gunst zu gelten, während ich nur ein Eifersüchtiger auf die Freundschaft bin. Ich kenne Eure Schwäche, ich weiß, daß Ihr, wenn Ihr liebt, ausschließlich seid. Ihr liebt aber Madame, und wer sollte sie auch nicht lieben! Folgt wohl dem Kreis, zu dem ich Euch führe. Madame hat unter Euren Freunden den schönsten und reizendsten vorgezogen: sie wird in Beziehung auf diesen einen solchen Einfluß auf Euch ausüben, daß Ihr die Anderen vernachläßigen werdet. Eine Verachtung von Euch wäre mein Tod . . . es ist schon genug, daß ich die von Madame ertragen muß. Monseigneur, ich habe also den Entschluß gefaßt, den Platz dem Günstling abzutreten, den ich um sein Glück beneide, während ich wahre Freundschaft und aufrichtige Bewunderung für ihn hege. Sprecht, habt Ihr etwas gegen diese Schlußkette einzuwenden? Ist es nicht die eines galanten Mannes? Ist es nicht das Benehmen eines wackeren Freundes? Antwortet mir wenigstens, Ihr, der Ihr mich mit so hartem Tone befragt habt."

Der Herzog hatte sich niedergesetzt, er hielt seinen Kopf mit beiden Händen und zerzauste seine Frisur.

Nach einem Stillschweigen, das lange genug währte, daß der Chevalier die ganze Wirkung seiner rednerischen Combinationen schätzen konnte, stand Monseigneur auf und sagte:

„Sprich und sei offenherzig."

„Wie immer."

„Gut. Du weißt, daß wir schon etwas in Betreff des extravaganten Buckingham bemerkt haben."

„Oh! Monseigneur, schuldigt Madame nicht an, oder ich nehme Abschied von Euch. Wie! Ihr geht zu diesen Systemen über? wie! Ihr hegt Verdacht?"

„Nein, nein, Chevalier, ich habe keinen Verdacht gegen Madame .... Aber am Ende sehe ich ... vergleiche ich."

„Buckingham war ein Mann.“

„Ein Mann, über den Du mir die Augen vollkommen geöffnet haſt.“

„Nein, nein,“ entgegnete lebhaft der Chevalier, „ich habe Euch die Augen nicht geöffnet: Guiche. Ah! wir wollen nicht verwechſeln.“ Und er lachte mit jenem ſchrillen Gelächter, das dem Ziſchen der Schlange gleicht.

„Ja, in der That, ja.... Du ſagteſt ein paar Worte, doch Guiche zeigte ſich am Eiferſüchtigſten.“

„Ich glaube wohl,“ fuhr der Chevalier mit demſelben Ton fort; „er kämpfte für den Heerd und den Altar.“

„Wie beliebt?“ fragte der Herzog empört über dieſen treuloſen Scherz.

„Allerdings iſt Herr von Guiche nicht der erſte Edelmann Eures Hauſes.“

„Nun,“ ſagte der Herzog etwas ruhiger, „dieſe Leidenſchaft von Buckingham war bemerkt worden?“

„Gewiß.“

„Sagt man, die von Guiche ſei ebenſo ſehr bemerkt worden?“

„Aber, Monſeigneur, Ihr fallt wieder zurück, man ſagt nicht, Herr von Guiche habe eine Leidenſchaft.“

„Gut! gut!“

„Ihr ſeht, Monſeigneur, es wäre beſſer, tauſendmal beſſer geweſen, mich in meiner Zurückgezogenheit zu laſſen, als Euch mit meinen Skrupeln einen Verdacht zu ſchmieden, den Madame als ein Verbrechen betrachten wird, und dabei hat ſie Recht.“

„Was würdeſt Du thun?“

„Etwas Vernünftiges.“

„Was?“

„Ich würde der Geſellſchaft dieſer neuen Epikuräer nicht die geringſte Aufmerkſamkeit mehr ſchenken, und auf dieſe Art würden die Gerüchte aufhören.“

„Ich werde ſehen, mich berathen.“

„Oh! Ihr habt Zeit, die Gefahr iſt nicht groß, und dann handelt es ſich weder um Gefahr, noch um Leidenſchaft; es handelt ſich darum, daß ich Eure Freundſchaft für mich ſich ſchwächen zu ſehen befürchtete. Sobald Ihr mir ſie mit einer ſo liebreichen Entſchiedenheit zurückgebt, habe ich keinen andern Gedanken mehr.“

Der Herzog ſchüttelte den Kopf, als wollte er ſagen:

„Wenn Du keinen Gedanken mehr haſt, ſo habe ich doch einen.“

Doch die Stunde zum Mittagsmahl war gekommen; Monſieur ließ Madame benachrichtigen. Es kam die Antwort, Madame könne der großen Tafel nicht beiwohnen, und werde in ihrem Gemache ſpeiſen.

„Das iſt nicht meine Schuld,“ ſagte der Herzog; „als ich dieſen Morgen mitten unter ihre Muſiker fiel, ſpielte ich den Eiferſüchtigen und man ſchmollt mir.“

„Wir werden allein ſpeiſen,“ ſagte der Chevalier mit einem Seufzer; „ich bedaure, daß Guiche nicht da iſt.“

„Oh! Guiche wird nicht lange ſchmollen, er iſt eine gutherzige Natur.“

„Monſeigneur,“ ſagte plötzlich der Chevalier, „es kommt mir ein guter Gedanke: ich konnte vorhin Eure Hoheit erbittern und Verdacht gegen Guiche erregen. Es geziemt ſich, daß ich der Vermittler bin. Ich will den Grafen aufſuchen und hierherbringen.“

„Ah! Chevalier, Du biſt eine gute Seele.“

„Ihr ſagt das, als ob Ihr darüber erſtaunt wäret.“

„Ah! Du biſt nicht alle Tage zärtlich.“

„Es mag ſein, doch Ihr müßt zugeſtehen, ich weiß ein Unrecht, das ich begangen habe, wieder gut zu machen.“

„Ich geſtehe es.“

„Eure Hoheit wird mir wohl die Gnade erweisen, einige Augenblicke hier zu warten.“

„Gern, gehe... Ich werde meine Kleider für Fontainebleau anprobiren.“

Sobald der Chevalier weggegangen war, rief er seine Leute mit großer Sorgfalt, als ob er ihnen verschiedene Befehle zu geben hätte.

Alle gingen in verschiedenen Richtungen ab. Doch er hielt seinen Kammerdiener zurück und sagte zu ihm:

„Erkundige Dich, und zwar sogleich, ob Herr von Guiche bei Madame ist. Sprich, wie willst Du das erfahren?“

„Das ist leicht, Herr Chevalier; ich frage Malicorne, der es von Fräulein von Montalais erfahren wird. Ich muß indessen bemerken, daß die Frage vergeblich sein wird, denn alle Leute des Herrn Grafen sind abgegangen, und der Herr mußte wohl mit ihnen abgehen.“

„Erkundige Dich nichtsdestoweniger.“

Es waren kaum zehn Minuten abgelaufen, als der Kammerdiener zurückkehrte. Er führte geheimnißvoll seinen Herrn auf eine Dienststreppe und ließ ihn in ein kleines Zimmer eintreten, dessen Fenster auf den Garten ging.

„Was gibt es?“ fragte der Chevalier; „warum so große Vorsicht?“

„Schaut, Herr,“ sagte der Kammerdiener.

„Was?“

„Schaut dort unter dem Kastanienbaum.“

„Gut... Ah! mein Gott! ich sehe Manicamp, der unten wartet: worauf wartet er?“

„Ihr werdet es finden, wenn Ihr Geduld haben wollt... Ah! seht Ihr nun?“

„Ich sehe einen, zwei, vier Musikanten mit ihren Instrumenten, und hinter ihnen, sie antreibend, Guiche in Person. Aber was macht er denn da?“

„Er wartet darauf, daß man ihm die kleine Thüre

zur Treppe der Ehrendame öffnet, auf dieser wird er zu Madame hinaufgehen, wo man während des Mittagsmahls eine neue Musik hören läßt."

„Was Du da sagst, ist herrlich."

„Nicht wahr?"

„Herr Malicorne hat Dir das gesagt?"

„Er selbst."

„Er liebt Dich also?"

„Er liebt Monsieur."

„Warum?"

„Weil er zum Hause von Monsieur gehören will."

„Bei Gott! er wird dazu gehören. Wie viel hat er hiefür gegeben?"

„Das Geheimniß, das ich an Euch verkaufe, Herr."

„Ich bezahle Dir hundert Pistolen dafür. Nimm."

„Meinen Dank... Seht Ihr, die kleine Thüre öffnet sich, eine Frau läßt die Musikanten eintreten."

„Das ist die Montalais."

„Ah! ruft diesen Namen nicht laut... wer Montalais sagt, sagt Malicorne. Wenn Ihr Euch mit dem Einen entzweit, steht Ihr schlecht mit der Andern."

„Gut, ich habe nichts gesehen."

„Und ich nichts empfangen," sprach der Kammerdiener, während er die Börse forttrug.

Der Chevalier, der nun die Gewißheit hatte, daß Guiche eingetreten war, kehrte zu Monsieur zurück, den er glänzend gekleidet und strahlend vor Freude wie vor Schönheit fand.

„Monseigneur," rief er, „man sagt, der König nehme die Sonne zum Sinnbild; wahrhaftig, Euch würde dieses Sinnbild zukommen!"

„Und Guiche?"

„Unfindbar. Er ist entflohen, verdunstet. Euer Ueberfall an diesem Morgen hat ihn erschreckt. Man hat ihn nicht zu Hause gefunden."

„Bah! dieses zersprungene Gehirn war im Stande,

die Post zu nehmen, um sich auf seine Güter zu begeben. Armer Junge, ich werde ihn zurückrufen. Laßt uns speisen."

„Monseigneur, es ist heute der Tag der Gedanken, ich habe abermals einen."

„Sprich."

„Monseigneur, Madame schmollt mit Euch, und sie hat Recht. Ihr seid ihr eine Genugthuung schuldig: speist mit ihr zu Mittag."

„Oh! das wäre das Benehmen eines schwachen Ehemanns."

„Nein, eines guten Ehemanns. Die Prinzessin langweilt sich; sie wird auf ihren Teller weinen, sie wird rothe Augen haben. Ein Mann, der die Augen seiner Frau röthet, macht sich verhaßt. Geht, Monseigneur, geht!"

„Nein, meine Tafel ist hier bestellt."

„Oh! Monseigneur, wir werden sehr traurig sein; der Gedanke, daß Madame allein ist, wird mein Herz bedrücken. Ihr, so grimmig Ihr auch sein wollt, werdet doch speisen. Nehmt mich mit zum Mittagsmahl von Madame, das wird eine reizende Ueberraschung sein. Ihr hattet diesen Morgen Unrecht."

„Vielleicht wohl."

„Es gibt kein vielleicht... das ist eine Thatsache."

„Chevalier, Chevalier! Du räthst mir schlecht."

„Ich rathe Euch gut. Ihr erscheint mit Euren Vorzügen: Euer violetbraunes, mit Gold gesticktes Kleid steht Euch göttlich. Madame wird noch mehr durch den Mann selbst als durch die äußern Vorzüge unterjocht sein. Auf, Monseigneur!"

„Du bestimmst mich, laß uns gehen."

Der Herzog verließ mit dem Chevalier seine Wohnung und wandte sich nach der von Madame.

Der Chevalier flüsterte seinem Kammerdiener ins Ohr:

„Leute vor die kleine Thüre! Daß Niemand dort entwischen kann! Laufe."

Und er gelangte hinter dem Herzog in die Vorzimmer von Madame.

Die Huissiers wollten melden.

„Niemand rühre sich," sagte der Chevalier, „Monseigneur will eine Ueberraschung bereiten."

XIV.

Monsieur ist eifersüchtig auf Guiche.

Monsieur trat ungestüm ein, wie die Leute, die eine gute Absicht haben und ein Vergnügen zu machen glauben, oder wie diejenigen, welche ein Geheimniß, den traurigen Heimfall der Eifersüchtigen, zu erhaschen glauben.

Berauscht von den ersten Takten der Musik, tanzte Madame wie eine Wahnsinnige und ließ ihr angefangenes Mittagessen stehen.

Ihr Tänzer war Herr von Guiche, die Arme in der Luft, die Augen halb geschlossen, das Knie auf der Erde, wie jene spanischen Tänzer mit dem wollüstigen Blick und der liebkosenden Geberde.

Die Prinzessin drehte sich um ihn mit demselben Lächeln und derselben herausfordernden Verführung.

Montalais bewunderte; La Vallière, die in einer Ecke saß, schaute ganz träumerisch zu.

Es läßt sich die Wirkung nicht schildern, welche auf diese glücklichen Leute die Gegenwart von Monsieur hervorbrachte. Es wäre auch ebenso unmöglich, die Wirkung zu beschreiben, die auf Philipp der Anblick dieser glücklichen Leute hervorbrachte.

Der Graf von Guiche hatte nicht die Kraft, sich zu erheben, Madame blieb mitten in ihrem Pas und ihrer Stellung, ohne ein Wort aussprechen zu können.

Der Chevalier von Lorraine, der sich an das Thürgesimse anlehnte, lächelte wie ein in die naivste Bewunderung versunkener Mensch.

Die Blicke des Prinzen, das krampfhafte Zittern seiner Hände und Beine waren das erste Symptom, das die Anwesenden mit Schrecken ergriff. Ein tiefes Stillschweigen folgte auf das Geräusch des Tanzes.

Der Chevalier von Lorraine benützte diesen Zwischenraum, um Madame und Guiche ehrfurchtsvoll zu begrüßen, wobei er sich den Anschein gab, als vermengte er sie in seinen Verbeugungen wie die zwei Gebieter des Hauses.

Monsieur trat näher hinzu und sprach mit rauher Stimme:

„Ich bin entzückt... ich kam hieher im Glauben, Euch krank und traurig zu finden, und sehe, daß Ihr Euch neuen Vergnügungen hingebt; in der That, das ist ein Glück! Mein Haus ist das lustigste des Weltalls."

Dann sich an Guiche wendend:

„Graf, ich wußte nicht, daß Ihr ein so wackerer Tänzer seid."

Hienach kehrte er abermals zu seiner Frau zurück und sprach mit einer Bitterkeit, die seinen Zorn verbarg:

„Seid besser gegen mich, ladet mich ein, so oft man sich bei Euch belustigt. Ich bin ein sehr verlassener Prinz."

Guiche hatte seine ganze Sicherheit und den natürlichen Stolz wieder erlangt, der ihm so gut stand, und sprach:

„Monseigneur weiß wohl, daß mein ganzes Leben seinem Dienste geweiht ist; handelt es sich darum, es hinzugeben, so bin ich bereit; heute handelt es sich nur darum, bei den Tönen der Musik zu tanzen, und ich tanze."

„Und Ihr habt Recht," erwiederte kalt der Prinz. „Und dann, Madame," fuhr er fort, „Ihr bemerkt nicht, daß Eure Damen mir meine Freunde entführen: Herr von Guiche gehört nicht Euch, Madame, sondern

mir. Wollt Ihr ohne mich zu Mittag speisen, so habt Ihr Eure Damen. Speise ich allein, so habe ich meine Cavaliere; beraubt mich nicht gänzlich."

Madame fühlte den Vorwurf und die Lection.

Die Röthe stieg ihr plötzlich bis zu den Augen und sie entgegnete:

„Monsieur, als ich an den Hof von Frankreich kam, wußte ich nicht, daß die Prinzessinnen von meinem Rang wie die Frauen in der Türkei betrachtet werden. Ich wußte nicht, daß es verboten war, Männer zu sehen; doch da dies Euer Wille ist, so werde ich mich danach richten; thut Euch keinen Zwang an, wenn Ihr meine Fenster vergittern lassen wollt."

Diese Entgegnung, welche Montalais und Guiche lachen machte, brachte in das Herz des Prinzen den Zorn zurück, von dem ein guter Theil in seinen Worten verdunstet war.

„Sehr gut," sagte er mit gedrängtem Ton, „so respectirt man mich in meinem Hause!"

„Monseigneur! Monseigneur!" flüsterte der Chevalier Monsieur so ins Ohr, daß Jedermann bemerkte, er mäßige.

„Kommt!" sagte der Herzog statt jeder Antwort, indem er ihn fortzog und mit einer ungestümen Bewegung, auf die Gefahr, Madame zu stoßen, pirouettirte.

Der Chevalier folgte seinem Gebieter bis in seine Wohnung, wo sich der Prinz nicht so bald niedergesetzt hatte, als er seiner Wuth freien Lauf ließ.

Der Chevalier schlug die Augen zum Himmel auf, faltete die Hände und sprach kein Wort.

„Deine Ansicht!" rief Monsieur.

„Worüber, Hoheit?"

„Ueber Alles, was hier vorgeht."

„Ah! Monseigneur, das ist recht."

„Das ist abscheulich! das Leben kann nicht so fortgehen!"

„Seht, welch ein Unglück!" sprach der Chevalier,

„wir hofften Ruhe nach der Abreise von diesem verrückten Buckingham zu haben!“

„Und nun ist es noch schlimmer!“

„Das sage ich nicht, Monseigneur!“

„Ja, aber ich sage es, denn Buckingham hätte es nie gewagt, den vierten Theil von dem zu thun, was wir gesehen.“

„Was denn?“

„Sich verbergen, um zu tanzen, eine Unpäßlichkeit vorschützen, um unter vier Augen zu speisen!“

„Oh! Hoheit, nein, nein!“

„Doch! doch!“ rief der Prinz, der sich, wie die eigensinnigen Kinder, selbst immer mehr aufregte, „aber ich werde es nicht länger ertragen, man soll erfahren, was vorgeht!“

„Monsieur! ein Aufsehen! . . .“

„Bei Gott! soll ich mir Zwang anthun, während man sich mir gegenüber so wenig Zwang anthut! Erwarte mich, Chevalier, erwarte mich!“

Der Prinz verschwand im anstoßenden Zimmer und erkundigte sich beim Huissier, ob die Königin Mutter aus der Kapelle zurückgekommen sei.

Anna von Oesterreich war glücklich; der an den Herd ihrer Familie zurückgekehrte Friede, ein ganzes Volk entzückt durch die Gegenwart eines jungen, für die großen Dinge gut gestimmten Fürsten, die Staatseinkünfte vermehrt, der äußere Friede gesichert, Alles weissagte ihr eine ruhige Zukunft.

Sie ertappte sich zuweilen bei der Erinnerung an den armen jungen Mann, den sie als Witwe empfangen und als Schwiegermutter vertrieben hatte.

Ein Seufzer vollendete den Gedanken. Plötzlich trat der Herzog von Orleans bei ihr ein.

„Meine Mutter!“ rief er, rasch die Thürvorhänge schließend, „die Dinge können nicht so fortbestehen.“

Anna von Oesterreich schlug ihre schönen Augen zu ihm auf und fragte mit einer unstörbaren Sanftmuth:

„Welche Dinge meint Ihr?"

„Ich spreche von Madame!"

„Von Eurer Frau?"

„Ja, meine Mutter."

„Ich wette, daß ihr dieser verrückte Buckingham einen Abschiedsbrief geschrieben hat."

Oh! ja wohl! meine Mutter: handelt es sich um Buckingham?"

„Um was sonst? denn dieser arme Junge war wohl mit Unrecht ein Zielpunkt Eurer Eifersucht, und ich glaubte . . ."

„Meine Mutter, Madame hat Herrn von Buckingham schon ersetzt."

„Philipp! was sagt Ihr! Ihr sprecht da leichtsinnige Worte."

„Nein, nein, Madame hat es so sehr gethan, daß ich abermals eifersüchtig bin."

„Und auf wen, guter Gott?"

„Wie! Ihr habt nicht bemerkt?"

„Nein."

„Ihr habt nicht bemerkt, daß Herr von Guiche immer bei ihr, beständig um sie ist?"

Die Königin schlug ihre Hände an einander und fing an zu lachen.

„Philipp," sagte sie, „es ist kein Fehler, was Ihr habt, sondern eine Krankheit."

„Fehler oder Krankheit, Madame, ich leide."

„Und Ihr verlangt, daß man ein Uebel heile, das nur in Eurer Phantasie besteht! Man soll billigen, daß Ihr eifersüchtig seid, während kein Grund zu Eurer Eifersucht vorhanden ist?"

„Ah! nun fangt Ihr abermals bei Diesem an, was Ihr bei dem Andern sagtet."

„Weil Ihr, was Ihr bei dem Andern thatet, nun

the Lord, which I command thee, to-day, for good unto thee?

13 Behold, unto the Lord thy God belongeth heaven and the heaven of heavens, the earth, with all that therein is.

14 Only the Lord had a delight in thy fathers to love them, and he chose their seed after them, even you above all people, as it is this day.

15 Circumcise therefore the foreskin of your heart, and be no more stiff-necked.

16 For the Lord your God is God of gods, and Lord of lords, a great God, a mighty, and a terrible, which regardeth not persons, nor taketh reward:

17 He doth execute the judgment of the fatherless and widow, and loveth the stranger, in giving him food and raiment.

18 Love ye therefore the stranger: for ye were strangers in the land of Egypt.

19 Thou shalt fear the Lord thy God; him shalt thou serve, and to him shalt thou cleave, and swear by his name.

20 He is thy praise, and he is thy God, that hath done for thee these great and terrible things, which thine eyes have seen.

21 Thy fathers went down into Egypt with threescore and ten persons; and now the Lord thy God hath made thee as the stars of heaven for multitude.

Ihr nun gesagt habt, Madame. Die Lection von diesem Morgen hätte genügen müssen, und wenn sie Böses thäten, so würden sie sich verbergen."

„Ich habe das gesagt."

„Da ich nun vorhin die Lebhaftigkeit von diesem Morgen bereute und wußte, Guiche schmolle in seinem Haus, so ging ich zu Madame. Errathet, was ich dort fand. Andere Musiker, Tänze, und Guiche, man verbarg ihn dort."

Anna von Oesterreich faltete die Stirne.

„Das ist unklug," sprach sie. „Was sagte Madame?"

„Nichts."

„Und Guiche?"

„Ebenso . . . Doch, doch! er stammelte ein paar Unverschämtheiten."

„Was schließt Ihr daraus, Philipp?"

„Daß man mich hinterging, daß Buckingham nur ein Vorwand war, und daß der wahre Schuldige Guiche ist."

Anna zuckte die Achseln.

„Weiter?"

„Guiche soll mein Haus verlassen wie Buckingham, und ich werde das vom König verlangen, wenn nicht . . ."

„Wenn nicht?"

„Wenn Ihr, Madame, die Ihr so geistreich und gut seid, die Sache nicht selbst besorgt."

„Ich werde das nicht thun."

„Wie, meine Mutter!"

„Hört, Philipp, ich bin nicht alle Tage gestimmt, den Leuten schlechte Komplimente zu machen; ich habe Ansehen bei der Jugend, aber ich dürfte es nicht mißbrauchen, ohne es zu verlieren; überdies beweist mir nichts, daß Guiche schuldig ist."

„Er hat mir mißfallen."

„Das ist Eure Sache."

„Gut, ich weiß, was ich thun werde," sprach der Prinz ungestüm.

Anna ſchaute ihn ruhig an und fragte:

„Und was werdet Ihr thun?“

„Ich laſſe ihn in meinem Baſſin ertränken, ſobald ich ihn wieder in meinem Hauſe finde.“

Nachdem er dieſe Grauſamkeit herausgeſchleudert hatte, erwartete der Prinz, ſie würde die Wirkung des Schreckens hervorbringen. Die Königin blieb unempfindlich und erwiederte:

„Thut es.“

Philipp war ſchwach wie ein Weib und fing an zu heulen.

„Man verräth mich, Niemand liebt mich, meine Mutter geht auch zu meinen Feinden über.“

„Eure Mutter ſieht weiter als Ihr, und ſie hat keine Luſt, Euch zu rathen, da Ihr ſie nicht hören wollt.“

„Ich werde zum König gehen.“

„Ich war im Begriff, Euch das vorzuſchlagen. Ich erwarte Seine Majeſtät hier, es iſt die Stunde ihres Beſuches; erklärt Euch.“

Sie hatte nicht geendigt, als Philipp die Thüre des Vorzimmers geräuſchvoll öffnen hörte:

Die Angſt erfaßte ihn. Man erkannte den Tritt des Königs, deſſen Sohlen auf dem Teppich krachten.

Der Herzog entfloh durch eine kleine Thüre und überließ die Königin ſich ſelbſt.

Anna von Oeſterreich lachte, und ſie lachte noch, als der König eintrat.

Er kam, um ſich liebevoll nach der ſchon wankenden Geſundheit der Königin Mutter zu erkundigen und ihr zugleich mitzutheilen, alle Vorbereitungen zu der Reiſe nach Fontainebleau ſeien beendigt.

Als er ſie lachen ſah, fühlte er ſeine Unruhe ſich vermindern und befragte ſie ſelbſt lachend.

Anna von Oeſterreich nahm ſeine Hand und ſagte mit heiterem Tone:

„Wißt Ihr, daß ich ſtolz darauf bin, eine Spanierin zu ſein?“

„Warum, Madame?“

„Weil die Spanierinnen wenigstens mehr werth sind, als die Engländerinnen.“

„Erklärt Euch.“

„Seitdem Ihr verheirathet seid, habt Ihr der Königin nicht einen einzigen Vorwurf zu machen gehabt.“

„Nein, gewiß nicht.“

„Und Ihr seid schon seit einiger Zeit verheirathet. Euer Bruder dagegen ist erst seit vierzehn Tagen verheirathet.“

„Nun?“

„Und er beklagt sich zum zweiten Mal über Madame.“

„Wie! abermals Buckingham.“

„Nein, ein Anderer.“

„Wer?“

„Guiche.“

„Oh! Madame ist also eine Coquette?“

„Ich befürchte es.“

„Mein armer Bruder!“ sagte der König lachend.

„Ihr entschuldigt die Coquetterie, wie es scheint?“

„Bei Madame, ja . . . Madame ist im Grunde nicht coquette.“

„Es mag sein, doch Euer Bruder wird darüber den Kopf verlieren.“

„Was verlangt er?“

„Er will Guiche ertränken lassen.“

„Das ist heftig.“

„Lacht nicht, er ist außer sich . . . Sinnt auf Mittel.“

„Um Guiche zu retten, gern.“

„Oh! wenn Euer Bruder Euch hörte, er würde gegen Euch conspiriren, wie es Euer Oheim, Monsieur, gegen den König, Euren Vater, machte.“

„Nein, Philipp liebt mich zu sehr und ich liebe ihn ebenfalls zu sehr, wir werden als gute Freunde leben. Was ist der kurze Inhalt der Forderung?“

„Daß Ihr Madame verhindert, coquette zu sein, und Guiche, liebenswürdig zu sein.“

„Nicht mehr! . . mein Bruder macht sich einen hohen Begriff von der königlichen Gewalt . . . Eine Frau bessern! . . Das mag noch bei einem Mann gehen!“

„Wie werdet Ihr es machen?“

„Mit einem Wort zu Guiche gesprochen, der ein Junge von Geist ist, überzeuge ich ihn.“

„Aber Madame . . .“

„Das ist schwieriger; ein Wort wird nicht genügen; ich werde eine Homilie abfassen, ich werde predigen.“

„Es hat Eile.“

„Oh! ich werde alle mögliche Eile anwenden. Wir haben diesen Nachmittag Balletprobe.“

„Werdet Ihr tanzend predigen?“

„Ja, Madame.“

„Ihr versprecht, zu bekehren.“

„Ich werde die Ketzerei durch die Ueberzeugung oder durch das Feuer vertilgen.“

„Gut, gut! Vermengt mich nicht mit Allem dem, Madame würde es mir in ihrem Leben nicht verzeihen. Und als Schwiegermutter muß ich mit meiner Schnur leben.“

„Madame, der König wird Alles auf sich nehmen. Doch wenn ich es mir überlege . . .“

„Was?“

„Es wäre vielleicht besser, wenn ich Madame in ihren Gemächern aufsuchen würde.“

„Das ist ein wenig feierlich.“

„Ja, doch die Feierlichkeit steht den Predigern nicht übel, und dann würde die Geige vom Ballet die Hälfte meiner Beweissätze aufzehren. Ueberdies handelt es sich darum, meinen Bruder von einer Gewaltthat abzuhalten. Ein wenig Vorsicht dünkt mich zweckdienlicher. Ist Madame zu Hause?“

„Ich glaube.“

„Ich bitte, die Auseinanderſetzung der Beſchwerden?“

„Mit zwei Worten: beſtändig Muſik . . . unabläßige Huldigung von Guiche, Verdacht der Geheimthuerei und des Komplotts.“

„Beweiſe?“

„Keine.“

„Gut, ich begebe mich zu Madame.“

Und der König betrachtete in den Spiegeln ſeine Toilette, welche reich war, und ſein Geſicht, das glänzte wie ſeine Diamanten.

„Man entfernt wohl Monſieur ein wenig,“ ſagte er.

„Oh! Feuer und Waſſer fliehen ſich nicht mit größerer Erbitterung.“

„Das genügt. Meine Mutter, ich küſſe Euch die Hände, die ſchönſten Hände Frankreichs.“

„Macht, daß es Euch gelingt, Sire. Seid der Friedensſtifter in dieſer Ehe.“

„Ich bediene mich keines Botſchafters,“ erwiederte Ludwig. „Damit ſage ich Euch, daß es mir gelingen wird.“

Und er ging lachend hinaus und ſtäubte ſich den ganzen Weg entlang ſorgfältig ab.

XV.

Der Vermittler.

Als der König bei Madame erſchien, fingen alle Höflinge, welche die Kunde von einer ehelichen Scene in den Gemächern umher zerſtreut hatte, im Ernſte an unruhig zu werden.

Es bildete ſich auf dieſer Seite ein Sturm, deſſen Elemente der Chevalier von Lorraine, inmitten der Gruppen, mit Freuden analyſirte, wobei er die ſchwäch-

sten verstärkte und, seinen schlimmen Absichten gemäß, die stärksten so steuerte, daß sie die möglichst bösen Wirkungen hervorbringen mußten.

Die Gegenwart des Königs gab, wie Anna von Oesterreich vorher bemerkt hatte, dem Ereigniß einen feierlichen Charakter.

Im Jahr 1662 war die Unzufriedenheit von Monsieur gegen Madame und die Vermittelung des Königs in den Privatangelegenheiten von Monsieur keine Sache von geringer Bedeutung.

Auch sah man die Kühnsten, die den Grafen von Guiche umgaben, schon im ersten Augenblick sich von ihm mit einer Art von Angst entfernen, und der Graf selbst zog sich, von dem allgemeinen panischen Schrecken angesteckt, allein in seine Wohnung zurück.

Der König trat, wie er dies immer zu thun pflegte, mit einer Verbeugung bei Madame ein ... Die Ehrendamen waren in Reihe und Glied auf seinem Wege, in der Gallerie, aufgestellt.

So beschäftigt Seine Majestät auch war, so warf sie doch einen Blick auf diese zwei Reihen reizender junger Frauen, welche bescheiden die Augen niederschlugen.

Alle errötheten, weil sie den Blick des Königs auf sich fühlten. Eine Einzige, deren Haare sich in seidenen Locken auf die schönste Haut der Welt herabrollten, eine Einzige war bleich und vermochte sich kaum zu halten, trotz der Ellenbogenstöße ihrer Gefährtin.

Dies war La Vallière, welche Montalais so unterstützte, indem sie ihr leise den Muth einzuflößen suchte, mit dem sie selbst so reichlich versehen war.

Der König wandte sich unwillkürlich um. Alle Stirnen, die sich schon wieder erhoben hatten, senkten sich abermals; doch der blonde Kopf allein blieb unbeweglich, als hätte er Alles erschöpft, was ihm an Kraft und Verstand blieb.

Als Ludwig bei Madame eintrat, fand er seine Schwägerin halb liegend auf den Kissen und Polstern

ihres Cabinets. Sie erhob sich, machte eine tiefe Verbeugung und stammelte einige Danksagungen über die Ehre, die ihr zu Theil wurde.

Dann setzte sie sich wieder, überwältigt von einer Schwäche, welche ohne Zweifel geheuchelt war, denn ein reizendes Colorit belebte ihre Wangen, und ihre noch von einigen kurz zuvor vergossenen Thränen gerötheten Augen hatten nur um so mehr Feuer.

Als der König saß und mit jener Sicherheit der Beobachtung, die ihn charakterisirte, die Unordnung im Zimmer und die nicht minder große Verlegenheit im Gesichte von Madame bemerkt hatte, nahm er eine heitere Miene an.

„Meine Schwägerin," sagte er, „zu welcher Stunde beliebt es Euch, daß wir das Ballet heute probiren?"

Madame schüttelte langsam und matt ihren reizenden Kopf und erwiederte:

„Oh! Sire, wollt mich wegen dieser Probe entschuldigen; ich war im Begriff, Eure Majestät benachrichtigen zu lassen, daß ich heute nicht im Stande wäre."

„Wie," versetzte der König mit einem gemäßigten Erstaunen, „wie, meine Schwägerin, solltet Ihr unpäßlich sein?"

„Ja, Sire."

„Dann will ich Eure Aerzte rufen lassen."

„Nein, denn die Aerzte vermögen nichts bei meinem Leiden."

„Ihr erschreckt mich."

„Sire, ich will Eure Majestät um Erlaubniß bitten, nach England zurückkehren zu dürfen."

„Nach England! nach England!"

Der König machte eine Bewegung.

„Sagt Ihr auch wohl, was Ihr sagen wollt, Madame?"

„Ich sage es ungern, Sire," erwiederte die Enkelin von Heinreich IV. entschlossen, und sie ließ ihre schönen

schwarzen Augen funkeln. „Ja, ich bedaure es, daß ich Eurer Majestät Bekenntnisse dieser Art machen muß; aber ich fühle mich zu unglücklich am Hofe Eurer Majestät und will zu meiner Familie zurückkehren.“

„Madame! Madame!“

Und der König rückte näher zu ihr.

„Höret mich, Sire!“ fuhr die junge Frau fort, die allmälig über den König die Gewalt erlangte, die ihr ihre Schönheit und ihre nervöse Natur verliehen, „ich bin gewohnt, zu leiden. Noch jung wurde ich gedemüthigt, verachtet . . . Oh! straft mich nicht Lügen,“ sagte sie mit einem Lächeln.

Der König erröthete.

„Da konnte ich glauben, Gott habe mich hiefür geboren werden lassen. Ich war die Tochter eines mächtigen Königs; doch da er das Leben in meinem Vater geschlagen hatte, konnte er wohl in mir die Hoffart schlagen. Ich habe viel gelitten, ich habe meine Mutter leiden gemacht, aber ich habe geschworen, sollte mir Gott eine unabhängige Lage verleihen, und wäre es die einer Arbeiterin aus dem Volke, die ihr Brod mit ihren Händen verdienen muß, so werde ich nicht die geringste Demüthigung mehr ertragen.

„Dieser Tag ist gekommen, ich habe das meinem Rang, meiner Geburt gebührende Vermögen wieder erlangt; ich bin bis auf die Stufen des Thrones emporgestiegen; indem ich mich mit einem französischen Prinzen verband, glaubte ich in ihm einen Verwandten, einen Freund, einen Gleichen zu finden, aber ich bemerke, daß ich nur einen Gebieter gefunden habe, und empöre mich, Sire . . . Meine Mutter soll nichts erfahren . . . Ihr, den ich verehre und . . . liebe . . .“

Der König bebte; keine Stimme hatte so sein Ohr gekitzelt.

„Ihr, sage ich, der Ihr Alles wißt, Sire, da Ihr hieher kommt, Ihr werdet mich vielleicht begreifen. Wäret Ihr nicht gekommen, so würde ich zu Euch ge-

gangen sein. Die Erlaubniß, frei wegziehen zu können, das ist es, was ich haben will. Eurem Zartgefühl, Euch dem vorzugsweisen Mann stelle ich es anheim, mich zu entlasten und zu rechtfertigen."

„Meine Schwägerin! meine Schwägerin!" stammelte der König, unterjocht durch diesen scharfen Angriff, „habt Ihr die ungeheure Schwierigkeit Eures Vorhabens auch wohl überlegt?"

„Sire, ich überlege nicht, ich fühle. Angegriffen, weise ich den Angriff aus Instinct zurück; das ist das Ganze."

„Aber sprecht, was hat man Euch denn gethan?"

Die Prinzessin hatte, wie man sieht, durch das den Frauen eigenthümliche Manoeuvre jeden Vorwurf vermieden und einen noch viel schwereren gebildet; von der Angeklagten wurde sie Anklägerin. Das ist ein untrügliches Zeichen der Straffälligkeit; doch aus diesem offenbaren Uebel wissen die Frauen, selbst die ungeschicktesten, stets Nutzen zu ziehen, um zu siegen.

Der König bemerkte nicht, daß er zu ihr gekommen war, um sie zu fragen:

„Was habt Ihr meinem Bruder gethan?"

Und daß er sich darauf beschränkte, ihr zu sagen:

„Was hat man Euch gethan?"

„Was man mir gethan hat?" erwiederte Madame, „o! man muß Weib sein, um das zu begreifen, Sire, man hat mich weinen gemacht." Und mit einem Finger, der an Feinheit und perlmutterartiger Weiße nicht seines Gleichen hatte, deutete sie auf glänzende, in Flüssigkeit gebadeten Augen und fing wieder an zu weinen.

„Meine Schwägerin, ich flehe Euch an," sprach der König, indem er noch mehr vorrückte, um eine Hand von ihr zu nehmen, die sie ihm feucht und zitternd überließ.

„Sire, man hat mich vor Allem der Gegenwart eines Freundes von meinem Bruder beraubt. Mylord Herzog von Buckingham war für mich ein angenehmer

heiterer Gast, ein Landsmann, der meine Gewohnheiten kannte, ich möchte beinahe sagen ein Gefährte, so viel haben wir Tage mit unseren anderen Freunden auf meinem schönen Wasser in Saint James zugebracht."

„Aber, meine Schwägerin, Villiers war in Euch verliebt?"

„Vorwand!" sprach sie ganz ernst, „was thut es, daß Herr von Buckingham in mich verliebt oder nicht verliebt war. Ist denn ein verliebter Mensch für mich gefährlich? Ah! Sire, es genügt nicht, daß man von einem Mann geliebt wird!"

Und sie lächelte so zärtlich, so fein, daß der König sein Herz in seiner Brust schlagen fühlte.

„Wenn aber mein Bruder eifersüchtig war?" sagte der König.

„Ich gebe es zu . . . das ist ein Grund und man hat Herrn von Buckingham fortgejagt."

„Fortgejagt! . . oh! nein!"

„Vertrieben, verabschiedet, entlassen, wenn Ihr lieber wollt, Sire; einer der ersten Edelleute Europas hat sich genöthigt gesehen, den Hof des Königs von Frankreich, den Hof von Ludwig XIV. wie ein Bauer wegen eines Blickes, wegen eines Straußes zu verlassen. Das ist des galantesten Hofes unwürdig . . . Verzeiht, Sire, ich vergaß, daß ich so sprechend mich an Eurer souverainen Gewalt vergriff."

„Meiner Treue, nein, Schwägerin, ich habe Herrn von Buckingham nicht entlassen. Er gefiel mir ungemein."

„Nicht Ihr?" rief Madame geschickt, „ah! desto besser!"

Und sie betonte das Wort desto besser so, als hätte sie statt dieses Wortes desto schlimmer gesagt.

Es trat ein Stillschweigen von einigen Minuten ein, dann fuhr sie fort:

„Herr von Buckingham ist abgereist . . . Ich weiß nun warum und durch wen vertrieben . . . Ich glaubte die Ruhe wieder erlangt zu haben . . . Durchaus

nicht . . . Nun findet Monsieur einen andern Vorwand, nun . . ."

„Nun zeigt sich ein Anderer," sagte der König heiter. „Und das ist natürlich; Ihr seid schön, Madame, man wird Euch immer lieben."

„So werde ich die Einsamkeit um mich her bewirken!" rief die Prinzessin. „Oh! das ist es, was man will, das ist es, was man mir bereitet; doch nein, ich ziehe es vor, nach London zurückzukehren. Dort kennt man mich, dort schätzt man mich . . . Ich werde meine Freunde haben, ohne daß man es wagt, sie meine Liebhaber zu nennen . . . Pfui! das ist ein unwürdiger Verdacht! und dies von Seiten eines Edelmanns. Oh! Monsieur hat Alles in meinem Geiste verloren, seitdem er sich nur als den Tyrannen einer Frau geoffenbart."

„La! la! Mein Bruder hat keine andere Schuld, als daß er Euch liebt."

„Mich lieben! Monsieur mich lieben! Ah! Sire . . ."

Und sie schlug ein lautes Gelächter auf.

„Monsieur wird nie eine Frau lieben," sagte sie; „Monsieur liebt zu sehr sich selbst; nein, zu meinem Unglück. Monsieur gehört zu der schlimmsten Art der Eifersüchtigen: eifersüchtig ohne Liebe."

„Gesteht jedoch," sprach der König, der sich in dieser wechselreichen, glühenden Unterredung zu beleben anfing, „gesteht, daß Guiche Euch liebt."

„Ah! Sire, ich weiß nichts davon."

„Ihr müßt es wissen. Ein Mensch, der liebt, verräth sich."

„Herr von Guiche hat sich nicht verrathen."

„Meine Schwägerin, Ihr vertheidigt Herrn von Guiche."

„Ich? ah! was denkt Ihr! Oh! Sire, es fehlte mir zu meinem Unglück nichts mehr, als ein Verdacht von Euch."

„Nein, Madame, nein," erwiederte lebhaft der Kö-

nig. „Betrübt Euch nicht. Oh! Ihr weint. Ich beschwöre Euch, beruhigt Euch.“

Sie weinte jedoch, und schwere Thränen floßen auf ihre Hände. Der König nahm eine von ihren Händen und trank eine von ihren Thränen.

Sie schaute ihn so traurig und so zärtlich an, daß er im Herz getroffen war.

„Ihr fühlt nichts für Guiche?“ fragte er unruhiger, als es sich für seine Vermittlerrolle geziemte.

„Nichts, gar nichts.“

„Dann kann ich meinen Bruder beruhigen.“

„Oh! Sire, nichts wird ihn beruhigen. Glaubt also nicht, daß er eifersüchtig ist. Monsieur hat schlimme Rathschläge erhalten, und Monsieur ist von einem unruhigen Charakter.“

„Man kann das sein, wenn es sich um Euch handelt.“

Madame schlug die Augen nieder und schwieg. Der König machte es wie sie. Er hielt beständig ihre Hand in der seinigen.

Dieses Stillschweigen von einer Minute dauerte ein Jahrhundert.

Madame zog sachte ihre Hand zurück. Sie war nun ihres Sieges sicher, das Schlachtfeld gehörte ihr.

„Monsieur beklagt sich, Ihr ziehet seiner Unterhaltung, seiner Gesellschaft abgesonderte Gesellschaften vor,“ sagte schüchtern der König.

„Sire, Monsieur bringt sein Leben damit zu, daß er sein Gesicht in einem Spiegel beschaut und Bosheiten gegen die Frauen mit dem Chevalier von Lorraine ausheckt.“

„Oh! Ihr geht ein wenig weit.“

„Ich sage, was Ihr beobachten wollt, und Ihr werdet sehen, Sire, ob ich Recht habe.“

„Ich werde beobachten. Doch welche Genugthuung soll mittlerweile meinem Bruder zu Theil werden?“

„Meine Abreise.“

„Ihr wiederholt dieses Wort!“ rief unkluger Weise

der König, als wäre in zehn Minuten eine solche Veränderung bewerkstelligt worden, daß sich alle Ideen von Madame umgekehrt hätten.

„Sire, ich kann hier nicht mehr glücklich sein," sagte sie. „Herr von Guiche ist Monsieur lästig. Wird er ihn auch abzureisen nöthigen?"

„Wenn es sein muß, warum nicht?" erwiederte Ludwig XIV. lächelnd.

„Nun wohl! auch Herrn von Guiche. . . . dessen Verlust ich übrigens beklagen werde, das sage ich Euch zum Voraus, Sire."

„Ah! Ihr beklagt ihn?"

„Allerdings; er ist liebenswürdig, er hat Freundschaft für mich, er zerstreut mich."

„Oh! wenn Monsieur Euch hörte!" rief der König gereizt. „Wißt Ihr, daß ich es nicht übernehmen würde, Euch zu versöhnen, und daß ich es nicht einmal versuchen werde."

„Sire, könnt Ihr zur Stunde Monsieur abhalten, auf den Ersten den Besten eifersüchtig zu sein? Ich weiß wohl, daß Herr von Guiche nicht der Erste der Beste ist."

„Ich wiederhole Euch, daß ich als guter Bruder Herrn von Guiche hassen werde."

„Oh! Sire," erwiederte Madame, „ich beschwöre Euch, nehmt weder die Sympathien, noch den Haß von Monsieur an. Bleibt der König, das wird für Euch und alle Welt besser sein."

„Ihr seid eine anbetungswürdige Spötterin, Madame, und ich begreife, daß sogar diejenigen, welche Ihr verspottet, Euch anbeten."

„Und darum verbindet Ihr, den ich für meinen Vertheidiger gehalten hätte, Euch mit denjenigen, welche mich verfolgen," sagte Madame.

„Ich, Euer Verfolger! Gott behüte mich!"

„So gewährt mir meine Bitte," fuhr sie schmachtend fort.

„Was verlangt Ihr?"

„Nach England zurückzukehren.“

„Oh! das nie, nie!“ rief Ludwig XIV.

„Ich bin also Gefangene.“

„In Frankreich, ja.“

„Was soll ich dann thun?“

„Ich will es Euch sagen, meine Schwägerin.“

„Ich höre Euere Majestät als demüthige Magd.“

„Statt Euch ein wenig inconsequenter Vertraulichkeit zu überlassen, statt uns durch Eure Absonderung zu beunruhigen, zeigt Euch uns immer, verlaßt uns nicht, laßt uns in Familie leben. Herr von Guiche ist allerdings liebenswürdig; wenn wir am Ende aber auch nicht seinen Geist haben . . .“

„Oh! Sire, Ihr wißt wohl, daß Ihr den Bescheidenen spielt.“

„Nein, ich schwöre Euch. Man kann König sein und selbst fühlen, daß man weniger Chance hat, zu gefallen, als dieser oder jener Edelmann.“

„Ich schwöre, daß Ihr nicht ein Wort von dem glaubt, was Ihr da sagt, Sire.“

Der König schaute Madame zärtlich an und erwiederte:

„Wollt Ihr mir Eines versprechen?“

„Was?“

„Daß Ihr nicht mehr in Eurem Kabinet mit Fremden die Zeit verliert, die Ihr uns schuldig seid. Wollen wir gegen den gemeinschaftlichen Feind ein Trutz- und Schutzbündniß schließen?“

„Ein Bündniß mit Euch, Sire?“

„Warum nicht? Seid Ihr nicht eine Macht?“

„Aber Ihr, Sire, seid Ihr ein getreuer Verbündeter?“

„Ihr werdet es sehen, Madame.“

„Und von welchem Tage soll dieses Bündniß datiren?“

„Von heute.“

„Ich werde den Vertrag abfaſſen.“

„Sehr gut!“

„Und Ihr unterzeichnet ihn.“

„Blind.“

„Dann, Sire, verſpreche ich Euch Wunder . . . Ihr ſeid das Geſtirn des Hofes, wenn Ihr erſcheint . . .“

„Nun?“

„Wird Alles glänzen.“

„Oh! Madame, Madame,“ ſagte Ludwig XIV. „Ihr wißt wohl, daß jedes Licht von Euch kommt, und daß wenn ich die Sonne zur Deviſe nehme, dieß nur ein Sinnbild iſt.“

„Sire, Ihr ſchmeichelt Euren Verbündeten, die Ihr hintergehen wollt,“ rief Madame, den König mit ihren eigenſinnigen Fingern bedrohend.

„Wie, Ihr glaubt, ich hintergehe Euch, während ich Euch meiner Zuneigung verſichere?“

„Ja.“

„Und was macht Euch zweifeln?“

„Eine Sache.“

„Eine einzige?“

„Ja.“

„Welche? Ich werde ſehr unglücklich ſein, wenn ich nicht eine einzige Sache beſiege.“

„Dieſe Sache iſt nicht in Eurer Macht, Sire, nicht einmal in der Macht Gottes.“

„Und was iſt es?“

„Die Vergangenheit.“

„Madame, ich begreife nicht,“ erwiederte der König, gerade weil er nur zu gut begriffen hatte.

Die Prinzeſſin faßte ſeine Hand und ſprach:

„Sire, ich habe das Unglück gehabt, Euch ſo lange zu mißfallen, daß ich beinahe berechtigt bin, mich heute zu fragen, wie Ihr mich habt zur Schwägerin annehmen können.“

„Mir mißfallen! Ihr habet mir nie mißfallen.“

„Oh! läugnet es nicht.“

„Erlaubt.“

„Nein, ich erinnere mich.“

„Unſer Bündniß datirt von heute,“ rief der König mit einer Wärme, welche nicht geheuchelt war; „Ihr erinnert Euch alſo der Vergangenheit nicht? Ich auch nicht; doch ich erinnere mich der Gegenwart. Ich habe ſie vor Augen, hier iſt ſie, ſchaut.“

Und er führte die Prinzeſſin vor einen Spiegel, worin ſie ſich erröthend und ſchön ſah, daß ein Heiliger hätte unterliegen müſſen.

„Gleichviel,“ murmelte ſie, „das wird kein ſehr kräftiges Bündniß ſein.“

„Soll ich ſchwören?“ fragte der König, berauſcht durch die wollüſtige Wendung, die das ganze Geſpräch genommen hatte.

„Oh! ich ſchlage einen guten Eid nicht aus,“ ſagte Madame. „Das iſt immerhin ein Anſchein von Sicherheit.“

Der König kniete auf eine Flieſe nieder und nahm die Hand von Madame.

Mit einem Lächeln, das ein Maler nicht wiedergeben würde, und das ein Dichter ſich nicht einzubilden vermöchte, reichte ſie ihm ihre beiden Hände, in denen er ſeine brennende Stirne verbarg.

Weder das Eine, noch das Andere konnte ein Wort finden.

Der König fühlte, daß Madame ihre Hände zurückzog und dabei ſeine Wangen ſtreifte.

Er erhob ſich ſogleich und verließ das Gemach.

Die Höflinge bemerkten ſeine Röthe und ſchloßen daraus, die Scene ſei ſtürmiſch geweſen.

Doch der Chevalier von Lorraine ſagte raſch:

„Oh! nein, meine Herren, beruhigt Euch. Wenn Se. Majeſtät zornig iſt, ſieht ſie blaß aus.“

XVI.

Die Röthe.

Der König verließ Madame in einem aufgeregten Zustand, den er sich kaum selbst erklären konnte.

Es ist in der That unmöglich, das geheime Spiel der seltsamen Sympathien zu erklären, die sich plötzlich und ohne Ursache entzünden, nach vielen in der größten Ruhe, in der größten Gleichgültigkeit zweier sich zu lieben bestimmten Herzen zugebrachten Jahren.

Warum hatte Ludwig Madame früher verachtet, beinahe gehaßt? Warum fand er jetzt dieselbe Frau so schön, so wünschenswerth, und warum beschäftigte er sich nicht nur mit ihr, sondern war von ihr eingenommen? Warum hatte Madame, deren Augen und Geist von einer andern Seite erstrebt wurden, seit acht Tagen für den König jenen Anschein von Gunst, der an die vollkommenste Vertraulichkeit glauben läßt?

Man darf nicht denken, Ludwig habe sich einen Verführungsplan erdacht. Das Band, das Madame mit seinem Bruder vereinigte, war oder schien ihm wenigstens eine unübersteigbare Schranke; er war sogar noch zu fern von dieser Schranke, um zu bemerken, daß sie bestand. Doch auf dem Abhang der Leidenschaften, an denen sich das Herz ergötzt, zu denen uns die Jugend hintreibt, kann Niemand sagen, wo er stille stehen werde, nicht einmal derjenige, welcher zum Voraus alle Chancen des Erfolges oder der Niederlage berechnet hat.

Was Madame betrifft, so wird man leicht ihre Neigung für den König erklären: sie war noch jung, coquette und leidenschaftlich darauf bedacht, Bewunderung einzuflößen.

Es war eine von jenen Naturen mit stürmischen Sprüngen, die auf einem Theater über glühende Kohlen laufen würde, um den Zuschauern ein Beifallsgeschrei zu entreißen.

Man durfte sich also nicht wundern, daß die Prinzessin, mit Beobachtung der Progression, nachdem sie von Buckingham, sodann von Guiche angebetet worden war, der den Vorzug vor Buckingham hatte, und war es auch nur durch das große, von den Frauen so wohl geschätzte Verdienst, durch die Neuheit, man durfte sich nicht wundern, sagen wir, daß die Prinzessin ihren Ehrgeiz so weit steigerte, daß sie vom König bewundert sein wollte, der nicht nur der Erste des Königreichs, sondern auch einer der Schönsten und Geistreichsten war.

Was die plötzliche Leidenschaft von Ludwig für seine Schwägerin betrifft, so würde die Physiologie dieselbe durch Alltagsredensarten und die Natur durch eine von ihren geheimnißvollen Verwandtschaften erklären. Madame hatte die schönsten schwarzen Augen, Ludwig die schönsten blauen Augen der Welt. Madame war heiter und ergußreich, Ludwig schwermüthig und verschwiegen; berufen, sich zum ersten Mal auf dem Gebiete eines Interesses und einer gemeinschaftlichen Neugierde zu begegnen, hatten sich diese zwei entgegengesetzten Naturen durch die Berührung ihrer gegenseitigen Rauhheiten entflammt.

Als Ludwig wieder in sein Gemach zurückgekehrt war, bemerkte er, Madame sei die verführerischste Frau der Welt.

Madame, die allein geblieben, dachte, ganz freudig, sie habe auf den König einen lebhaften Eindruck hervorgebracht.

Doch dieses Gefühl mußte bei ihr passiv sein, während es bei dem König unfehlbar mit der ganzen Heftigkeit wirken mußte, die dem entflammbaren Geiste eines jungen Mannes natürlich ist, und zwar eines jungen Mannes, der nur zu wollen braucht, um seinen Willen vollzogen zu sehen.

Der König kündigte vor Allem Monsieur an, Alles sei beigelegt; Madame habe die größte Achtung, die aufrichtigste Zuneigung für ihn, es sei aber ein stolzer,

sogar argwöhnischer Charakter, dessen Empfindlichkeiten man sorgfältig schonen müsse.

Monsieur erwiederte mit dem sauersüßen Ton, den er gewöhnlich gegen seinen Bruder annahm, er erkläre sich die Empfindlichkeiten einer Frau nicht, deren Betragen sie einem Tadel bloß stelle, und wenn Jemand das Recht habe, verletzt zu sein, so käme ihm, Monsieur, dieses Recht unbestreitbar zu.

Darauf antwortete der König mit ziemlich lebhaftem Ton, mit einem Ton, der das ganze Interesse bewies, das er an seiner Schwägerin nahm:

„Madame steht, Gott sei Dank! über dem Tadel."

„Der Andern, ja, ich gebe es zu," sagte Monsieur, „doch ich denke, nicht über dem meinigen."

„Nun wohl," sprach der König, „Euch, mein Bruder, sage ich, daß Madame Euern Tadel nicht verdient. Ja, es ist allerdings eine sehr seltsame und sehr zerstreute junge Frau, aber sie ist zugleich mit den besten Gefühlen ausgestattet. Der englische Charakter wird in Frankreich nicht immer wohl begriffen, mein Bruder, und die Freiheit der englischen Sitten setzt zuweilen diejenigen in Erstaunen, welche nicht wissen, wie sehr diese Freiheit durch die Unschuld geadelt wird."

„Ah!" sagte Monsieur immer mehr gereizt, „sobald Eure Majestät meine Frau, die ich anklage, freispricht, ist meine Frau nicht mehr schuldig und ich habe nichts mehr zu sagen."

„Mein Bruder," erwiederte lebhaft der König, der die Stimme des Gewissens ganz leise seinem Herzen zuflüstern fühlte, Monsieur habe nicht ganz Unrecht, „mein Bruder, das, was ich sage, und besonders, was ich thue, geschieht für Euer Glück. Es ist mir zu Ohren gekommen, Ihr habet Euch über einen Mangel an Vertrauen oder Rücksicht von Seiten von Madame beklagt, und ich wollte nicht, daß Eure Unruhe länger fortwähre. Es gehört zu meinen Pflichten, daß ich Euer Haus überwache, wie das des Geringsten von

meinen Unterthanen. Ich habe also mit dem größten Vergnügen gesehen, daß Eure Besorgnisse durchaus nicht begründet waren."

„Und," fuhr Monsieur mit fragendem Ton fort, indem er seine Augen auf seinen Bruder heftete, „und das, was Eure Majestät in Beziehung auf Madame erkannt hat, und ich neige mich vor Eurer königlichen Weisheit, habt Ihr auch in Beziehung auf diejenigen bewahrheitet, welche die Ursache des Aergernisses, über das ich mich beklage, gewesen sind?"

„Ihr habt Recht, mein Bruder; ich werde darauf bedacht sein," sagte der König.

Diese Worte enthielten zugleich einen Befehl und einen Trost. Der Prinz begriff das und entfernte sich.

Ludwig aber suchte seine Mutter auf: er fühlte, daß er einer vollständigern Absolution bedurfte, als die, welche er von seinem Bruder erhalten hatte.

Anna von Oesterreich hatte bei Herrn von Guiche nicht dieselben Ursachen der Nachsicht, die sie bei Buckingham gehabt hatte.

Sie sah bei den ersten Worten, daß Ludwig nicht geneigt war, streng zu sein, sie war es:

Das war eine von den gewöhnlichen Listen der guten Königin, um die Wahrheit zu erfahren.

Ludwig hatte aber in dieser Hinsicht schon seine Lehre durchgemacht: beinahe seit einem Jahr war er König. Während dieses Jahres hatte er Zeit gehabt, die Verstellung zu erlernen.

Indem er auf Anna von Oesterreich horchte, um sie ihren ganzen Gedanken entwickeln zu lassen, indem er nur mit dem Blick und der Geberde billigte, überzeugte er sich aus gewissen tiefen Blicken, aus gewissen geschickten Insinuationen, daß die in Dingen der Galanterie so scharfsichtige Königin, seine Schwäche für Madame, wenn nicht errathen, doch wenigstens gemuthmaßt habe.

Von allen seinen Unterstützungen mußte Anna von

Oesterreich die gewichtigste sein; von allen seinen Feinden wäre Anna von Oesterreich die gefährlichste gewesen.

Ludwig veränderte also sein Manoeuvre.

Er belastete Madame, sprach Monsieur frei und hörte das an, was seine Mutter von Guiche sagte, wie er angehört, was sie von Buckingham gesagt hatte.

Dann, als er sah, daß sie einen vollständigen Sieg über ihn davon getragen zu haben glaubte, verließ er sie.

Der ganze Hof, das heißt alle Günstlinge und Vertraute, und es waren ihrer viele, kamen am Abend zur Probe vom Ballet zusammen.

Dieser Zwischenraum war für den armen Guiche durch einige Besuche ausgefüllt, die er erhalten hatte.

Unter der Zahl dieser Besuche fand sich einer, den er beinahe mit dem gleichen Gefühl erhoffte und fürchtete.

Es war der des Chevalier von Lorraine.

Gegen drei Uhr Nachmittags trat der Chevalier von Lorraine bei Guiche ein.

Sein Aussehen war äußerst beruhigend.

„Monsieur," sagte er zu Guiche, „war von einer reizenden Laune, und man hätte nicht glauben sollen, es sei die geringste Wolke über den ehelichen Himmel hingegangen."

„Uebrigens hatte Monsieur so wenig Unwillen!"

Seit sehr langer Zeit hatte der Chevalier von Lorraine bei Hofe die Behauptung aufgestellt, von den zwei Söhnen von Ludwig XIII. sei Monsieur derjenige, welcher den väterlichen Charakter, den wankelmüthigen, den unentschlossenen Charakter angenommen, gut in plötzlichen Aufwallungen, schlimm im Grunde und sicherlich nichts für seine Freunde.

Er hatte besonders Guiche dadurch wieder belebt, daß er ihm bewies, Madame werde binnen Kurzem dahin gelangen, daß sie ihren Gemahl lenke, und dem zu

Folge werde Monsieur derjenige Beherrscher, welchem es gelinge, Madame zu beherrschen.

Worauf Guiche, voll Mißtrauen und Geistesgegenwart, erwiederte:

„Ja, Chevalier; doch ich halte Madame für sehr gefährlich."

„In welcher Hinsicht?"

„In der, daß sie gesehen hat, Monsieur sei von einem für die Frauen nicht sehr leidenschaftlichen Charakter."

„Das ist wahr," sagte lachend der Chevalier von Lorraine.

„Und dann . . ."

„Nun?"

„Nun! Madame wählt den Ersten, den Besten, um den Gegenstand ihrer Bevorzugung aus ihm zu machen, um ihren Gemahl durch die Eifersucht zurückzuführen."

„Tief! tief!" rief der Chevalier.

„Wahr!" sagte Guiche.

Weder der Eine, noch der Andere sprach seine Gedanken aus.

In dem Augenblick, wo er so den Charakter von Madame angriff, bat sie Guiche aus dem Grunde seines Herzens um Verzeihung.

Während der Chevalier den Blick von Guiche bewunderte, führte er ihn mit geschlossenen Augen zu dem Abgrund.

Guiche befragte ihn nunmehr unmittelbar über die durch die Scene am Morgen hervorgebrachte Wirkung und über die noch ernstere durch die Scene vom Mittagsmahl hervorgebrachte Wirkung.

„Ich habe Euch schon erzählt, daß man darüber lachte, und zwar Monsieur zu allererst," antwortete der Chevalier von Lorraine.

„Man hat mir jedoch von einem Besuche des Königs bei Madame gesagt?" bemerkte Guiche.

„Ganz richtig; Madame war die Einzige, welche nicht lachte, und der König ging zu ihr, um sie lachen zu machen.“

„Somit . . .“

„Somit hat sich nichts an der Anordnung des Tages geändert.“

„Und man probirt heute Abend das Ballet?“

„Gewiß.“

„Seid Ihr dessen sicher?“

„Ganz sicher.“

Als die zwei jungen Leute in ihrem Gespräch so weit waren, trat Raoul mit sorgenvoller Stirne ein.

Sobald er ihn erblickte, stand der Chevalier, der gegen ihn, wie gegen jeden edlen Charakter, einen geheimen Haß hegte, auf.

„Ihr rathet mir also? . . .“ fragte Guiche den Chevalier.

„Ich rathe Euch, ruhig zu schlafen, mein lieber Graf.“

„Und ich, Guiche,“ sagte Raoul, „ich werde Euch einen ganz entgegengesetzten Rath geben!“

„Welchen, Freund?“

„Den, zu Pferde zu sitzen und nach einem von Euren Gütern zu reisen; dort angelangt, werdet Ihr, wenn Ihr den Rath des Chevalier befolgen wollt, so lange und so ruhig schlafen, als es Euch angenehm sein dürfte.“

„Wie, abreisen!“ rief der Chevalier, der den Erstaunten spielte. „Und warum sollte Guiche abreisen?“

„Weil, und Ihr müßt das wissen, Ihr besonders, weil schon Jedermann von einer Scene spricht, welche zwischen Monsieur und Guiche vorgefallen sein soll.“

Guiche erbleichte.

„Durchaus nicht,“ erwiederte der Chevalier, „durchaus nicht, Ihr seid schlecht unterrichtet, Herr von Bragelonne.“

„Ich bin im Gegentheil sehr gut unterrichtet, mein

Herr," sagte Raoul," und der Rath, den ich Guiche gebe, ist ein Freundesrath."

Während dieses Streites schaute Guiche, etwas verblüfft, bald den Einen, bald den Andern von seinen Rathgebern an.

Er fühlte in seinem Innern, daß sich ein für sein übriges Leben wichtiges Spiel in diesem Augenblick spielte.

„Nicht wahr," sagte der Chevalier, den Grafen selbst anrufend, „nicht wahr, Guiche, die Scene ist nicht so stürmisch gewesen, als der Herr Vicomte von Bragelonne, der übrigens nicht dabei gewesen ist, zu glauben scheint?"

„Mein Herr," entgegnete Raoul, „stürmisch oder nicht stürmisch, es ist nicht gerade die Scene selbst, wovon ich spreche, sondern ich meine die Folgen, die sie haben kann. Ich weiß, daß Monsieur gedroht, ich weiß, daß Madame geweint hat."

„Madame hat geweint," rief die Hände faltend Guiche unvorsichtiger Weise.

„Ah! ah!" sagte lachend der Chevalier, „das ist ein Umstand, von dem ich nichts wußte, Ihr seid entschieden besser unterrichtet, Herr von Bragelonne."

„Gerade weil ich besser unterrichtet bin, als Ihr, Chevalier, dringe ich darauf, daß Guiche sich entfernt."

„Nein, nein, ich bedaure, Euch widersprechen zu müssen, Herr Vicomte, doch diese Abreise ist unnöthig."

„Sie ist dringend."

„Sprecht, warum sollte er sich entfernen?"

„Der König! der König!"

„Der König?" rief Guiche.

„Ja, sage ich Dir, der König nimmt sich der Sache an."

„Bah!" sprach der Chevalier, „der König liebt Guiche und besonders seinen Vater; bedenkt, daß es, wenn der Graf verreisen würde, gestehen hieße, er habe etwas Tadelnswerthes gethan."

„Wie so?“

„Allerdings, wenn man flieht, ist man strafbar oder man hat Furcht.“

„Oder man schmollt, wie ein mit Unrecht angeklagter Mensch,“ sprach Bragelonne. „Geben wir seiner Abreise den Charakter des Schmollens, nichts kann leichter sein: wir sagen, wir haben Beide Alles gethan, um ihn zurückzuhalten, und Ihr wenigstens werdet nicht lügen. Auf! auf! Guiche, Ihr seid unschuldig, und als einen Unschuldigen mußte Euch die heutige Scene verletzen. Reiset, Guiche, reiset!“

„Nein, Guiche, bleibt,“ rief der Chevalier; „bleibt, gerade, wie Herr von Bragelonne sagte, weil Ihr unschuldig seid; verzeiht noch einmal, Vicomte, ich bin einer der Eurigen ganz entgegengesetzten Ansicht.“

„Das steht Euch frei; aber bemerkt wohl, daß die Verbannung, die sich Guiche auferlegt, eine Verbannung von kurzer Dauer sein wird. Er kann sie aufhören lassen, wann er will, und aus einer freiwilligen Verbannung zurückkehrend, wird er das Lächeln auf jedem Mund finden, während im Gegentheil eine schlechte Laune des Königs einen Sturm herbeiführen kann, dessen Ziel Niemand vorherzusehen vermöchte.“

Der Chevalier lächelte.

„Das ist es, bei Gott! gerade, was ich will,“ murmelte er leise für sich selbst.

Und zu gleicher Zeit zuckte er die Achseln.

Diese Bewegung entging dem Grafen nicht; er hatte bange, wenn er den Hof verließe, würde es scheinen, als gäbe er der Furcht nach.

„Nein, nein,“ rief er, „es ist entschieden, ich bleibe, Bragelonne.“

„Ich bin ein Prophet,“ sagte Raoul traurig. „Wehe Dir, Guiche, wehe!“

„Ich bin auch ein Prophet, doch kein Unglücksprophet . . . im Gegentheil, Graf, und ich sage Euch, bleibt, bleibt.“

„Das Ballet wird also probirt?“ fragte Guiche. „Ihr seid dessen sicher?“

„Vollkommen sicher?“

„Nun wohl, Du siehst, Raoul,“ sagte Guiche, der zu lächeln sich anstrengte, „Du siehst, es ist kein sehr finsterer und zu inneren Kriegen gerüsteter Hof, ein Hof, wo man mit solcher Beharrlichkeit tanzt . . . Das mußt Du gestehen, Raoul.“

Raoul schüttelte den Kopf und erwiederte:

„Ich habe nichts mehr zu sagen.“

Neugierig zu erfahren, aus welcher Quelle Raoul seine Nachrichten geschöpft hatte, deren Richtigkeit er in seinem Inneren anerkennen mußte, fragte der Chevalier:

„Ihr nennt Euch gut unterrichtet, Herr Vicomte, wie solltet Ihr es besser sein, als ich, der ich zu den Vertrauten des Prinzen gehöre?“

„Mein Herr,“ erwiederte Raoul, „vor einer solchen Erklärung verbeuge ich mich. Ja, ich erkenne es an, Ihr müßt vollkommen unterrichtet sein, und da ein Mann von Ehre unfähig ist, etwas Anderes zu sagen, als das, was er weiß, anders zu sprechen, als er denkt, so schweige ich, so bekenne ich mich besiegt und überlasse Euch das Schlachtfeld.“

Und wie ein Mensch, der nichts Anderes zu wünschen scheint, als die Ruhe, versenkte sich Raoul wirklich in einen großen Lehnstuhl, während der Graf seine Leute rief, um sich ankleiden zu lassen.

Der Chevalier fühlte, daß die Stunde verlief und wünschte wegzugehen; aber er befürchtete zugleich, wenn Raoul mit Guiche allein wäre, würde er ihn zu einem andern Entschluß bewegen.

Er bediente sich deßhalb seines letzten Hülfsmittels und sagte:

„Madame wird glänzend sein; sie probirt heute ihr Costume als Pomona.“

„Ah! es ist wahr!“ rief der Graf.

„Ja, ja,“ fuhr der Chevalier fort, „sie hat zu die-

sem Behuf ihre Befehle gegeben. Ihr wißt, Herr von Bragelonne, daß der König den Frühling macht."

„Das wird herrlich sein," sagte Guiche, „und dieser Grund ist besser, als alle, die Ihr mir für mein Bleiben angegeben habt. Da ich den Herbst mache und den Pas mit Madame tanze, so kann ich ohne einen Befehl des Königs nicht gehen, in Betracht, daß meine Abreise das Ballet in Verwirrung bringen würde."

„Und ich," sagte der Chevalier, „ich mache einen einfachen Egypan; ich bin allerdings ein schlechter Tänzer und habe ein übel geformtes Bein. Meine Herren, auf Wiedersehen. Vergeßt das Fruchtkörbchen nicht, das Ihr Pomona bieten müßt, Graf."

„Oh! seid unbesorgt, ich werde nichts vergessen," rief Guiche entzückt.

„Oh! ich bin nun sicher, daß er nicht abreisen wird," murmelte der Chevalier, während er hinausging.

Als der Chevalier weggegangen war, versuchte es Raoul nicht einmal, seinem Freund zu widerrathen; er fühlte, daß es verlorene Mühe gewesen wäre.

„Graf," sagte er nun mit seiner traurigen, melodischen Stimme, „Graf, Ihr vertieft Euch in eine furchtbare Leidenschaft; ich kenne Euch; Ihr seid in Allem extrem; diejenige, welche Ihr liebt, ist es auch. Nun, ich will einen Augenblick annehmen, es komme dazu daß sie Euch liebe . . ."

„Oh! nie! nie!" rief Guiche.

„Warum sagt Ihr nie?"

„Weil das ein großes Unglück für uns Beide wäre."

„Dann, mein lieber Freund, erlaubt mir, daß ich Euch, statt Euch für einen Unklugen anzusehen, für einen Narren halte."

„Warum?"

„Sprecht offenherzig, seid Ihr sicher, daß Ihr nichts von der begehrt, welche Ihr liebt?"

„Oh! ja, sehr sicher."

„Dann liebt sie von fern!"

„Wie, von fern?“

„Allerdings, was liegt Euch an der Gegenwart oder Abwesenheit, da Ihr nichts von ihr begehrt? Liebt ein Portrait, liebt eine Erinnerung.“

„Raoul!“

„Liebt einen Schatten, eine Illusion, eine Chimäre, liebt die Liebe, indem Ihr auf Euer Ideal einen Namen setzt. Ah! Ihr wendet den Kopf um; Eure Diener kommen. Ich sage nichts mehr. Im Glück wie im Unglück zählt auf mich, Guiche.“

„Bei Gott! ob ich auf Euch zähle!“

„Nun wohl! das ist Alles, was ich Euch zu sagen hatte. Macht Euch schön, Guiche, macht Euch sehr schön. Gott befohlen!“

„Ihr kommt nicht zur Balletprobe?“

„Nein, ich habe einen Besuch in der Stadt zu machen. Umarmt mich, Guiche. Guten Tag.“

Die Versammlung fand beim König statt.

Die Königinnen zuerst, dann Madame, einige auserwählte Ehrendamen, viele ebenfalls auserwählte Höflinge präludirten bei den Tanzübungen durch Gespräche, wie man sie in jener Zeit zu machen wußte.

Keine von den eingeladenen Damen hatte das Festcostume angezogen, wie es der Chevalier von Lorraine vorhergesagt; aber man plauderte viel von den prachtvollen und sinnreichen Gewändern, welche verschiedene Maler für das Ballet der Halbgötter gezeichnet hatten. So nannte man die Könige und die Königinnen, deren Pantheon Fontainebleau sein sollte.

Monsieur erschien mit der Zeichnung in der Hand, die seine Person vorstellte; seine Stirne war noch etwas sorgenvoll; die Art, wie er die junge Königin und seine Mutter begrüßte, war äußerst höflich und freundlich. Er begrüßte Madame beinahe cavaliermäßig und pirouettirte auf den Fersen. Diese Geberde und diese Kälte wurden bemerkt.

Herr von Guiche entschädigte Madame durch einen

Mill on Bentham and Coleridge. By Alexander Bain, LL.D., Professor of Logic in the University of Aberdeen. London: Longmans, Green, Reader, and Dyer. 1867.

Mr. Bain's new contribution to Mill literature is entitled "Mill on Bentham and Coleridge." It is a small book, and is made up of two articles which appeared in the Fortnightly Review, and which have been revised and enlarged for the present publication. The first article is a criticism of Mill's essay on Bentham, and the second is a criticism of his essay on Coleridge. Mr. Bain's criticisms are, on the whole, favourable to Mill's views, but he differs from him on some points, and he thinks that Mill has not done justice to Bentham and Coleridge. He says that Mill has overrated the importance of Bentham's contributions to philosophy, and that he has underrated the importance of Coleridge's contributions to philosophy. He says that Mill has not done justice to Bentham's style, and that he has not done justice to Coleridge's style. He says that Mill has not done justice to Bentham's character, and that he has not done justice to Coleridge's character. He says that Mill has not done justice to Bentham's influence, and that he has not done justice to Coleridge's influence. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of philosophy, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of philosophy. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of literature, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of literature. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of politics, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of politics. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of religion, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of religion. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of science, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of science. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of art, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of art. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of education, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of education. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of law, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of law. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of economics, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of economics. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of sociology, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of sociology. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of psychology, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of psychology. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of ethics, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of ethics. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of metaphysics, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of metaphysics. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of logic, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of logic. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of rhetoric, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of rhetoric. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of poetry, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of poetry. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of drama, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of drama. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of fiction, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of fiction. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of biography, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of biography. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of history, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of history. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of geography, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of geography. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of travel, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of travel. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of exploration, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of exploration. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of discovery, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of discovery. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of invention, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of invention. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of industry, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of industry. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of commerce, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of commerce. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of finance, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of finance. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of banking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of banking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of insurance, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of insurance. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of agriculture, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of agriculture. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of manufacture, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of manufacture. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of mining, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of mining. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of navigation, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of navigation. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of shipbuilding, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of shipbuilding. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of engineering, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of engineering. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of architecture, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of architecture. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of sculpture, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of sculpture. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of painting, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of painting. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of music, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of music. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of dancing, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of dancing. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of gymnastics, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of gymnastics. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of athletics, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of athletics. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of sport, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of sport. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of gambling, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of gambling. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of smoking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of smoking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of chewing, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of chewing. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of snuff-taking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of snuff-taking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of tea-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of tea-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of coffee-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of coffee-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of chocolate-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of chocolate-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of opium-eating, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of opium-eating. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of hashish-eating, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of hashish-eating. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of betel-chewing, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of betel-chewing. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of kava-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of kava-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of pulque-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of pulque-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of mescal-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of mescal-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of tequila-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of tequila-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of rum-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of rum-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of whisky-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of whisky-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of brandy-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of brandy-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of gin-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of gin-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of beer-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of beer-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of cider-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of cider-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of perry-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of perry-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of mead-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of mead-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of wine-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of wine-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of champagne-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of champagne-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of claret-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of claret-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of burgundy-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of burgundy-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of hock-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of hock-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of moselle-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of moselle-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of sherry-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of sherry-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of port-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of port-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of madeira-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of madeira-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of marsala-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of marsala-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of vermouth-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of vermouth-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of absinthe-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of absinthe-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of ouzo-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of ouzo-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of raki-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of raki-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of arrack-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of arrack-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of kirsch-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of kirsch-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of maraschino-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of maraschino-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of curaçao-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of curaçao-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of cognac-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of cognac-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of armagnac-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of armagnac-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of calvados-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of calvados-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of slivovitz-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of slivovitz-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of tokay-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of tokay-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of hungarian-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of hungarian-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of austrian-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of austrian-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of german-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of german-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of french-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of french-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of italian-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of italian-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of spanish-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of spanish-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of portuguese-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of portuguese-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of greek-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of greek-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of turkish-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of turkish-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of persian-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of persian-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of arabian-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of arabian-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of egyptian-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of egyptian-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of abyssinian-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of abyssinian-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of nubian-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of nubian-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of ethiopian-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of ethiopian-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of somali-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of somali-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of zulu-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of zulu-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of kaffir-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of kaffir-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of hottentot-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of hottentot-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of bushman-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of bushman-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of australian-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of australian-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of tasmanian-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of tasmanian-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of new-zealand-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of new-zealand-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of polynesian-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of polynesian-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of melanesian-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of melanesian-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of micronesian-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of micronesian-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of malay-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of malay-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of javanese-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of javanese-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of sundanese-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of sundanese-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of balinese-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of balinese-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of lombok-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of lombok-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of sumbawa-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of sumbawa-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of flores-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of flores-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of timor-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of timor-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of celebes-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of celebes-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of borneo-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of borneo-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of sumatra-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of sumatra-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of java-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of java-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of malaya-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of malaya-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of siam-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of siam-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of burma-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of burma-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of india-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of india-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of china-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of china-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of japan-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of japan-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of korea-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of korea-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of mongolia-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of mongolia-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of siberia-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of siberia-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of russia-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of russia-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of poland-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of poland-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of prussia-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of prussia-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of austria-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of austria-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of hungary-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of hungary-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of bohemia-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of bohemia-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of moravia-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of moravia-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of silesia-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of silesia-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of saxony-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of saxony-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of bavaria-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of bavaria-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of wurttemberg-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of wurttemberg-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of baden-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of baden-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of hesse-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of hesse-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of nassau-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of nassau-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of frankfurt-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of frankfurt-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of hesse-cassel-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of hesse-cassel-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of hesse-darmstadt-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of hesse-darmstadt-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of saxe-coburg-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of saxe-coburg-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of saxe-meiningen-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of saxe-meiningen-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of saxe-altenburg-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of saxe-altenburg-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of saxe-weimar-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of saxe-weimar-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of saxe-eisenach-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of saxe-eisenach-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of saxe-gotha-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of saxe-gotha-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of saxe-hildburghausen-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of saxe-hildburghausen-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of saxe-lauenburg-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of saxe-lauenburg-drinking. He says that Mill has not done justice to Bentham's place in the history of saxe-ratzeburg-drinking, and that he has not done justice to Coleridge's place in the history of saxe-ratzeburg

in dem Blick, der die Welt in Bewegung zu ſetzen anfing, wie die Augenbraune Jupiters.

Ludwig hatte nichts von der Traurigkeit ſeines Bruders: er ſtrahlte.

Nachdem er die Mehrzahl der Zeichnungen, die man ihm von allen Seiten zeigte, angeſchaut hatte, gab er ſeinen Rath oder ſeinen Tadel und machte Glückliche oder Unglückliche mit einem einzigen Wort.

Plötzlich bemerkte ſein Auge, das Madame ſchief zulächelte, die ſtumme Correſpondenz zwiſchen der Prinzeſſin und dem Grafen.

Die Lippe des Königs zog ſich zuſammen, und als ſie ſich wieder öffnete, um einige Alltagsphraſen durchzulaſſen, ſagte er, auf die Königin zuſchreitend:

„Meine Damen, ich erhalte die Nachricht, daß Alles in Fontainebleau meinen Befehlen gemäß vorbereitet iſt.“

Ein Gemurmel der Zufriedenheit kam aus den Gruppen hervor. Der König las in allen Geſichtern den glühenden Wunſch, eine Einladung zu den Feſten zu erhalten.

„Ich werde ſchon morgen abreiſen,“ fügte er bei.

Tiefes Stillſchweigen der Verſammlung.

Das Lächeln erleuchtete alle Phyſiognomien. Das von Monſieur allein behauptete ſeinen Charakter ſchlechter Laune.

Da ſah man nach und nach vor dem König und den Damen die Herren vorübergehen, die ſich beeilten, Seiner Majeſtät für die große Ehre der Einladung zu danken.

Als die Reihe an Guiche war, ſagte der König:

„Ah! mein Herr, ich hatte Euch nicht geſehen!

Der Graf verbeugte ſich ... Madame erbleichte.

Guiche wollte den Mund öffnen, um eine Dankſagung auszuſprechen.

„Gleich,“ ſagte der König, „es iſt die Zeit der zweiten Ausſaat. Ich bin überzeugt, daß Eure Päch-

ter in der Normandie Euch mit Vergnügen sehen werden."

Und er wandte dem Unglücklichen nach diesem ungeschlachten Ueberfall den Rücken zu.

Nun war es an Guiche, zu erbleichen, er machte zwei Schritte gegen den König, und stammelte, indem er vergaß, daß man nie mit Seiner Majestät spricht, ohne gefragt zu werden:

„Ich habe vielleicht schlecht verstanden."

Der König wandte den Kopf um, schaute den Grafen mit dem kalten starren Blick an, der sich wie ein unbiegsames Schwert in das Herz der in Ungnade Gefallenen taucht, und wiederholte langsam, indem er ein Wort nach dem andern von seinen Lippen fallen ließ:

„Ich habe gesagt, Eure Güter."

Ein kalter Schweiß stieg dem Grafen auf die Stirne, seine Hände öffneten sich und ließen den Hut fallen, den er zwischen seinen zitternden Fingern hielt.

Ludwig suchte den Blick seiner Mutter, als wollte er ihr zeigen, daß er der Herr sei. Er suchte den Blick seines Bruders, als wollte er ihn fragen, ob diese Rache seinem Geschmack entspreche.

Endlich heftete er seine Augen auf Madame.

Die Prinzessin lächelte und plauderte mit Frau von Noailles.

Sie hatte nichts gehört, oder sich vielmehr gestellt, als hörte sie nichts.

Der Chevalier von Lorraine schaute auch mit einer von jenen feindseligen Starrheiten, die dem Menschen die Macht des Hebels zu geben scheinen, wenn er das Hinderniß aufhebt, ausreißt und in die Ferne springen macht.

Herr von Guiche blieb allein im Kabinet des Königs; es hatte sich Jedermann zerstreut; vor den Augen des Unglücklichen tanzten Schatten.

Plötzlich entriß er sich der starren Verzweiflung, die ihn beherrschte, und lief spornstreichs in seine Woh-

nung, wo ihn Raoul ſtandhaft in ſeinen düſtern Ahnungen erwartete.

„Nun!“ murmelte dieſer, als er ſeinen Freund baarhäuptig, das Auge ſtier, ſchwankenden Gangs eintreten ſah.

„Ja, es iſt wahr, ja!“

Mehr konnte Guiche nicht ſagen. Er fiel erſchöpft auf die Polſter.

„Und ſie?“ fragte Raoul.

„Sie!“ rief der Unglückliche, eine vom Zorn krampfhaft zuſammengezogene Hand zum Himmel erhebend, „Sie!“

„Was ſagte ſie?“

„Sie ſagt, ihr Kleid ſtehe ihr gut.“

„Was macht ſie?“

„Sie lacht!“

Und ein Anfall eines furchtbaren Gelächters machte alle Nerven des unglücklichen Verbannten ſpringen. Bald fiel er rückwärts: er war vernichtet.

XVII.

Fontainebleau.

Alle die in ſeinen herrlichen Gärten vereinigten Zauberwerke machten aus Fontainebleau ſeit vier Tagen einen Ort der Wonne.

Herr Colbert vervielfältigte ſich ... Am Morgen Berechnung der Ausgaben der Nacht; am Tage Programme, Proben, Anmerkungen, Bezahlungen.

Herr Colbert hatte vier Millionen zuſammengebracht und vertheilte ſie mit einer weiſen Oekonomie.

Er erſchrack über die Koſten, welche die Mythologie veranlaßt ... Jeder Sylvan, jede Najade koſtete

nicht weniger als hundert Livres täglich. Das Costume kam auf dreihundert Livres zu stehen.

Was an Pulver und Schwefel in Feuerwerk verbrannt wurde, belief sich jede Nacht auf hunderttausend Livres. Dabei fanden am Ufer des Teiches Beleuchtungen für dreißigtausend Livres den Abend statt.

Diese Feste hatten herrlich geschienen. Colbert war außer sich vor Freude.

Er sah jeden Augenblick Madame und den König zu Jagden ausfahren, oder phantastische Personen empfangen, Feierlichkeiten, die man seit vierzehn Tagen improvisirte, und die den Geist von Madame und die Freigebigkeit des Königs glänzen ließen.

Denn Madame, die Heldin des Festes, beantwortete die Reden dieser Deputationen von unbekannten Völkern, Gneamanthen, Scythen, Hyperboreern, Kaukasiern, Patagonen, die aus der Erde hervorzukommen schienen, um ihr Glück zu wünschen, und jedem Repräsentanten dieser Völkerschaften gab der König einen Diamant oder ein Meuble von Werth.

Dann verglichen die Abgeordneten in mehr oder minder grotesken Versen den König mit der Sonne, Madame mit Phöbe, ihrer Schwester, und man sprach von den Königinnen und von Monsieur nicht mehr anders, als wenn der König Madame Henriette von England und nicht Maria Theresia von Oesterreich geheirathet hätte.

Sich an den Händen haltend, sich unmerklich die Finger drückend, trank das glückliche Paar in langen Zügen den süßen Trank der Schmeichelei, dessen Werth die Jugend, die Schönheit, die Macht und die Liebe erhöhen.

Jedermann erstaunte in Fontainebleau über den Einfluß, den Madame so rasch auf den König erlangt hatte.

Jedermann sagte sich leise, Madame sei in der That die Königin.

Und der König verkündigte diese seltsame Wahrheit durch jeden seiner Gedanken, durch jedes seiner Worte, durch jeden seiner Blicke.

Er schöpfte seinen Willen, er suchte seine Eingebungen in den Augen der Königin, und er berauschte sich in seiner Freude, wenn Madame zu lächeln sich herabließ.

Madame berauschte sich in ihrer Macht, da sie alle Welt zu ihren Füßen sah.

Sie konnte es selbst nicht sagen; aber sie wußte, daß sie keinen Wunsch mehr bildete, daß sie sich vollkommen glücklich fand.

Aus allen diesen Versetzungen, deren Quelle der königliche Wille, entsprang, daß Monsieur, statt die zweite Person des Reiches, die dritte geworden war.

Dies war noch viel schlimmer, als zur Zeit, wo Guiche seine Zither bei Madame klingen ließ. Damals hatte Monsieur wenigstens die Befriedigung, dem Angst zu machen, welcher ihn belästigte.

Doch seit dem Abgang des durch sein Bündniß mit dem König vertriebenen Feindes hatte Monsieur ein noch viel schwereres Joch, als zuvor auf den Schultern.

Jeden Abend kam Madame abgemattet zurück.

Das Pferd, die Bäder in der Seine, die Mittagsmahle unter dem Blätterwerk, die Schauspiele, die Bälle am großen Kanal, die Concerte, das wäre hinreichend gewesen, nicht nur, um eine schwächliche Frau, sondern auch um den stärksten Schweizer des Schlosses zu tödten.

Es ist wahr, daß in Beziehung auf Bälle, Concerte, Promenaden eine Frau viel kräftiger ist, als das stärkste Kind der dreizehn Kantone.

Aber so ausgedehnt auch die Kräfte einer Frau sein mögen, so haben sie doch ein Ziel und können nicht lange gegen eine solche Lebensweise aushalten.

Was Monsieur betrifft, so hatte er nicht einmal

die Befriedigung, Madame ihr Königthum am Abend ablegen zu sehen.

Am Abend wohnte Madame im königlichen Pavillon mit der jungen Königin und der Königin Mutter.

Es versteht sich von selbst, daß der Herr Chevalier von Lorraine Monsieur nicht verließ und seinen Tropfen Galle auf jede Wunde goß, die er erhielt.

Eine Folge hievon war, daß Monsieur, der sich Anfangs ganz heiter und ganz vergnügt seit der Abreise von Guiche gefunden hatte, vom Tage nach dem Einzug des Hofes in Fontainebleau wieder in Schwermuth versank.

Eines Tages aber geschah es, daß Monsieur, der frühe aufgestanden war, und noch mehr Sorgfalt, als gewöhnlich, auf seine Toilette verwendet hatte, daß Monsieur, sagen wir, der von nichts für den Tag gehört hatte, den Plan faßte, seinen Hof zu versammeln, und Madame zum Abendbrod nach Moret zu führen, wo er ein schönes Landhaus besaß.

Er ging nach dem Pavillon der Königin, trat ein und war sehr erstaunt, als er Niemand vom königlichen Dienst fand.

Eine Thüre öffnete sich links nach der Wohnung von Madame, eine rechts nach der der jungen Königin.

Monsieur erfuhr bei seiner Frau von einer Ausgeberin, welche hier arbeitete, es sei Jedermann um elf Uhr weggefahren, um sich in der Seine zu baden, man habe ein großes Fest aus dieser Partie gemacht, alle Calechen seien vor den Thüren des Parks aufgestellt worden, und die Abfahrt habe vor mehr als einer Stunde stattgefunden.

„Gut," sagte Monsieur, „ein glücklicher Gedanke; es ist eine drückende Hitze, ich werde mich mit Vergnügen baden."

Und er rief seinen Leuten ... Niemand kam.

Er rief bei Madame. Alles hatte sich entfernt.

Er ging in die Remisen hinab.

Ein Stallknecht sagte ihm, es seien weder Calechen, noch Caroffen mehr da.

Dann befahl er zwei Pferde zu satteln, eines für ihn, eines für seinen Kammerdiener.

Der Stallknecht antwortete höflich, es seien keine Pferde mehr vorhanden.

Bleich vor Zorn stieg Monsieur wieder zu den Königinnen hinauf.

Er ging bis in das Betzimmer von Maria Theresia.

Von dem Betzimmer aus erblickte er durch eine etwas geöffnete Tapetenthüre seine junge Schwägerin, welche vor der Königin Mutter kniete und ganz in Thränen zu zerfließen schien.

Er war weder gesehen noch gehört worden.

Sachte näherte er sich der Oeffnung und horchte; das Schauspiel dieses Schmerzes reizte seine Neugierde.

Die junge Königin weinte nicht nur, sondern sie beklagte sich.

„Ja," sprach sie, „der König vernachläßigt mich, der König beschäftigt sich nur noch mit Vergnügungen, und zwar mit Vergnügungen, an denen ich nicht Theil nehme."

„Geduld, Geduld, meine Tochter," erwiederte Anna von Oesterreich spanisch.

Dann fügte sie, abermals spanisch, Rathschläge bei, welche Monsieur nicht verstand.

Die Königin antwortete darauf durch Anklagen, gemischt mit Seufzern und Thränen, wobei Monsieur oft das Wort banos unterschied, das Maria Theresia mit dem Unwillen des Zorns aussprach.

„Die Bäder," sagte Monsieur zu sich selbst, „die Bäder! Es scheint, daß sie über die Bäder aufgebracht ist."

Und er suchte die Theilchen von Sätzen, die er verstand, zusammenzustellen.

In jedem Fall war es ihm lieb, zu errathen, daß die Königin sich bitter beklagte, und daß Anna von

Oesterreich, wenn sie Maria Theresia nicht wirklich tröstete, doch sie wenigstens zu trösten suchte.

Monsieur befürchtete, er könnte an der Thüre horchend ertappt werden, und entschloß sich, zu husten.

Die zwei Königinnen wandten sich bei dem Geräusch um.

Monsieur trat ein.

Als sie den Prinzen erblickte, stand die junge Königin hastig auf und wischte sich die Thränen ab.

Monsieur hatte zu viel Weltkenntniß, um zu fragen, und war zu sehr an Höflichkeit gewöhnt, um still zu bleiben. Er verbeugte sich.

Die Königin Mutter lächelte ihm freundlich zu und sprach:

„Was wollt Ihr, mein Sohn?"

„Ich ... nichts ..." stammelte Monsieur, „ich suchte ..."

„Wen?"

„Meine Mutter, ich suchte Madame."

„Madame ist in den Bädern."

„Und der König?" sagte Monsieur mit einem Tone, der die Königin zittern machte.

„Der König auch und der ganze Hof," erwiederte Maria Theresia.

„Außer Euch, Madame," sagte Monsieur.

„Oh! ich," entgegnete die junge Königin, „ich bin der Schrecken von allen denjenigen, welche sich belustigen."

„Und ich auch, wie es scheint," rief Monsieur.

Anna von Oesterreich machte ihrer Schwiegertochter ein stummes Zeichen und diese entfernte sich in Thränen zerfließend.

Monsieur faltete die Stirne und sprach:

„Das ist ein trauriges Haus ... Was denkt Ihr davon, meine Mutter?"

„Oh! ... nein ... nein ... Jedermann sucht hier sein Vergnügen."

„Das ist es, bei Gott! gerade, was alle diejenigen traurig macht, denen dieses Vergnügen beschwerlich ist."

„Wie Ihr das sagt, mein lieber Philipp."

„Bei meiner Treue! meine Mutter, ich sage es, wie ich es denke."

„Erklärt Euch, was gibt es?"

„Fragt meine Schwägerin, die Euch so eben ihren Verdruß klagt."

„Ihren Verdruß . . . wie . . ."

„Ja, ich habe gehorcht; aus Zufall, ich gestehe es, doch ich habe gehorcht. Nun! ich hörte meine Schwägerin nur zu deutlich sich über die vielen Bäder von Madame beklagen."

„Ah! Tollheit! . ."

„Nein, nein, wenn man weint, ist man nicht immer toll. Banos, sagte die Königin, heißt das nicht Bäder?"

„Ich wiederhole Euch, mein Sohn, daß Eure Schwägerin von einer kindischen Eifersucht ist."

„In diesem Fall, Madame, klage ich mich an, daß ich denselben Fehler begangen habe, wie sie."

„Ihr auch, mein Sohn?"

„Gewiß."

„Ihr seid auch eifersüchtig auf diese Bäder?"

„Bei Gott!"

„Oh!"

„Wie! der König badet sich mit meiner Frau und nimmt die Königin nicht mit! Wie! Madame badet sich mit dem König, und erweist mir nicht die Ehre, mich davon in Kenntniß zu setzen. Und Ihr verlangt, daß meine Schwägerin zufrieden, Ihr verlangt, daß ich zufrieden sei?"

„Aber, mein lieber Philipp," entgegnete Anna von Oesterreich. „Ihr übertreibt es, Ihr habt Herrn von Buckingham fortjagen, Ihr habt Herrn von Guiche verbannen lassen; wollt Ihr nun nicht den König von Fontainebleau wegschicken?"

„Oh! das maße ich mir nicht an; aber ich kann mich wohl entfernen und ich werde mich entfernen.“

„Eifersüchtig auf den König! eifersüchtig auf Euren Bruder!“

„Eifersüchtig auf meinen Bruder! auf den König! ja, Madame, eifersüchtig! eifersüchtig! eifersüchtig!“

„Meiner Treue, mein Herr,“ rief Anna von Oesterreich, Zorn und Entrüstung heuchelnd, „ich fange an zu glauben, daß Ihr ein Narr und ein geschworener Feind meiner Ruhe seid, und überlasse Euch den Platz, da ich keine Wehr gegen solche Einbildungen habe.“

Sie sagte es, hob die Sitzung auf und ließ Monsieur dem wüthendsten Grimm preisgegeben.

Monsieur blieb einen Augenblick ganz betäubt; dann kam er wieder zu sich, raffte alle seine Kräfte zusammen, ging abermals in den Stall hinab, suchte den Stallknecht auf, verlangte von ihm wieder einen Wagen, ein Pferd, und auf seine doppelte Antwort, daß es weder einen Wagen, noch ein Pferd mehr gebe, entriß Monsieur den Händen eines Stalljungen eine Gabelstütze und fing an, den armen Teufel rings im Hofe umher mit gewaltigen Prügeln, trotz seines Geschreis und seinen Entschuldigungen, zu verfolgen; athemlos, von Schweiß triefend, an allen Gliedern zitternd, stieg er hienach wieder in seine Wohnung hinauf, zerschmetterte seine schönsten Porzellane, legte sich endlich gestiefelt und gespornt in sein Bett und schrie um Hülfe!

XVIII.

Das Bad.

In Valvins unter den undurchdringlichen Gewölben von blühenden Bachweiden und von Thränenweiden, die ihre

grünen Häupter neigten und die Enden ihres Blätterwerks in die blaue Woge tauchten, diente eine lange, flache Barke mit Leitern, welche durch blaue Vorhänge bedeckt waren, als Zufluchtsstätte für die badenden Dianen, auf welche bei ihrem Austritt aus dem Wasser zwanzig mit Federbüschen geschmückte Acteons lauerten, welche glühend und voll Lüsternheit auf dem moosigen, duftenden Ufer des Flusses galoppirten.

Aber Diana, selbst die schamhafte Diana, war, in die lange Chlonayde gekleidet, minder keusch, minder undurchdringlich, als Madame, jung und schön, wie die Göttin. Denn trotz der feinen, weißen Tunica der Jägerin sah man ihr rundes, weißes Knie, trotz des klirrenden Köchers erblickte man ihre braunen Schultern; während ein langer, hundertfach gerollter Schleier Madame umhüllte, wenn sie sich den Armen ihrer Frauen überließ, und sich für die unbescheidensten, wie für die durchdringendsten Blicke unzugänglich machte.

Stieg sie wieder die Treppe hinauf, so hielten die gegenwärtigen Dichter, und alle waren Dichter, wenn es sich um Madame handelte, hielten die zwanzig galoppirenden Dichter an und riefen einstimmig, es seien keine Wassertropfen, sondern Perlen, was von dem Körper von Madame falle und sich in dem glücklichen Strom verliere.

Der König, der Mittelpunkt dieser Poesien und Huldigungen, befahl den Vergrößerern, deren Begeisterung nicht versiegt wäre, Stillschweigen und wandte sein Pferd um, aus Furcht, selbst unter den seidenen Vorhängen, die Bescheidenheit der Frau und die Würde der Prinzessin zu verletzen.

Es entstand daher eine große Leere auf der Scene und ein tiefes Stillschweigen in der Barke. Aus den Bewegungen, aus dem Spiel der Falten, aus den Wogungen der Vorhänge, errieth man das Hin- und Hergehen der für ihren Dienst geschäftigen Frauen.

Der König horchte auf die Worte seiner Cavaliere,

aber wenn man ihn anschaute, konnte man sich entnehmen, daß seine Aufmerksamkeit nicht bei ihren Reden war.

In der That, kaum hatte das Geräusch des Gleitens der Ringe auf den Vorhangstangen verkündigt, Madame sei angekleidet und die Göttin werde bald erscheinen, als sich der König auf der Stelle umwandte, so nahe als möglich zum Ufer sprengte und allen denjenigen, welche ihr Dienst oder ihr Vergnügen zu Madame berief, ein Signal gab.

Man sah die Pagen, ihre Handpferde führend, herbeieilen; man sah die Calechen, welche bedeckt unter den Zweigen geblieben waren, zu denselben vorrücken, dann die Wolke von Dienern, Trägern, Frauen, die, während des Bads der Gebieter abseits ihre Bemerkungen, ihre Kritiken, ihre Verhandlungen über Interessen ausgetauscht hatten, ein flüchtiges Journal jener Zeit, dessen sich Keiner erinnert, nicht einmal die Wellen, die Spiegel der Personen, die Echos der Reden; die Wellen, die Gott selbst in die Unermeßlichkeit gestürzt, wie er die Schauspieler in die Ewigkeit gestürzt hat.

Diese ganze auf den Ufern des Flusses zusammengeschaarte Welt, abgesehen von einer Menge von Bauern, die durch das Verlangen, den König und die Prinzessin zu sehen, herbeigezogen wurden, diese ganze Welt war acht bis zehn Minuten lang der verworrenste, angenehmste Durcheinander, den man sich denken konnte.

Der König stieg ab, alle Höflinge ahmten ihm nach; er bot seine Hand Madame, deren prächtiges Reitkleid ihre zierliche Taille enthüllte, die sich unter ihrem Gewand von feiner, silbergestickten Wolle hervorhob.

Noch feucht und dunkler als Gagath, benetzten ihre Haare ihren so weißen und so reinen Hals. Die Freude und die Gesundheit glänzte aus ihren schönen Augen, sie war gestärkt und athmete unter dem gestickten Sonnenschirme, den ihr ein Page trug, mit langen Zügen die Luft ein.

Nichts Anmuthigeres, nichts Zarteres, nichts Poetiſcheres, als dieſe zwei in den roſigen Schatten des Sonnenſchirms getauchten Geſichter . . Der König, deſſen weiße Zähne in einem beſtändigen Lächeln glänzten; Madame, deren ſchwarze Augen wie zwei Karfunkel in dem glimmerartigen Reflex der ſchimmernden Seide ſtrahlten.

Als Madame zu ihrem Pferde kam, einem prachtvollen andaluſiſchen Zelter, von einem fleckenloſen Weiß, etwas ſchwerfällig vielleicht, aber mit dem feinen, verſtändigen Kopf, in welchem man die Miſchung des arabiſchen Blutes ſo glücklich verbunden mit dem ſpaniſchen Blut fand, und mit dem langen die Erde fegenden Schweif, nahm ſie der König, da ſich die Prinzeſſin träge machte, um den Steigbügel zu erreichen, ſo in ſeine Arme, daß ſich der Arm von Madame wie ein Feuerkreis um den Hals des Königs ſchlang.

Ludwig ſtreifte, indem er ſich zurückzog, unwillkürlich mit ſeinen Lippen dieſen Arm, der ſich nicht entfernte; dann, nachdem die Prinzeſſin ihrem königlichen Stallmeiſter gedankt hatte, war die ganze Welt in einem Augenblick im Sattel.

Der König und Madame ritten auf der Seite, um die Calechen und die Piqueurs vorüberzulaſſen.

Vom Joch der Etiquette befreit, ließen viele Cavaliere ihren Pferden die Zügel ſchießen, und ſprengten den Wagen nach, welche die Ehrenfräulein, friſch wie eben ſo viele Orcaden um Diana, entführten, und lachend, ſcherzend, brauſend entflogen die Wirbel.

Der König und Madame hielten ihre Pferde im Schritt.

Hinter Seiner Majeſtät und der Prinzeſſin, ſeiner Schwägerin, aber in einer ehrfurchtsvollen Entfernung folgten die Höflinge ernſt oder begierig, im Bereiche und unter den Blicken des Königs zu bleiben; ſie bewältigten ihre ungeduldigen Pferde, regelten ihren Gang nach dem der Roſſe des Königs und von Ma-

dame, und überließen sich Allem, was an Süßigkeit und Annehmlichkeit der Umgang mit Leuten von Geist bietet, die mit dem artigsten Ton tausend grausame Anschwärzungen auf Rechnung ihres Nebenmenschen preisgeben.

Bei dem kleinen erstickten Lachen, bei dem plötzlichen Zurückhalten dieser sardonischen Heiterkeit, wurde Monsieur, dieser arme Abwesende, nicht geschont.

Aber man hatte Mitleid, man seufzte über das Schicksal von Guiche, und man muß gestehen, das Mitleid war nicht übel angebracht.

Der König und Madame, welche bis jetzt ihre Pferde nicht in Athem gesetzt und hundertmal Alles wiederholt hatten, was ihnen die Höflinge in den Mund brachten, die sie sprechen machten, schlugen nun den kurzen Jagdgalopp an und man hörte unter dem Gewichte dieser Reiterei die tiefen Alleen des Waldes erschallen.

Auf die Unterhaltungen mit leiser Stimme, auf die Gespräche in Form von vertraulichen Mittheilungen, auf die auf eine geheimnißvolle Weise ausgetauschten Worte, folgten geräuschvolle Ausbrüche; die Heiterkeit verbreitete sich von den Piqueurs an bis zu den Prinzen. Jedermann lachte und schrie. Man sah die Elstern und die Hehren mit ihrem Gekrächze unter den wogenden Gewölben der Eichen entfliehen, der Kuckuck unterbrach seine eintönige Klage in der Tiefe des Waldes, die Finken und die Meisen entflogen in Schaaren, während die Hirsche und die Rehe erschrocken in den Gebüschen umhersprangen.

Dieser die Freude, den Lärmen und das Licht auf ihrem Wege verbreitenden Menge, ging gleichsam ihr eigener Wiederhall nach dem Schlosse voran.

Der König und Madame ritten von allen Seiten durch den einstimmigen Zuruf des Volkes begrüßt in die Stadt ein.

Madame beeilte sich, Monsieur aufzusuchen. Sie

begriff instinctartig, daß er zu lange außerhalb dieser Freude geblieben war.

Der König begab sich zu den Königinnen, er wußte, daß er ihnen, einer besonders, eine Entschädigung für seine lange Abwesenheit schuldig war.

Madame wurde jedoch nicht bei Monsieur empfangen. Mau antwortete ihr, er schlafe.

Statt Maria Theresia, lächelnd wie immer zu treffen, fand der König in der Gallerie Anna von Oesterreich, die auf seine Ankunft wartete, ihm entgegen ging, ihn bei der Hand nahm und in ihr Gemach führte.

Was sie sich sagten, oder was vielmehr die Königin Mutter zu Ludwig XIV. sagte, Niemand hat es je erfahren, aber man hätte es gewiß aus dem ärgerlichen Gesicht des Königs nach dem Ausgang dieser Unterredung errathen können.

Wir aber, deren Geschäft es ist, auszulegen, so wie dem Leser unsere Auslegung mitzutheilen, wir würden uns gegen unsere eigene Pflicht verfehlen, wenn wir ihn über das Resultat dieser Zusammenkunft in Unwissenheit ließen.

Er wird es, wir hoffen dies wenigstens, hinreichend in dem folgenden Kapitel entwickelt finden.

XIX.

Die Schmetterlingsjagd.

Als der König in seine Gemächer zurückkehrte, um einige Befehle zu geben und seine Gedanken ruhen zu lassen, fand er auf seinem Ankleidetisch ein Billetchen, dessen Handschrift verstellt zu sein schien.

Er öffnete es und las:

„Kommt geschwinde, ich habe Euch tausend Dinge zu sagen.“

Der König und Madame hatten sich nicht lange genug verlassen, daß diese tausend Dinge die Folge von den dreitausend sein konnten, die man sich auf dem Wege gesagt, der Valvins von Fontainebleau trennt.

Das Verwirrte, Hastige des Billets gaben dem König auch viel zu denken.

Er beschäftigte sich ein wenig mit seiner Toilette und ging dann weg, um Madame einen Besuch abzustatten.

Die Prinzessin war, da sie nicht den Anschein haben wollte, als erwartete sie ihn, mit allen ihren Damen in die Gärten hinabgegangen.

Als der König erfuhr, Madame habe ihre Gemächer verlassen, um sich auf die Promenade zu begeben, sammelte er alle Cavaliere, die er unter der Hand finden konnte, und forderte sie auf, ihm in die Gärten zu folgen.

Madame jagte Schmetterlinge auf einer großen, mit Heliotropen und Pfriemenkraut eingefaßten Wiese.

Sie schaute den unerschrockensten und jüngsten von ihren Damen zu und wartete, den Rücken nach den Hagenbuchen gewendet, sehr ungeduldig auf die Ankunft des Königs, dem sie dieses Rendezvous bezeichnet hatte.

Das Krachen mehrerer Tritte auf dem Sand veranlaßte sie, sich umzudrehen. Ludwig erschien mit entblößtem Haupt; er hatte mit dem Stock ein kleines Nachtpfauenauge niedergeschlagen, das Herr von Saint-Aignon ganz betrübt aus dem Grase aufhob.

„Ihr seht, Madame," sagte der König, „ich jage auch für Euch."

Und er näherte sich und sprach, indem er sich zu den Edelleuten umwandte, die sein Gefolge bildeten:

„Meine Herren, bringet jeder von Euch eben so viel diesen Damen."

Das hieß alle Welt entlassen.

Man sah nun ein seltsames Schauspiel: die alten

Höflinge, die feisten Herren, liefen den Schmetterlingen nach, verloren dabei ihre Hüte und griffen mit aufgehobenem Stock Myrthen und Pfriemenkraut an, wie es die Spanier gethan hätten.

Der König bot Madame die Hand und wählte mit ihr als Mittelpunkt der Beobachtungen eine mit einem Dachwerk von Moos bedeckte Bank, eine Art von Hütte, angelegt von dem schüchtern Genie eines Gärtners, den das Pittoreske und die Phantasie im strengen Styl der Gärtnerei jener Zeit eingeweiht hatte. Dieses mit Kapucinern und rankenden Rosensträuchen verzierte Dach erhob sich über einer Bank ohne Lehne, so daß die mitten auf der Wiese vereinzelten Zuschauer überallhin sehen und von allen Seiten gesehen wurden, aber nicht gehört werden konnten, ohne selbst diejenigen zu erschauen, welche sich ihnen genähert hätten, um zu hören.

Von diesem Sitze aus, auf dem die beiden Interessirten Platz nahmen, machte der König den Jüngern ein Zeichen der Ermuthigung; dann, als verhandelte er mit Madame über den von einer goldenen Nadel durchstochenen und an seinen Hut befestigten Schmetterling, sprach er:

„Sind wir hier nicht gut, um zu plaudern?"

„Ja, Sire, denn ich mußte nothwendig von Euch allein gehört und von Jedermann gesehen werden."

„Und ich auch," sagte Ludwig.

„Mein Billet hat Euch in Erstaunen gesetzt?"

„Erschreckt. Doch was ich Euch zu sagen habe, ist viel wichtiger."

„Oh! nein. Wißt Ihr, daß Monsieur seine Thüre für mich verschlossen hat?"

„Für Euch! Und warum?"

„Errathet Ihr es nicht?"

„Ah! Madame, dann haben wir uns beide dasselbe zu sagen."

„Was ist Euch denn begegnet?"

„Wollt Ihr, daß ich anfange."

„Ja, denn ich habe Alles gesagt."

„Also ist es an mir. Wißt, daß ich bei meiner Ankunft meine Mutter fand, die mich in ihre Wohnung führte."

„Oh! die Königin Mutter!" rief Madame ängstlich . . . „Das ist ernst."

„Ich glaube es wohl. Hört, was sie zu mir sagte . . . Vor Allem erlaubt mir eine Vorbemerkung."

„Immer zu, Sire.

„Hat Monsieur je mit Euch von mir gesprochen?"

„Oft."

„Hat Monsieur von seiner Eifersucht gesprochen?"

„Noch öfter."

„In Beziehung auf mich?"

„Nein, in Beziehung auf . . ."

„Ja, ich weiß es, auf Buckingham, auf Guiche . . ."

„Ganz richtig."

„Wohl denn! Madame, nun läßt es sich Monsieur einfallen, auf mich eifersüchtig zu sein."

„Seht doch!" erwiederte die Prinzessin boshaft lächelnd.

„Mir scheint aber, wir haben nie Anlaß gegeben . . ."

„Nie! ich wenigstens . . . Doch wie habt Ihr die Eifersucht von Monsieur erfahren?"

„Meine Mutter hat mir mitgetheilt, Monsieur sei wie ein Wüthender zu ihr gekommen und habe tausend Klagen gegen Euch ausgestoßen . . . Verzeiht mir . . ."

„Sprecht, sprecht . . ."

„Ueber Eure Coquetterie. Es scheint, daß sich Monsieur auch mit der Ungerechtigkeit befaßt."

„Ihr seid sehr gut, Sire."

„Meine Mutter beruhigte ihn, aber er behauptete, man beruhige ihn zu oft und er wolle nicht mehr beruhigt sein."

„Hätte er nicht besser daran gethan, sich gar nicht zu beunruhigen?"

„Das habe ich auch gesagt.“

„Gesteht, Sire, daß die Welt sehr böse ist. Wie, ein Schwager, eine Schwägerin können nicht mit einander plaudern, sich in der Gesellschaft einander gefallen, ohne Anlaß zu Commentaren, zu Verdächtigungen zu geben? Denn wir thun nichts Schlimmes, Sire, wir haben durchaus keine Lust, etwas Schlimmes zu thun.“

Und sie schaute den König mit jenem stolzen, herausfordernden Auge an, das die Flamme des Verlangens bei den Kältesten und Vernünftigsten entzündet.

„Nein, das ist wahr,“ sagte Ludwig.

„Wißt Ihr, daß ich, wenn das so fortginge, genöthigt wäre, Lärmen zu machen. Beurtheilt unser Benehmen: ist es der Ordnung gemäß, oder ist es nicht so?“

„Oft allein, denn wir finden ein Gefallen an denselben Dingen, könnten wir uns zu dem Schlimmsten verirren, — haben wir es gethan? ... Für mich seid Ihr ein Bruder, nicht mehr.“

Der König faltete die Stirne. Sie fuhr fort:

„Eure Hand, die mir oft begegnet, veranlaßt bei mir nicht jenes Beben, jene Erschütterung, welche Liebende, zum Beispiel . . .“

„Oh! genug, genug, ich beschwöre Euch,“ sagte der König auf die Folter gespannt. „Ihr seid unbarmherzig und bereitet mir den Tod.“

„Wie denn?“

„Nun, Ihr sagt mir ganz klar, Ihr empfindet nichts in meiner Nähe.“

„Oh! Sire ... das sage ich nicht ... meine Zuneigung . . .“

„Henriette ... genug ... ich bitte Euch noch einmal ... wenn Ihr glaubt, ich sei von Marmor wie Ihr, so täuscht Ihr Euch.“

„Ich verstehe Euch nicht.“

„Es ist gut,“ seufzte der König, die Augen nieder-

schlagend. „Also unser Zusammentreffen, unser Händedrücken ... unsere ausgetauschten Blicke ... Verzeiht, verzeiht ... ja, Ihr habt Recht, und ich weiß, was Ihr sagen wollt."

Er verbarg sein Haupt in seinen Händen.

„Nehmt Euch in Acht, Sire," sagte Madame rasch, „Herr von Saint-Aingnon schaut Euch an."

„Es ist wahr!" rief Ludwig wüthend, „nie ein Schatten von Freiheit, nie Aufrichtigkeit in den Verhältnissen und gegenseitigen Beziehungen ... Man glaubt einen guten Freund zu finden, und hat nur einen Spion ... eine Freundin, und hat nur eine Schwester."

Madame schwieg und schlug die Augen nieder.

„Monsieur ist eifersüchtig!" murmelte sie mit einem Ton, dessen Süßigkeit und Zauber nichts wiederzugeben vermöchte.

„Oh! Ihr habt Recht," rief plötzlich der König.

„Ihr seht wohl," sagte sie, indem sie der König anschaute, um ihm das Herz zu versengen, „Ihr seid frei, Euch beargwohnt man nicht; man vergiftet nicht jede Freude Eures Hauses."

„Ah! Ihr wißt noch nicht, daß die Königin eifersüchtig ist."

„Maria Theresia!"

„Bis zum Wahnsinn. Die Eifersucht von Monsieur ist aus der ihrigen entstanden; sie weinte, sie beklagte sich bei meiner Mutter, sie machte uns die Badepartien zum Vorwurf, welche für mich so süß sind."

„Für mich," bezeichnete das Auge der Prinzessin.

„Monsieur horchte und erlauerte plötzlich das Wort banos, das die Königin voll Bitterkeit aussprach; das gab ihm Aufklärung, er trat außer sich ein, mischte sich in das Gespräch und haderte mit meiner Mutter so heftig, daß sie seine Gegenwart fliehen mußte ... Ihr habt es nun mit einem eifersüchtigen Mann zu thun, und ich sehe vor mir beständig, unerbittlich das Gespenst

der Eifersucht mit aufgeschwollenen Augen, abgemagerten Wangen und finsterem Munde sich erheben."

„Armer König," flüsterte Madame. Und sie ließ ihre Hand über die des Königs hinstreifen.

Er hielt diese Hand zurück, und um sie zu drücken, ohne Verdacht bei den Zuschauern zu erwecken, welche nach den Schmetterlingen nicht so gut haschten, daß sie nicht auch nach Neuigkeiten gehascht hätten und ein Geheimniß in der Unterhaltung des Königs mit Madame zu ergaffen bemüht gewesen wären, näherte Ludwig seiner Schwägerin den verscheidenden Schmetterling, und beide neigten sich, als wollten sie die tausend Augen seiner Flügel oder die Körner ihres Goldstaubes zählen.

Nun sprach weder das Eine noch das Andere; ihre Haare berührten sich, ihr Athem vermengte sich, ihre Hände brannten in einander.

So vergingen fünf Minuten.

XX.

Was man auf der Schmetterlingsjagd fängt.

Die zwei jungen Leute blieben einen Augenblick mit gesenktem Kopfe unter den doppelten Gedanken entstehender Liebe, die so viele Blüthen in zwanzigjährigen Phantasien treibt.

Madame Henriette schaute Ludwig von der Seite an. Es war eine von den gut organisirten Naturen, die zugleich in sich selbst und in die Andern zu schaueu wissen. Sie erblickte die Liebe im Grunde des Herzens von Ludwig, wie ein geschickter Taucher eine Perle im Grunde des Meeres erblickt.

Sie ſah ein, daß Ludwig im Zögern, wenn nicht im Zweifel begriffen war, und daß man dieſes träge oder ſchüchterne Herz vorwärts treiben müßte.

„Alſo . . .“ ſprach ſie fragend, indem ſie zu gleicher Zeit das Stillſchweigen unterbrach.

„Was wollt Ihr ſagen,“ fragte Ludwig, nachdem er einen Augenblick gewartet hatte.

„Ich will ſagen, daß ich auf den Entſchluß zurückkommen muß, den ich gefaßt hatte.“

„Auf welchen?“

„Auf den, welchen ich Eurer Majeſtät unterwarf.“

„Wann dieß?“

„An dem Tag, wo wir uns über die Eiferſucht von Monſieur erklärten.“

„Was ſagtet Ihr mir denn an jenem Tag?“ fragte Ludwig unruhig.

„Erinnert Ihr Euch nicht mehr, Sire?“

„Ach! wenn es abermals ein Unglück iſt, ſo werde ich mich deſſelben immer noch früh genug erinnern!“

„Oh! es iſt nur für mich ein Unglück, Sire,“ antwortete Madame Henriette; „doch es iſt ein nothwendiges Unglück.“

„Mein Gott!“

„Und ich werde mich demſelben unterziehen.“

„Sprecht doch, welches Unglück iſt das?“

„Die Abweſenheit.“

„Oh! abermals dieſer abſcheuliche Entſchluß!“

„Sire, glaubt mir, daß ich ihn nicht gefaßt habe, ohne heftig mit mir zu kämpfen . . . Sire, glaubt mir, ich muß nach England zurückkehren.“

„Oh! nie, nie, ich werde nicht geſtatten, daß Ihr Frankreich verlaßt!“ rief der König.

„Und dennoch,“ ſprach Madame, eine milde, traurige Feſtigkeit heuchelnd, „und dennoch, Sire, iſt nichts dringender; und mehr noch, ich bin überzeugt, daß dieß der Wille Eurer Mutter iſt.“

„Der Wille?“ rief der König. „So! ſo! liebe

Schwägerin, Ihr habt da ein seltsames Wort vor mir ausgesprochen!"

„Nun," erwiederte lächelnd Madame Henriette, „seid Ihr nicht glücklich, Euch dem Willen einer guten Mutter zu unterziehen?"

„Genug, ich beschwöre Euch; Ihr zerreißt mir das Herz."

„Ich?"

„Allerdings, Ihr sprecht von dieser Abreise mit einer Ruhe . . ."

„Ich bin nicht geboren, um glücklich zu sein," antwortete schwermüthig die Prinzessin, „und ich habe ganz jung mich daran gewöhnt, meinen theuersten Gedanken Verhältnisse und Hindernisse entgegentreten zu sehen."

„Sprecht Ihr die Wahrheit? und Euere Abreise würde einem Gedanken widerstreben, der Euch theuer ist?"

„Antwortete ich Euch ja, nicht wahr, Sire, so würdet Ihr Euer Uebel schon in Geduld hinnehmen?"

„Grausame!"

„Nehmt Euch in Acht, Sire, man nähert sich uns."

Der König schaute umher.

„Nein," sagte er.

Dann zu Madame zurückkehrend:

„Sprecht, Henriette, statt die Eifersucht von Monsieur durch eine Abreise zu bekämpfen, die mich tödten würde . . ."

Henriette zuckte leicht die Achseln, wie eine Frau, welche zweifelt.

„Ja, die mich tödten würde," wiederholte Ludwig. „Statt auf dieser Abreise zu bestehen . . , sollte Eure Einbildungskraft oder Euer Herz vielmehr Euch nichts Anderes eingeben?"

„Mein Gott! was soll mir mein Herz eingeben?"

„Aber sagt doch, wie beweist man Einem, daß er Unrecht hat, eifersüchtig zu sein?"

„Vor Allem, Sire, dadurch, daß man ihm keinen Anlaß zur Eifersucht gibt, das heißt, daß man nur ihn liebt."

„Oh! ich erwartete etwas Besseres."

„Was erwartetet Ihr denn?"

„Ihr würdet ganz einfach antworten, man beruhige die Eifersüchtigen dadurch, daß man die Zuneigung verhehle, die man für den Gegenstand ihrer Eifersucht hegt."

„Verhehlen ist schwierig, Sire."

„Durch die besiegten Schwierigkeiten gelangt man jedoch zu jeglichem Glück. Ich, was mich betrifft, schwöre Euch, daß ich einen Eifersüchtigen, wenn es sein muß, Lügen strafen werde, indem ich mich stelle, als behandelte ich Euch wie alle andere Frauen."

„Ein schlechtes Mittel, ein schwaches Mittel," entgegnete die junge Frau, ihren reizenden Kopf schüttelnd.

„Ihr findet Alles schlecht, theuere Henriette," sprach Ludwig unzufrieden. „Ihr zerstöret Alles, was ich vorschlage. Jetzt also etwas Anderes an der Stelle. Sucht . . . Ich habe großes Vertrauen zu den Erfindungen der Frauen. Erfindet Eurerseits."

„Gut, ich finde Folgendes. Höret Ihr wohl, Sire?"

„Ihr fragt das? Ihr sprecht über mein Leben oder über meinen Tod? und Ihr fragt mich, ob ich höre!"

„Nun wohl, ich urtheile nach mir selbst. Handelt es sich darum, mich auf eine andere Fährte, hinsichtlich der Absichten meines Gemahls auf eine andere Frau zu bringen, so würde mich Eins mehr als Alles beruhigen."

„Was denn?"

„Einmal, wenn ich sehen würde, er beschäftige sich nicht mit dieser Frau."

„Gut. Das ist es gerade, was ich so eben sagte."

„Es mag sein. Doch um völlig beruhigt zu sein, möchte ich noch sehen, daß er sich mit einer Anderen beschäftige."

„Ah! ich verstehe Euch," erwiederte Ludwig lächelnd. „Aber sagt, liebe Henriette . . ."

„Was?"

„Wenn das Mittel geistreich ist, so ist es doch nicht gutthätig."

„Warum?"

„Indem Ihr die Furcht vor der Wunde im Geiste des Eifersüchtigen heilt, bringt Ihr ihm eine andere im Herzen bei. Er hat die Furcht nicht mehr, das ist wahr, aber er hat das Uebel, was mir noch viel schlimmer scheint."

„Einverstanden, aber er überrascht, er vermuthet wenigstens nicht den wahren Feind, er schadet der Liebe nicht; er concentrirt alle seine Kräfte auf der Seite, wo seine Kräfte Nichts und Niemand Eintrag thun werden. Mit einem Wort, Sire, mein System, das ich Euch zu meinem Erstaunen bekämpfen sehe, ich gestehe es, ist allerdings nachtheilig für die Eifersüchtigen, aber wohlthätig für die Liebenden. Ich frage Euch aber, Sire, sind nicht, Euch vielleicht ausgenommen, der Ihr nie daran gedacht habt, Eifersüchtige zu beklagen? schwermüthige Thoren immer so unglücklich ohne Gegenstand, als mit Gegenstand? nehmt den Gegenstand weg und Ihr werdet ihre Betrübniß doch nicht zerstören. Diese Krankheit liegt in der Einbildung, und ist, wie alle eingebildeten Krankheiten, unheilbar. Ah! theuerster Sire, ich erinnere mich in dieser Hinsicht eines Lehrspruchs von meinem armen Arzte Dawley, einem gelehrten und geistreichen Doktor, den ich ohne meinen Bruder, der seiner nicht entbehren kann, nun bei mir hätte. „„Leidet Ihr an

zwei Beschwerden,"" sagte er zu mir, ""so wählt diejenige, welche Euch am wenigsten belästigt, ich lasse Euch diese, denn, bei Gott! diese ist mir äußerst nützlich, daß es mir gelingt, die andere bei Euch zu vertilgen!""

„Gut gesagt, gut geurtheilt, theuere Henriette," sprach der König lächelnd.

„Oh! wir haben geschickte Leute in London, Sire."

„Und diese geschickten Leute bilden anbetungswürdige Zöglinge; diesen Daley, Dawley, wie nennt Ihr ihn?"

„Dawley!"

„Ich setze ihm von morgen an für seinen Lehrspruch eine Pension aus; Ihr, Henriette, ich bitte Euch, fangt an, das kleinste von Euren Uebeln zu wählen. Ihr antwortet nicht, Ihr lächelt, ich errathe: das kleinste von Euren Uebeln, nicht wahr, ist Euer Aufenthalt in Frankreich? Ich lasse Euch dieses Uebel; um mit der Kur des Andern zu beginnen, will ich heute noch einen Gegenstand der Ableitung für die Eifersüchtigen jedes Geschlechtes suchen, die uns verfolgen."

„St! Dießmal kommt man in der That."

Und sie bückte sich, um ein Sinngrün auf dem Rasen zu pflücken.

Man kam in der That, denn plötzlich stürzte von der Höhe des Hügels eine Menge von jungen Frauen herab, denen die Cavaliere folgten; die Ursache dieses Einbruchs war eine herrliche Sphinx mit Vorderflügeln, dem Gefieder der Nachteule, mit Unterflügeln, den Rosenblättern ähnlich.

Diese herrliche Beute war in das Garn von Fräulein von Tonnay-Charente gefallen, welche sie mit Stolz ihren Nebenbuhlerinnen zeigte, die nicht minder gut zu suchen wußten, als sie.

Die Königin der Jagd ließ sich ungefähr zwanzig Schritte vor der Bank nieder, auf der Ludwig und Madame Henriette saßen, lehnte sich an eine herrliche von

Epheu umrankte Eiche an und steckte den Schmetterling mit einer Nadel auf ihr langes Rohr.

Fräulein von Tonnay-Charente war sehr schön; die Männer ließen deßhalb die anderen Frauen im Stich, um sich, unter dem Vorwand, ihr ein Kompliment über ihre Geschicklichkeit zu machen, in einen Kreis um sie zu drängen.

Der König und die Prinzessin betrachteten verdrießlich diese Scene, wie die Zuschauer von einem andern Alter die Spiele der kleinen Kinder betrachten.

„Man belustigt sich dort," sagte der König.

„Ungemein, Sire; ich habe immer bemerkt, daß man sich da belustigte, wo die Jugend und die Schönheit waren."

„Was haltet Ihr von Fräulein von Tonnay-Charente, Henriette?" fragte der König.

„Ich sage, sie ist ein wenig blond," erwiederte Madame, mit einem Schlage den einzigen Fehler aufgreifend, den man der beinahe vollkommenen Schönheit der zukünftigen Frau von Montespan vorwerfen konnte.

„Es mag sein, ein wenig blond, aber dessen ungeachtet schön, wie mir scheint."

„Ist das Eure Ansicht, Sire?"

„Ja."

„Wohl, dann ist es auch die meinige."

„Und man huldigt ihr, wie Ihr seht."

„Oh! ja, die Liebhaber umflattern sie. Wenn wir auf Liebhaber statt auf Schmetterlinge jagten, welch einen schönen Fang würden wir um sie her machen!"

„Sprecht, Henriette, was würde man sagen, wenn sich der König unter alle diese Liebhaber mischen und seinen Blick nach jener Seite fallen ließe? Wäre man dort wohl immer noch eifersüchtig?"

„Oh! Sire, Fräulein von Tonnay-Charente ist ein sehr wirksames Gegenmittel," erwiederte Madame mit einem Seufzer; „es ist wahr, sie würde den Eifersüchtigen heilen, aber eine Eifersüchtige machen."

„Henriette! Henriette!“ rief Ludwig, „Ihr erfüllt mein Herz mit Freude! Ja, ja, Ihr habt Recht, Fräulein von Tonnay-Charente ist zu schön, um als Mantel zu dienen.“

„Ein Königsmantel,“ erwiederte Madame Henriette lächelnd, „ein Königsmantel muß schön sein.“

„Rathet Ihr mir das?“ fragte Ludwig.

„Oh! was soll ich Euch sagen, Sire, wenn nicht, daß einen solchen Rath geben, Waffen gegen mich geben hieße? Es wäre Wahnsinn oder Stolz, Euch zu rathen, Ihr sollet zur Heldin einer falschen Liebe eine Frau wählen, die schöner ist, als diejenige, für welche Ihr eine wahre Liebe zu fühlen behauptet.“

Der König suchte die Hand von Madame mit der Hand, die Augen mit den Augen, dann stammelte er ein paar so zärtliche, zugleich aber so leise gesprochene Worte, daß der Geschichtschreiber, der Alles hören soll, dieselben nicht hörte.

Hierauf sprach er laut:

„Wohl denn! sucht mir selbst diejenige, welche unsern Eifersüchtigen heilen soll; dieser werde ich alle meine Aufmerksamkeiten, alle Zeit widmen, die ich den Geschäften stehle; dieser die Blume, die ich für Euch pflücke, die zärtlichsten Gedanken, die Ihr in mir entstehen macht; dieser den Blick, den ich nicht an Euch zu richten wagen werde, und der Euch aus Eurer Sorglosigkeit aufwecken sollte. Aber wählt sie gut, aus Furcht, daß ich mich nicht, indem ich sie anzuschauen suche, indem ich an sie denken will, indem ich ihr die von meinen Fingern abgelös'te Rose biete, durch Euch besiegt fühle, und daß nicht das Auge, die Hand, die Lippen auf der Stelle zu Euch zurückkehren, und sollte das ganze Weltall mein Geheimniß errathen.“

Während diese Worte aus dem Munde des Königs wie ein Liebesfaden hervorkamen, erröthete, zitterte Madame, glücklich, stolz, berauscht; sie fand keine Ant-

wort, ihr Hochmuth und ihr Durst nach Huldigungen waren befriedigt.

„Ich werde wählen," erwiederte sie, ihre schönen Augen aufschlagend, „doch nicht so, wie Ihr mich bittet, denn all der Weihrauch, den Ihr auf dem Altare einer andern Göttin verbrennen wollt, oh! Sire, ich bin auch eifersüchtig darauf, und ich will, daß er mir zukomme, und will nicht, daß sich ein Atom davon auf dem Wege verliere. Mit Eurer königlichen Erlaubniß, Sire, werde ich also wählen, was mir am wenigsten Euch zu zerstreuen fähig scheint, und mein Bild in Eurem Herzen unberührt lassen wird."

„Zum Glück ist Euer Hof nicht schlecht zusammengesetzt," sagte der König, „sonst würde ich beben ob der Drohung, die Ihr mir macht; wir haben in dieser Hinsicht unsere Vorsichtsmaßregeln getroffen, und es wäre schwierig, um Euch her, wie um mich ein ärgerliches Gesicht zu finden."

Während der König so sprach, stand Madame auf, durchlief mit den Augen die ganze Wiese, rief dann, nach einer genauen und schweigsamen Prüfung, den König zu sich und sagte:

„Sire, seht Ihr auf dem Abhange des Hügels bei dem Schneeballengebüsche jene schöne Nachzüglerin, welche, den Kopf gesenkt, die Arme hängend, allein geht, und in den Blumen sucht, die sie mit ihren Füßen zertritt, wie es diejenigen thun, welche ihre Gedanken verloren haben?"

„Fräulein de la Vallière," antwortete der König.

„Ja."

„Oh!"

„Sagt sie Euch nicht zu, Sire?"

„Schaut doch das arme Kind an . . . sie ist mager, beinahe fleischlos."

„Gut! bin ich fett?"

„Aber sie ist zum Sterben traurig."

„Das wird einen Contraſt mit mir bilden, die man zu großer Heiterkeit beſchuldigt.“

„Aber ſie hinkt.“

„Glaubt Ihr?“

„Gewiß. Seht, ſie hat Jedermann an ſich vorübergehen laſſen, aus Furcht, ihr Mißgeſchick könnte bemerkt werden.“

„Nun wohl! ſie wird minder ſchnell laufen, als Daphne, und ſomit Apollo nicht entfliehen können.“

„Henriette! Henriette!“ ſagte der König verdrießlich, „Ihr habt mir gerade die mangelhafteſte von Euren Ehrenfräulein ausgeſucht.“

„Ja, aber merkt wohl, es iſt eines von meinen Ehrenfräulein.“

„Allerdings. Was wollt Ihr damit ſagen?“

„Ich will damit ſagen, daß Ihr, um dieſe neue Gottheit zu beſuchen, nicht umhin könnt, zu mir zu kommen, und daß Ihr, da die Schicklichkeit Eurer Flamme verbietet, Eure Göttin unter vier Augen zu unterhalten, genöthigt ſein werdet, ſie in meinem Kreiſe zu ſehen, mit mir zu ſprechen, indem Ihr mit ihr ſprecht. Ich will endlich damit ſagen, daß die Eiferſüchtigen Unrecht haben werden, wenn ſie glauben, Ihr kommet meinetwegen zu mir, da Ihr dem Fräulein de la Vallière zu Liebe kommt.“

„Ihr, die hinkt.“

„Unbedeutend.“

„Die nie den Mund öffnet.“

„Die aber, wenn ſie ihn öffnet, herrliche Zähne zeigt.“

„Die als Modell für Oſteologen dienen kann.“

„Eure Gunſt wird ſie fett machen.“

„Henriette!“

„Ihr habt mich gebieten laſſen.“

„Ach! ja.“

„Nun denn! es iſt meine Wahl; ich ſchreibe ſie Euch vor; unterzieht Euch.“

„Oh! ich werde eine der Furien aushalten, wenn Ihr ſie mir auferlegt.“

„La Vallière iſt ſanft wie ein Lamm; befürchtet nicht, daß ſie Euch je widerſpricht, wenn Ihr ihr ſagt, Ihr liebet ſie.“

Und Madame lachte.

„Oh! nicht wahr, Ihr habt nicht bange, daß ich ihr zu viel ſage?“

„Das war in meinem Recht.“

„Es ſei.“

„Es iſt alſo ein abgeſchloſſener Vertrag?“

„Unterzeichnet.“

„Ihr werdet mir Eure brüderliche Freundſchaft, den beſtändigen Umgang des Bruders, die Gebieterin eines Königs erhalten, nicht wahr?“

„Ich werde Euch ein Herz erhalten, das ſchon die Gewohnheit hat, nur auf Euern Befehl zu ſchlagen.“

„Nun, ſeht Ihr die Zukunft auf dieſe Art geſichert?“

„Ich hoffe es.“

„Wird Eure Mutter aufhören, mich als eine Feindin zu betrachten?“

„Ja.“

„Wird Maria Thereſia aufhören, ſpaniſch vor Monſieur zu ſprechen, der einen Haß gegen Unterredungen in fremden Sprachen hat, weil er immer glaubt, man mißhandle ihn darin?“

„Ach! hat er Unrecht?“ murmelte der König zärtlich.

„Und zum Schluſſe,“ ſagte die Prinzeſſin, „wird man den König abermals beſchuldigen, er denke an ungeſetzliche Zuneigungen, während wir nichts für einander vermögen, wenn wir nicht von jedem Hintergedanken freie Sympathien hegen.“

„Ja, ja,“ ſtammelte der König. „Doch man wird etwas ganz Anderes ſagen.“

„Und was wird man sagen? Wir sollen also nie Ruhe bekommen?"

„Man wird sagen," fuhr der König fort, „ich habe einen sehr schlechten Geschmack, doch welches Gewicht hat meine Eitelkeit Eurer Ruhe gegenüber?"

„Meiner Ehre und der unserer Familie, wollt Ihr sagen, Sire. Uebrigens glaubt mir, erzürnt Euch nicht so rasch gegen La Vallière; es ist wahr, sie hinkt, doch es fehlt Ihr nicht an einem gewissen gesunden Verstand. Und dann verwandelt sich Alles in Gold, was der König berührt."

„Nun, Madame, seid von Einem überzeugt, davon, daß ich Euch abermals dankbar bin; Ihr könntet mich Euren Aufenthalt in Frankreich theurer bezahlen lassen."

„Sire, man kommt zu uns."

„Nun."

„Ein letztes Wort."

„Sprecht."

„Ihr seid klug und weise, Sire, hier aber müßt Ihr Eure ganze Klugheit, Eure ganze Weisheit zu Hülfe rufen."

„Ah!" sagte Ludwig lachend, „ich fange schon heute Abend an, meine Rolle zu spielen, und Ihr werdet sehen, ob ich das Talent habe, Schäfer darzustellen. Nach dem Souper haben wir große Promenade im Walde, dann haben wir Abendbrod und Ballet um zehn Uhr."

„Ich weiß es wohl."

„Meine Flamme aber wird diesen Abend höher lodern, als das Kunstfeuerwerk, heller glänzen, als die Lämpchen von unserem Freunde Colbert; das soll dergestalt strahlen, daß es den Königinnen und Monsieur die Augen versengt."

„Nehmt Euch in Acht, Sire, nehmt Euch in Acht."

„Ei! mein Gott, was habe ich denn gethan?"

„Ich muß meine Komplimente von vorhin zurücknehmen . . . Ihr klug! Ihr weise! habe ich gesagt... Ihr fangt aber mit abscheulichen Thorheiten an. Entzündet sich eine Leidenschaft so, wie eine Fackel, in einer Sekunde? fällt ein König ohne alle Vorbereitung einem Mädchen wie der La Vallière zu Füßen?"

„Oh! Henriette! Henriette! Henriette! hier fasse ich Euch! . . . Wir haben den Feldzug noch nicht einmal begonnen, und Ihr plündert mich."

„Nein, sondern ich rufe Euch zu gesunden Ideen zurück. Zündet stufenweise Eine Flamme an, statt sie so plötzlich auflodern zu lassen. Jupiter donnert und läßt den Blitz leuchten, ehe er die Paläste in Brand steckt. Jedes Ding hat sein Vorspiel. Wenn Ihr Euch so erhitzt, so wird Euch Niemand für verliebt halten, Jedermann wird glauben, Ihr seid verrückt, wenn man Euch nicht gar erräth. Die Leute sind oft weniger dumm, als sie aussehen."

Der König mußte zugestehen, daß Madame ein Engel an Wissen und ein Teufel an Geist war.

Er verbeugte sich und sprach:

„Gut, ich werde meinen Angriffsplan beendigen. Die Generale, mein Vetter Condé zum Beispiel, erbleichen auf ihren strategischen Karten, ehe sie einen einzigen von den Bauern*) in Bewegung setzen, die man Armeecorps nennt: ich will einen ganzen Angriffsplan entwerfen. Ihr wißt, daß le Tendre in alle Arten von Bezirken unterabgetheilt ist. Nun wohl! ich werde im Dorfe Petit-Soins, im Flecken Billets-Doux anhalten, ehe ich die Straße nach Visible-Amour einschlage. — Ihr wißt, der Weg ist ganz vorgezeichnet, und das arme Fräulein von

*) In der Bedeutung des Schachbretts genommen. Im Französischen heißt es pions, was Bauern auf dem Schachbrett und Steine im Damenspiel bedeutet.

Scudery würde mir nicht verzeihen, wenn ich über die Etagen wegeilte*)."

„So sind wir wieder im guten Geleise. Beliebt es Euch nun, daß wir uns trennen?"

„Ach! es muß sein; denn seht, man trennt uns."

„Oh! ja," sagte Madame Henriette; „man bringt uns in der That den Sphinx von Fräulein von Tounay Charente, mit dem bei den Oberstjägermeistern üblichen Hörnerklang."

„Wohlverstanden, diesen Abend während der Promenade schleiche ich mich in den Wald, und wenn ich dann Fräulein de la Valliére ohne Euch finde . . ."

„Ich werde sie entfernen. Das ist meine Sorge."

„Sehr gut! Ich rede sie mitten unter ihren Gefährtinnen an, und schieße den ersten Pfeil auf sie ab."

„Seid geschickt," sagte Madame lachend, „fehlt das Herz nicht."

Und die Prinzessin nahm Abschied vom König, um der freudigen Truppe entgegen zu gehen, welche unter vielen Ceremonien und Jagdfanfaren, angestimmt von Aller Mund, herbeikam.

XXI.

Das Ballet: die Jahreszeiten.

Nach dem Imbiß, der gegen fünf Uhr statthatte, kehrte der König in sein Kabinet zurück, wo ihn die Schneider erwarteten.

---

*) Wir glaubten die französischen Ausdrücke beibehalten zu müssen, weil dieses Wortspiel, ins Deutsche übertragen, schleppend wird. le Tendre, Provinz-Zärtlichkeit. Petits-Soins, Kleine Aufmerksamkeiten Billets-Doux, Liebesbillets, Visible-Amour, Sichtbare Liebe. D. Ueb.

Es handelte sich darum, das berühmte Kleid des Frühlings zu probiren, das die Zeichner und Ornamentisten des Hofes so viel Aufwand an Phantasie, so viel Anstrengung des Geistes gekostet hatte.

Was das Ballet selbst betrifft, so war Jedermann mit seinem Pas vertraut und konnte figuriren. Der König hatte beschlossen, einen Gegenstand der Ueberraschung daraus zu machen.

Er war auch kaum mit seiner Konferenz zu Ende und wieder in seinen Gemächern, als er seine zwei Ceremonienmeister Villeroy und Saint-Aignon rufen ließ.

Beide antworteten ihm, man warte nur auf seinen Befehl, man sei bereit anzufangen, aber daß er diesen Befehl geben könne, bedürfe es des schönen Wetters und einer günstigen Nacht.

Der König öffnete sein Fenster, der Goldstaub des Abends fiel vom Horizont durch die Risse des Gehölzes herab; schon trat der Mond weiß wie der Schnee am Himmel hervor.

Nicht eine Falte auf der Oberfläche des grünen Gewässers, selbst die Schwäne schienen, auf ihren geschlossenen Flügeln, wie Schiffe am Anker ruhend, sich behaglich von den Strömen der Luft, von der Frische des Wassers und der Stille eines herrlichen Abends durchdringen zu lassen.

Als der König alle diese Dinge gesehen, dieses prachtvolle Gemälde bewundert hatte, gab er den Befehl, den die Herren von Villeroy und von Saint-Aignon verlangten.

Damit dieser Befehl königlich ausgeführt würde, war eine letzte Frage unerläßlich; Ludwig stellte sie an seine zwei Cavaliere.

Die Frage hatte drei Worte:

„Habt Ihr Geld?"

„Nein," antwortete Saint-Aignon, „wir haben uns mit Herrn Colbert verständigt."

„Ah! sehr gut."

„Ja, Sire — und Herr Colbert hat gesagt, er werde bei Eurer Majestät sein, so bald sie die Absicht äußere, die Feste ausführen zu lassen, von denen sie das Programm gegeben."

„Er käme also."

Als hätte Colbert au den Thüren gehorcht, um sich von dem Gespräch in Kenntniß zu setzen, trat er ein, so bald der König seinen Namen vor den beiden Höflingen genannt hatte.

„Ah! sehr gut, Herr Colbert," sagte Seine Majestät. „An Eure Posten, Ihr Herren!"

Saint-Aignon und Villeroy verbeugten sich und traten ab.

Der König setzte sich in einen Lehnstuhl beim Fenster und sagte:

„Ich tanze diesen Abend ein Ballet, Herr Colbert."

„Dann bezahle ich morgen die Rechnungen, Sire."

„Wie so?"

„Ich habe den Lieferanten und Handwerksleuten versprochen, am Tage nachher, nachdem das Ballet stattgefunden, ihre Rechnungen zu bezahlen."

„Es sei, Herr Colbert, Ihr habt versprochen, bezahlt."

„Sehr wohl, Sire; doch um zu bezahlen, braucht man, wie Herr von Lesdiguières sagte, Geld."

„Wie! sind die von Herrn Fouquet versprochenen vier Millionen nicht abgeliefert worden? Ich vergaß, von Euch Rechenschaft darüber zu verlangen."

„Sire, Sie waren zur genannten Stunde bei Eurer Majestät."

„Nun?"

„Nun, Sire, die farbigen Gläser, die Feuerwerke, die Musiken und die Küchen haben die vier Millionen in acht Tagen aufgezehrt."

„Gänzlich?"

„Bis auf den letzten Sou. So oft Eure Maje-

stät die Ufer des großen Kanals zu beleuchten befahl, wurde so viel Oel verbrannt, als Wasser in den Bassins ist."

„Gut, gut, Herr Colbert. Ihr habt also kein Geld mehr?"

„Oh! ich habe keines mehr, doch Herr Fouquet hat."

Und es verbreitete sich über das Gesicht von Colbert ein unheilvoller Schimmer.

„Was wollt Ihr damit sagen?" fragte Ludwig.

„Sire, wir haben Herrn Fouquet schon sechs Millionen geben lassen. Er hat sie zu freundlich geliefert, als daß er nicht, wenn es nöthig wäre, noch mehr geben sollte. Nöthig ist es heute. Er muß sich also herbeilassen."

Der König faltete die Stirne und sprach, den Namen des Finanzmannes stark betonend:

„Herr Colbert, so verstehe ich es nicht; ich will nicht gegen einen meiner Diener Erpressungsmittel anwenden, die ihn beengen und belästigen und seinen Dienst hemmen."

Colbert erbleichte.

„Vor einiger Zeit sprach aber Eure Majestät diese Sprache nicht," sagte er, „zum Beispiel, als die Nachrichten von Belle-Isle ankamen."

„Ihr habt Recht, Herr Colbert."

„Seitdem hat sich jedoch nichts geändert, im Gegentheil . . ."

„In meinem Geiste hat sich Alles geändert, mein Herr."

„Wie dies, Sire? Eure Majestät glaubt nicht mehr an die Versuche?"

„Meine Angelegenheiten gehen nur mich an, Herr Unterintendant und ich habe Euch schon gesagt, daß ich sie selbst abmache."

„Dann sehe ich, daß ich das Unglück gehabt habe,

bei Eurer Majestät in Ungnade zu fallen," sprach Colbert zitternd vor Wuth und Angst.

„Keines Wegs, Ihr seid mir im Gegentheil sehr angenehm."

„Ei! Sire," erwiederte der Minister mit jenem so geschickt geheuchelten ungeschlachten Wesen, wenn es sich darum handelte, der Eitelkeit von Ludwig zu schmeicheln, „welchen Werth hat es, Euer Majestät angenehm zu sein, wenn man ihr nicht nützlich ist?"

„Ich will Eure Dienste für eine bessere Gelegenheit aufbewahren, und glaubt mir, sie werden darum nur um so mehr werth sein."

„Es ist also der Plan Eurer Majestät bei dieser Sache? . . ."

„Ihr braucht Geld, Herr Colbert?"

„Siebenmal hunderttausend Livres, Sire."

„Ihr nehmt sie aus meinem Privatschatz."

Colbert verbeugte sich.

„Und," fügte Ludwig bei, „da es schwierig scheint, daß Ihr trotz Eurer Sparsamkeit mit einer so geringen Summe die Ausgaben bestreitet, die ich machen will, so werde ich Euch einen Schein von drei Millionen unterzeichnen.

Der König nahm eine Feder und unterzeichnete sogleich. Dann übergab er das Papier Colbert und sagte:

„Seid unbesorgt, Herr Colbert, der Plan, den ich adoptirt habe, ist ein königlicher Plan."

Und nach diesen Worten, die er mit der ganzen Majestät sprach, die der junge Prinz unter gewissen Umständen anzunehmen wußte, entließ er Colbert, um den Schneidern Audienz zu geben.

Der vom König gegebene Befehl war in ganz Fontainebleau bekannt; man wußte schon, daß der König sein Kleid anprobirte und daß das Ballet am Abend getanzt werden sollte.

Diese Kunde lief mit der Geschwindigkeit des Blitzes

umher und entzündete auf ihrem Wege alle Coquetterien, alle Wünsche, alle ehrgeizigen Bestrebungen.

Auf der Stelle wurde Alles, was eine Nadel zu halten, Alles, was, wie Molière sagt, ein Wamms von einer Hose zu unterscheiden wußte, herbeigerufen, um den Elegans und Damen als Hülfsmacht zu dienen.

Der König hatte seine Toilette um neun Uhr beendigt; er erschien in seiner offenen und mit Blättern und Blumen geschmückten Caroſſe.

Die Königinnen hatten auf einer prächtigen am Ufer des Teichs in einem Theater von wunderbarer Zierlichkeit errichteten Estrade Platz genommen.

Um fünf Uhr hatten die Zimmerleute alle Stücke zur eingelegten Arbeit dieses Theaters zusammengesetzt. Die Tapeziere hatten ihre Tapeten aufgespannt, ihre Sitze geordnet, und wie auf das Signal eines Zauberstabs hatten tausend Arme, sich gegenseitig unterstützend, statt sich zu hindern und zu beengen, das Gebäude an diesem Ort beim Klang von Musiken errichtet, während schon die Feuerwerker das Theater und das Ufer des Teiches mit einer unberechenbaren Anzahl von Kerzen beleuchteten.

Da der Himmel sich bestirnte und keine Wolke hatte, da man nicht einen Hauch der Luft in den großen Bäumen hörte, als fügte sich die Nacht in die Phantasie des Prinzen, so hatte man den Hintergrund des Theaters offen gelassen. So erblickte man hinter den ersten Plänen der Decoration als Hintergrund den von Sternen rieselnden schönen Himmel, die Wasserfläche entzündet von Feuern, die sich darin spiegelten, und die bläuliche Silhouette der großen Massen von Bäumen mit den gerundeten Gipfeln.

Als der König erschien, war der ganze Saal voll, und bot eine Gruppe funkelnd vor Gold und Edelgestein, in der der erste Blick keine Physignomie unterscheiden konnte.

Allmälig, wenn sich der Blick an so viel Glanz

gewöhnt, erschienen die seltensten Schönheiten, wie am Abendhimmel die Gestirne, einer nach dem andern, für denjenigen, welcher die Augen geschlossen hat und sie wieder öffnet.

Das Theater stellte ein Lustwäldchen vor; einige Faune hüpften, ihre gespaltenen Füße aufhebend, da und dort umher; eine Dryade kam zum Vorschein und reizte sie zur Verfolgung an; Andere verbanden sich mit ihr, um sie zu vertheidigen und man stritt sich tanzend.

Plötzlich sollten, um Ordnung und Frieden wieder herzustellen, der Frühling und sein ganzer Hof erscheinen.

Die Elemente, untergeordnete Mächte der Mythologie mit ihren Attributen, stürzten auf der Spur ihres huldreichen Gebieters nach.

Die Jahreszeiten, Verbündete des Frühlings, kamen an seiner Seite, um eine Quadrille zu bilden, die, auf mehr oder minder schmeichelhafte Worte, den Tanz in Angriff nahm. Die Musik, Hautbois, Flöten und Violen, malte die ländlichen Vergnügungen.

Jetzt trat der König unter einem Beifallsdonner ein.

Er war in eine Tunique gekleidet, die, statt sie zu beschweren, seine schlanke, wohl geformte Taille entfesselte. Sein Bein, eines der zierlichsten des Hofes, erschien vortheilhaft, in einem Strumpf von fleischfarbiger Seide, so feiner und so durchsichtiger Seide, daß man das Fleisch selbst zu sehen glaubte.

Die reizendsten Schuhe von helllila Atlaß, mit Mäschchen von Blumen und Blättern umschloßen seinen kleinen Fuß.

Die Büste stand im Einklang mit dieser Base; schöne wogende Haare, eine frische Miene, erhöht durch den Glanz schöner blauer Augen, welche sanft die Herzen durchbrannten, ein Mund mit Appetit erregenden Lippen, der sich huldvoll öffnete, um zu lächeln, dies war der Fürst, den man mit Recht an diesem Abend den König aller Liebesgötter genannt hätte.

Er hatte in seinem Wesen etwas von der leichten Majestät eines Gottes. Er tanzte nicht, er schwebte.

Diese Erscheinung machte also den glänzendsten Eindruck. Plötzlich erblickte man den Grafen von Saint-Aignon, der sich dem König und Madame zu nähern suchte.

Die Prinzessin, bekleidet mit einer langen Robe, durchsichtig und leicht, wie das Gewebe der geschickten Frauen von Mecheln, das Knie zuweilen unter den Falten der Tunique hervortretend, ihren kleinen Fuß mit Seide bekleidet, schritt strahlend mit ihrem Gefolge von Bacchantinnen einher, und berührte schon den Platz, der ihr zum Tanzen bezeichnet war.

Der Beifallssturm dauerte so lange, daß der Graf alle Muße hatte, den König, der auf einer Spitze stehen geblieben war, zu erreichen.

„Was gibt es, Saint-Aignon?" fragte der König.

„Mein Gott! Sire," erwiederte der Höfling ganz bleich, „Eure Majestät hat nicht an den Pas der Früchte gedacht."

„Doch, er ist gestrichen."

„Nein, Sire, Eure Majestät hat keinen Befehl hiezu gegeben und die Musik hat ihn beibehalten."

„Das ist ärgerlich," murmelte der König. „Dieser Pas läßt sich nicht ausführen, da Herr von Guiche abwesend ist. Er muß wegbleiben."

„Oh! Sire, eine Viertelstunde Musik ohne Tänze, das wird kalt sein, um das Ballet zu tödten."

„Aber, Graf, dann . . ."

„Oh! Sire, darin liegt das große Unglück nicht; denn im Ganzen würde das Orchester im Nothfall so gut als möglich abkürzen, aber . . ."

„Was aber?"

„Herr von Guiche ist hier."

„Hier!" rief der König, die Stirne faltend, „hier? .. seid Ihr dessen sicher?"

„Ganz für das Ballet gekleidet, Sire."

Der König fühlte, daß ihm die Röthe ins Geſicht ſtieg.

„Ihr werdet Euch getäuſcht haben," ſagte er.

„So wenig, Sire, daß Eure Majeſtät nur rechts ſchauen darf, der Graf wartet."

Ludwig wandte ſich raſch nach dieſer Seite, und zu ſeiner Rechten, ſtrahlend vor Schönheit unter ſeinem Gewande des Herbſtes, wartete Gulche, daß der König ihn anſchaute, um das Wort an ihn zu richten.

Das Erſtaunen des Königs, das von Monſieur, der ſich unruhig in ſeiner Loge hin- und herbewegte, das Geflüſter, das Schwanken der Köpfe im Saal, die ſeltſame Beſtürzung von Madame beim Anblick ihres Partners zu ſchildern, iſt eine Aufgabe, die wir Geſchickteren überlaſſen.

Der König ſchaute den Grafen mit offenem Mund an.

Dieſer näherte ſich ihm ehrfurchtsvoll gebückt und ſprach:

„Sire, der demüthigſte Unterthan Eurer Majeſtät, kommt, um ihr an dieſem Tag Dienſt zu thun, wie er es an Schlachttagen gethan hat. Der König würde, wenn der Pas der Früchte wegbliebe, die ſchönſte Scene ſeines Ballets verlieren. Ich wollte nicht, daß ein ſolcher Schaden von mir für die Schönheit, die Geſchicklichkeit und die Anmuth des Königs herrührte, und verließ meine Pächter, um meinem Fürſten zu Hülfe zu kommen."

Jedes von dieſen Worten fiel, abgemeſſen, harmoniſch beredt in das Ohr von Ludwig XIV. Die Schmeichelei gefiel ihm eben ſo ſehr, als ihn der Muth in Erſtaunen ſetzte. Er beſchränkte ſich darauf, daß er erwiederte:

„Ich habe Euch nicht zurückkommen heißen, Graf."

„Allerdings, Sire, aber Eure Majeſtät hieß mich auch nicht bleiben."

Der König fühlte, daß die Zeit verlief. Verlängerte ſich die Scene, ſo konnte ſie Alles in Verwirrung

bringen. Ein einziger Schatten auf diesem Gemälde verdarb es ohne Rettungsmittel.

Des Königs Herz war überdies voll guter Gedanken; er hatte aus den so beredten Augen von Madame eine neue Eingebung geschöpft.

Der Blick von Henriette hatte ihm gesagt:

„Da man auf Euch eifersüchtig ist, so theilt den Argwohn; wer zwei Nebenbuhlern mißtraut, mißtraut keinem."

Mit dieser geschickten Diversion trug Madame den Sieg davon.

Der König lächelte Guiche zu.

Guiche begriff kein Wort von der stummen Sprache von Madame. Er sah nur, daß sie sich stellte, als schaute sie ihn nicht an. Die Begnadigung, die er erlangt, schrieb er dem Herzen der Prinzessin zu. Der König wußte dafür Jedermann Dank.

Monsieur allein begriff nicht.

Das Ballet begann, es war glänzend.

Als die Violinen durch ihren Aufschwung die erhobenen Tänzer entführten, als die naive Pantomime jener Zeit, noch naiver, als das sehr mittelmäßige Spiel der hohen Histrionen seinen Culminationspunkt des Triumphes erreicht hatte, brach der Saal beinahe unter dem Beifallssturm ein.

Guiche glänzte wie eine Sonne, aber wie eine Höflingssonne, die sich in die zweite Rolle fügt.

Den Succeß verachtend, für den ihm Madame keine Erkenntlichkeit zeigte, dachte er nur daran, muthig die sichtbare Bevorzugung der Prinzessin wieder zu erlangen.

Sie schenkte ihm nicht einen einzigen Blick.

Nach und nach verloschen seine ganze Freude, sein ganzer Glanz im Schmerz und in der Unruhe, so daß seine Beine schlaff, seine Arme träge, sein Kopf dumm wurden.

Von diesem Augenblick an war der König wirklich der erste Tänzer der Quadrille.

Er warf einen Seitenblick auf seine besiegten Nebenbuhler.

Guiche war nicht einmal mehr Höfling; er tanzte schlecht ohne Schmeichelei; bald tanzte er gar nicht mehr.

Der König und Madame triumphirten.

XXII.

Die Nymphen des Parkes von Fontainebleau.

Der König verharrte einen Augenblick im Genusse seines Triumphes, der, wie gesagt, so vollständig, als möglich, war.

Dann wandte er sich gegen Madame, um sie seinerseits auch ein wenig zu bewundern.

Die jungen Leute lieben vielleicht mit mehr Lebhaftigkeit, mit mehr Gluth, mit mehr Leidenschaft, als die Menschen von einem reifen Alter; aber es sind zugleich bei ihnen alle andere Gefühle nach Maßgabe ihrer Jugend und ihrer Kraft entwickelt, so daß da in ihnen die Eitelkeit beinahe immer das Aequivalent der Liebe ist, letzteres Gefühl, bekämpft durch die Gesetze des Gleichgewichts, nie den Grad der Vollkommenheit erlangt, den es bei Männern und Frauen von dreißig bis fünfunddreißig Jahren erreicht.

Ludwig dachte gern an Madame, doch erst nachdem er sehr an sich gedacht hatte, und Madame dachte viel an sich selbst, vielleicht ohne im mindesten an den König zu denken.

Und das Opfer dieser Liebe und Eitelkeit der königlichen Personen war Guiche.

Es konnte auch Jedermann zugleich die Aufregung und die Niedergeschlagenheit des armen Cavaliers wahr-

nehmen, und dieſe Niedergeſchlagenheit beſonders wurde um ſo mehr bemerkbar, als man nicht gewohnt war, ſeine Arme fallen, ſeinen Kopf ſchwer werden, ſeine Augen ihre Flamme verlieren zu ſehen. Man pflegte nicht beſorgt für ihn zu ſein, wenn es ſich um eine Frage des Geſchmacks und der Eleganz handelte.

Die Niederlage von Guiche wurde auch von der Mehrzahl ſeiner Gewandtheit als Höfling zugeſchrieben.

Doch Andere — die hellſehenden Augen finden ſich bei Hofe — Andere bemerken auch ſeine Bläſſe und Abgeſpanntheit, eine Bläſſe und Abgeſpanntheit, die er weder heucheln noch verbergen konnte, und ſie ſchloßen mit Recht daraus, Guiche ſpiele keine Komödie der Schmeichelei.

Dieſe Leiden, dieſe Siege, dieſe Commentare umhüllten, vermengten, verloren ſich im Lärmen des Beifallsſturms.

Als aber die Königinnen ihre Zufriedenheit, die Zuſchauer ihren Enthuſiasmus bezeigt hatten, als der König in ſeine Loge gegangen war, um ſein Coſtüme zu wechſeln, während Monſieur, ſeiner Gewohnheit gemäß als Frau gekleidet, ebenfalls tanzte, näherte ſich Guiche, der wieder ein wenig zu ſich gekommen war, Madame, welche, im Hintergrunde des Theaters ſitzend, auf den zweiten Auftritt wartete, und ſich mitten unter der Menge eine Einſamkeit gemacht hatte, als dächte ſie zum Voraus über ihre oregraphiſchen Effekte nach.

Man begreift, daß ſie, ganz in dieſes ernſte Nachſinnen verſunken, nicht ſah, oder ſich ſtellte, als ſähe ſie nicht, was um ſie her vorging.

Zwei von ihren Ehrenfräuleins, welche als Hamadryaden gekleidet waren, wichen, als ſie bemerkten, daß Guiche ſich näherte, aus Achtung zurück.

Guiche ſchritt alſo mitten unter dem Kreiſe heran und verbeugte ſich vor ihrer Königlichen Hoheit.

Aber ihre Königliche Hoheit, hatte ſie nun die Be-

grüßung bemerkt oder nicht bemerkt, wandte nicht einmal den Kopf um.

Ein Schauer durchlief die Adern des Unglücklichen; eine solche völlige Gleichgültigkeit erwartete er nicht; er, der nichts gesehen, er, der nichts erfahren hatte und folglich nichts errathen konnte.

Als er sah, daß sein Gruß keine Erwiederung erhielt, trat er einen Schritt näher, und sprach mit einer Stimme, die er, jedoch vergebens, ruhig zu machen sich anstrengte:

„Ich habe die Ehre, Madame, meinen unterthänigsten Respekt zu bezeigen."

Diesmal ließ sich Ihre Königliche Hoheit herab, ihre schmachtenden Augen gegen den Grafen zu wenden.

„Ah! Herr von Guiche," sagte sie, „Ihr seid es? Guten Tag."

Und sie drehte sich wieder um.

Die Geduld wäre dem Grafen beinahe ausgegangen. Doch er fuhr fort:

„Eure Königliche Hoheit tanzte vorhin zum Entzücken."

„Ihr findet das," sagte Madame mit gleichgültigem Ton.

„Ja, die Person ist ganz diejenige, welche sich für den Charakter Ihrer Königlichen Hoheit eignet."

Madame wandte sich ganz um und fragte, als sie Guiche mit seinem klaren, starren Auge erblickte:

„Wie so?"

„Allerdings."

„Erklärt Euch."

„Ihr stellt eine schöne, hochmüthige und flüchtige Gottheit vor."

„Ihr sprecht von Pomona, Herr Graf?"

„Ich spreche von der Göttin, welche Eure Königliche Hoheit vorstellt."

Madame drückte einen Augenblick die Lippen zusammen und erwiederte dann:

„Aber Ihr, mein Herr, seid Ihr nicht auch ein vollkommener Tänzer?"

„Oh! ich, Madame, ich gehöre zu denjenigen, die man nicht auszeichnet, und die man vergißt, wenn man sie zufällig ausgezeichnet hat."

Nach diesen Worten, die er mit einem von jenen Seufzern begleitete, welche die letzten Fiebern des Seins beben machen, verbeugte sich der Graf, das Herz voll Beklommenheit, den Kopf in Flammen, das Auge irrend, und zog sich hinter das Gebüsch von Leinwand zurück.

Madame zuckte, statt jeder Antwort, leicht die Achseln.

Und da sich ihre Ehrendamen, wie wir gesagt, aus Diskretion während des Gesprächs zurückgezogen hatten, so rief sie Madame mit dem Blick zu sich.

Es waren die Fräulein von Tonnay Charente und Montalais.

Auf das Zeichen von Madame näherten sich Beide voll Eifer.

„Habt Ihr gehört, meine Fräulein?" fragte die Prinzessin.

„Was, Madame?"

„Was der Herr Graf von Guiche gesagt hat?"

„Es ist in der That merkwürdig," fuhr die Prinzessin mit dem Ausdruck des Mitleids fort, „wie hat doch die Verbannung den Geist des armen Herrn von Guiche ermüdet?"

Und noch lauter, als befürchtete sie, der Unglückliche könnte ein Wort verlieren, fuhr sie fort:

„Zuerst hat er schlecht getanzt und hernach nur Armseligkeiten gesprochen."

Dann stand sie auf und trällerte die Melodie, auf die sie tanzen sollte.

Guiche hatte Alles gehört, der Pfeil drang in die tiefste Tiefe seines Herzens und zerriß es.

Auf die Gefahr, die ganze Ordnung des Festes

durch seinen Trotz zu stören, entfloh er, sein schönes Gewand des Herbstes in Fetzen zerreißend, und auf seinem Wege die Weinblätter, die Maulbeeren, die Mandelblätter und alle die künstlichen Attribute seiner Gottheit ausstreuend.

Eine Viertelstunde später war er auf dem Theater zurück. Doch es läßt sich leicht begreifen, nur eine mächtige Anstrengung der Vernunft gegen die Thorheit, oder — das Herz ist so beschaffen, oder die Unmöglichkeit, kürzer von der entfernt zu bleiben, die ihm das Herz brach, konnte ihn zurückführen.

Madame vollendete ihren Pas.

Sie sah ihn, schaute ihn aber nicht an, und er drehte ihr, grimmig, wüthend, seinerseits den Rücken zu, als sie, geleitet von ihren Nymphen und gefolgt von hundert Schmeichlern, an ihm vorüberkam.

Mittlerweile saß am andern Ende des Theaters beim Teich eine Frau, die Augen starr auf eines der Fenster des Theaters geheftet.

Aus diesem Fenster kamen Lichtwogen hervor.

Dieses Fenster war das der königlichen Loge.

Als Guiche das Theater verließ und die Luft suchte, der er so sehr bedurfte, kam er an dieser Frau vorüber und grüßte sie.

Sie, als sie den jungen Mann erblickte, stand auf, wie eine Frau, welche inmitten von Ideen überrascht wird, die sie so gern vor sich selbst verbergen möchte.

Guiche erkannte sie und blieb stehen.

„Guten Abend, mein Fräulein," sagte er lebhaft.

„Guten Abend, Herr Graf."

„Ah! Fräulein de la Vallière," fuhr Guiche fort, wie glücklich bin ich, daß ich Euch treffe."

„Und mich macht dieser Zufall auch sehr glücklich, Herr Graf," sagte sie, während sie eine Bewegung machte, um sich zu entfernen.

„Oh! nein! nein! verlaßt mich nicht," sagte

Guiche, die Hand nach ihr ausstreckend; „denn Ihr würdet die guten Worte, die Ihr so eben gesprochen, Lügen strafen. Bleibt, ich bitte Euch; es ist der schönste Abend der Welt. Ihr flieht das Geräusch! Ihr liebt es, in Eurer Gesellschaft allein zu sein! Ja, ich begreife das; alle Frauen, welche Gemüth haben, sind so. Nie wird man eine Frau in dem Wirbel aller dieser lärmenden Belustigungen sich langweilen sehen! Oh! mein Fräulein! mein Fräulein!"

„Aber, was habt Ihr denn, Herr Graf?" fragte La Vallière mit einer gewissen Angst; „Ihr scheint so aufgeregt."

„Ich? Nein, nein."

„Dann erlaubt mir, Herr von Guiche, Euch hier den Dank zu sagen, denn ich bei der nächsten Gelegenheit gegen Euch auszusprechen im Sinne hatte. Ich weiß, ich habe es Eurer Protektion zu verdanken, daß ich unter die Ehrenfräulein von Madame aufgenommen worden bin."

„Ah! ja, wahrhaftig, ich erinnere mich und wünsche mir Glück dazu, mein Fräulein. Liebt Ihr Einen?"

„Ich!"

„Oh! verzeiht, ich weiß nicht, was ich spreche; ich bitte tausendmal um Verzeihung; Madame hatte Recht; diese ungeschlachte Verbannung hat meinen Geist völlig in Verwirrung gebracht."

„Aber der König hat Euch gut aufgenommen, wie mir scheint, Herr Graf."

„Findet Ihr . . . gut aufgenommen . . . vielleicht . . . ja."

„Allerdings, gut aufgenommen, denn Ihr kommt ohne Erlaubniß von ihm zurück."

„Es ist wahr, und ich glaube, daß Ihr Recht habt, mein Fräulein. Doch, habt Ihr den Herrn Vicomte von Bragelonne nicht hier gesehen?"

La Vallière bebte bei dieſem Namen.

„Warum dieſe Frage?“ ſagte ſie.

„Oh! mein Gott, ſollte ich Euch abermals verletzen?“ rief Guiche; „dann bin ich ſehr unglücklich, ſehr zu beklagen.“

„Ja, ſehr unglücklich, ſehr zu beklagen, Herr von Guiche, denn Ihr ſcheint entſetzlich zu leiden.“

„Oh! mein Fräulein, warum habe ich nicht eine ergebene Schweſter, eine wahre Freundin!“

„Ihr habt Freunde, Herr Graf, und der Herr Vicomte von Bragelonne, von dem Ihr ſo eben ſprachet, gehört, wie mir ſcheint, zu Euren Freunden.“

„Ja, ja, in der That, er iſt einer meiner Freunde. Gott befohlen, mein Fräulein, empfangt meinen ganzen Reſpekt.“

Und er entfloh wie ein Wahnſinniger längs dem Teich.

Sein ſchwarzer Schatten glitt wachſend unter den glänzenden Eibenbäumen hin.

La Vallière ſchaute ihm eine Zeit lang mitleidig nach.

„Oh! ja, ja,“ ſagte ſie, „er leidet, und ich fange an, zu begreifen, warum.“

Kaum hatte ſie dieſe Worte geſprochen, als ihre Gefährtinnen, die Fräulein von Montalais und von Tonnay-Charente, herbeiliefen.

Sie hatten ihren Dienſt beendigt, ihre Nymphenkleider abgelegt, und kehrten freudig über die ſchöne Nacht, über den günſtigen Erfolg des Abends zurück, um ihre Freundin aufzuſuchen.

„Wie, ſchon,“ ſagte ſie. „Wir glaubten, zuerſt an dem Ort, wo wir uns zuſammenbeſchieden, einzutreffen.“

„Ich bin ſeit einer Viertelſtunde hier,“ erwiederte La Vallière.

„Hat Euch der Tag nicht beluſtigt?“

„Nein.“

„Und das ganze Schauspiel?"

„Ebensowenig. Was das Schauspiel betrifft, so liebe ich viel mehr das dieser dunklen Gehölze, in deren Hintergrund da und dort ein Licht glänzt, das wie ein rothes Auge, bald offen, bald geschlossen, vorüberzieht."

„Sie ist eine Dichterin, diese La Vallière," sagte Tonnay-Charente.

„Das heißt, unerträglich," bemerkte Montalais. „So oft es sich darum handelt, zu lachen oder sich mit etwas zu belustigen, weint sie; so oft es sich für uns andere Frauen darum handelt, über verlorene und verletzte Eitelkeit, über effektlosen Putz zu weinen, lacht La Vallière."

„Oh! ich, was mich betrifft," sagte Fräulein von Tonnay-Charente, „ich kann nicht von einem solchen Charakter sein. Ich bin Frau und zwar Frau, wie man es nicht ist; wer mich liebt, schmeichelt mir, wer mir schmeichelt, gefällt mir durch seine Schmeichelei, und wer mir gefällt . . ."

„Nun, Du vollendest nicht," sagte Montalais.

„Das ist zu schwierig," erwiederte Fräulein von Tonnay-Charente, ein schallendes Gelächter aufschlagend. „Vollende für mich, Du, die Du so viel Geist hast."

„Und Ihr, Louise," sagte Montalais, „gefällt man Euch?"

„Das geht Niemand etwas an," erwiederte La Vallière, während sie von der Moosbank aufstand, auf der sie, so lange das Ballet gedauert hatte, ausgestreckt geblieben war. „Nun, meine Fräulein, wir haben den Plan gefaßt, uns diese ganze Nacht ohne Aufseher und Escorte zu belustigen. Wir sind zu drei, wir haben Gefallen an einander, das Wetter ist herrlich, schaut dort, seht den Mond, der sachte am Himmel aufsteigt und die Gipfel der Kastanienbäume und Eichen versilbert. Ah! der schöne Spaziergang! oh! die schöne Frei-

heit, das zarte Gras des Waldes! Die schöne Gunst, die mir Eure Freundschaft erzeigt; nehmen wir uns am Arm und gehen wir unter die großen Bäume; sie sitzen jetzt Alle bei der Tafel und sind beschäftigt, sich für eine Prunkpromenade zu schmücken; man sattelt die Pferde, man spannt die Wagen an, die Maulthiere der Königin oder die vier weißen Stuten von Madame. Wir erreichen rasch einen Ort, wo kein Auge uns erräth, wo Niemand auf unserer Spur folgt. Ihr erinnert Euch, Montalais, der Gehölze von Charerny und Chambord, der Pappelbäume ohne Ende von Blois. Wir haben dort viele Hoffnungen ausgetauscht."

„Auch viele Bekenntnisse."

„Ja."

„Ich," sprach Fräulein von Tonnay-Charente, „ich danke Euch viel; doch nehmt Euch in Acht . . ."

„Sie sagt unser," bemerkte Montalais, „so daß, was Fräulein von Tonnay-Charente denkt, Athenais allein weiß."

„Stille!" rief Fräulein de La Vallière, „ich höre Schritte, welche von jener Seite kommen."

„Geschwinde! geschwinde! in die Schilfrohre," sagte Montalais, „bückt Euch, Athenais, Ihr seid so groß."

Fräulein von Tonnay-Charente bückte sich merklich.

Beinahe in demselben Augenblick sah man zwei Cavaliere herbeikommen, welche, den Kopf gesenkt, die Arme verschlungen, auf dem feinen Sand der mit dem Ufer parallelen Allee gingen.

Die Frauen machten sich klein, unbemerkbar.

„Es ist Herr von Guiche," sagte Montalais Fräulein von Tonnay-Charente ins Ohr.

„Es ist Herr von Bragelonne," sagte diese der la Vallière ins Ohr.

Die zwei jungen Leute kamen mit belebter Stimme sprechend, immer näher.

„Hier war sie so eben," sagte der Graf, „hätte ich

sie nur gesehen, so würde ich sagen, es sei eine Erscheinung gewesen, aber ich habe mit ihr gesprochen."

„Ihr seid also Eurer Sache sicher."

„Ja, doch ich habe ihr vielleicht bange gemacht."

„Wie so?"

„Ei! mein Gott, ich war noch verrückt über das Bewußte und so wird sie meine Reden nicht begriffen und Angst bekommen haben."

„Ah!" sagte Bragelonne, „seid unbesorgt, mein Freund. Sie ist gut, und wird Euch entschuldigen; sie hat Geist, und wird Euch begreifen."

„Ja. Aber wenn sie begriffen, nur zu gut begriffen hat . . ."

„Nun?"

„Und wenn sie spricht."

„Oh! Ihr kennt Louise nicht, Graf," sprach Raoul. „Louise hat alle Tugenden, und nicht einen einzigen Fehler."

Und die jungen Leute gingen vorbei, und wie sie sich entfernten, verloren sich ihre Stimmen allmälig.

„Wie, la Vallière," fragte Fräulein von Tonnay-Charente, „der Herr Vicomte von Bragelonne hat, von Euch sprechend, Louise gesagt? Wie kommt das?"

„Wir sind mit einander erzogen worden und kannten uns schon als Kinder," antwortete Fräulein de la Vallière.

„Und dann ist Herr von Bragelonne Dein Bräutigam, das weiß Jedermann."

„Oh! ich wußte es nicht. Ist es wahr, mein Fräulein?"

„Das heißt," erwiederte Louise erröthend, „das heißt, Herr von Bragelonne hat mir die Ehre erwiesen, mich um meine Hand zu bitten . . . Aber . . ."

„Was aber?"

„Aber es scheint, der König . . ."

„Nun?"

„Der König will seine Einwilligung zu dieser Heirath nicht geben.“

„Ei! warum der König? und was ist der König?“ rief Aure mit Unwillen; „hat denn der König das Recht, sich in solche Dinge zu mischen? Die Poulitique ist die Poulitique, wie Herr von Mazarin sagte, aber die Liebe ist die Liebe. Wenn Du also Herrn von Bragelonne liebst, und er Dich liebt, heirathet Euch. Ich gebe Euch meine Einwilligung.“

Athenais lachte.

„Oh! ich spreche im Ernste,“ sagte Montalais, „und ich denke, meine Meinung ist in dieser Sache so viel werth, als die des Königs. Nicht wahr, Louise?“

„Ah! die Herren sind vorübergegangen,“ sagte Louise; „benützen wir die Einsamkeit, um über die Wiese zu gehen und uns in den Wald zu werfen.“

„Um so mehr,“ versetzte Athenais, „als Lichter vom Schlosse und vom Theater ausgehen, die mir einer hohen Gesellschaft vorangetragen zu werden scheinen.“

„Laßt uns laufen,“ sagten alle Drei.

Und anmuthig die langen Falten ihrer seidenen Kleider aufhebend, durchschritten sie leicht den Raum, der sich zwischen dem Teich und dem schattigsten Theil des Parkes erstreckte.

Montalais behende wie eine Hirschkuh, Athenais glühend wie eine junge Wölfin, sprangen im trockenen Gras, und ein verwegener Acteon hätte zuweilen im Halbschatten ihr reines, kühnes Bein sich unter dem dichten Umriß ihrer atlassenen Röcke hervorheben sehen.

Zarter und schamhafter ließ la Valière ihre Röcke flattern; auch durch die Schwäche ihres Beines aufgehalten, bat sie bald um Gnade, und dadurch, daß sie zurückblieb, nöthigte sie ihre Gefährtinnen, auf sie zu warten.

In diesem Augenblick stieg ein in einem Graben voll junger Weidenschößlinge verborgener junger Mann

rasch auf die Böschung dieses Grabens herauf und lief in der Richtung des Schlosses weg.

Die drei Frauen erreichten ihrerseits den Saum des Parkes, dessen Alleen ihnen sämmtlich bekannt waren.

Große blühende Hecken erhoben sich um die Gräben; geschlossene Schranken beschützten auf dieser Seite den Spaziergänger gegen den Einbruch der Pferde und Calechen.

Man hörte in der That in der Ferne auf dem festen Boden der Wege die Caroſſen der Königinnen und von Madame rollen. Mehrere Cavaliere folgten ihnen mit dem durch die cadenzirten Verse von Virgil so gut nachgeahmten Geräusch.

Einige Musiken antworteten auf das Geräusch, und wenn die Harmonieen aufhörten, sandte die Nachtigall, eine Sängerin voll Stolz, der Gesellschaft, die sie unter den Schatten versammelt fühlte, die verflochtensten, die lieblichsten und die gescheitesten Lieder zu.

In der Nähe der Sängerin glänzten im schwarzen Grund der großen Bäume die Augen einer für den Gesang empfindlichen Nachteule.

So daß dieses Fest des ganzen Hofes auch zugleich das Fest der geheimnißvollen Gäste des Waldes war; denn sicherlich lauschte die Hirschkuh in ihrem Gebüsch, der Fasan auf seinem Zweig, der Fuchs in seinem Bau.

Man errieth das Leben dieser ganzen nächtlichen und unsichtbaren Bevölkerung, aus den ungestümen Bewegungen, welche plötzlich in den Blättern vorgingen.

Dann stießen die Nymphen des Waldes einen kleinen Schrei aus; sogleich aber wieder beruhigt, lachten sie und setzten ihren Marsch fort.

Und sie kamen so zu der Königseiche, einem ehrwürdigen Ueberrest von einer Eiche, die in ihrer Jugend die Seufzer von Heinrich II. für die schöne Diana, von Poitiers, und später die von Heinrich IV. für die schöne Gabriele d'Estrées gehört hatte.

Unter dieser Eiche hatten die Gärtner das Moos und den Rasen so aufgehäuft, daß wie auf einem Rundsitze die müden Glieder des Königs besser auszuruhen im Stande gewesen waren.

Der Stamm des Baumes bildete eine knorrige, aber für vier Personen hinreichend breite Lehne.

Unter den Aesten, welche schräge gegen den Stamm zuliefen, verloren sich die Stimmen zum Himmel durchsickernd.

XXIII.

Was unter der Königseiche gesprochen wurde.

Es lag in der Milde der Luft, in der Stille des Blätterwerks eine stumme Aufforderung für diese jungen Frauen, sogleich das muthwillige Gespräch in ein ernsteres zu verwandeln.

Diejenige, deren Charakter der heiterste war, Montalais, neigte sich zuerst hiezu.

Sie fing mit einem schweren Seufzer an und sprach dann:

„Welche Freude, uns hier frei, allein und berechtigt zu fühlen, offenherzig, besonders gegen uns selbst, zu sein."

„Ja," sagte Fräulein von Tonnay-Charente, „denn der Hof, so glänzend er ist, verbirgt immer eine Lüge unter den Falten des Sammets, oder unter dem Feuer der Diamanten."

„Ich," entgegnete la Vallière, „ich lüge nie; wenn ich nicht die Wahrheit sagen kann, schweige ich."

„Ihr werdet nicht lange in Gunst sein, meine Liebe," versetzte Montalais; „es ist hier nicht wie in Blois, wo wir der alten Madame allen unsern Aerger und alle unsere Begierden mittheilten. Madame hatte

ihre Tage, wo sie sich jung gewesen zu sein erinnerte. Jeder, der an solchen Tagen mit Madame sprach, fand eine aufrichtige Freundin an ihr. Madame erzählte uns ihre Liebschaft mit Monsieur und wir erzählten ihr seine Liebschaften mit Andern, oder wenigstens die Gerüchte, die man über seine Galanterieen in Umlauf gebracht hatte. Arme Frau, so unschuldig! sie lachte darüber, und wir auch; wo ist sie nun?"

„Ah! Montalais, lustige Montalais," rief la Vallière, „nun seufzest Du abermals; das Gehölz inspirirt Dich und Du bist diesen Abend beinahe vernünftig."

„Meine Fräulein," sagte Athenais, „Ihr müßt den Verlust der Annehmlichkeiten des Hofes von Blois nicht so sehr bedauern, daß Ihr Euch bei uns nicht glücklich findet. Ein Hof ist der Ort, wohin die Männer und die Frauen kommen, um über Dinge zu plaudern, welche die Mütter und Vormünder, die Beichtväter besonders mit aller Strenge verbieten. Bei Hofe sagt man sich Dinge unter dem Privilegium des Königs und der Königinnen; ist das nicht angenehm?"

„Oh! Athenais," rief Louise erröthend.

„Athenais ist heute Abend offenherzig, benützen wir es," sprach Montalais.

„Ja, benützen wir es, denn man würde mir heute Abend die tiefsten Geheimnisse meines Herzens entreißen."

„Ah! wenn Herr von Montespan da wäre," sagte Montalais.

„Ihr glaubt, ich liebe Herrn von Montespan?" flüsterte das schöne Mädchen.

„Ich denke, er ist schön."

„Ja, und das ist kein geringer Vorzug in meinen Augen."

„Ihr seht wohl."

„Ich sage noch mehr, er ist von allen Männern, welche man hier sieht, der schönste und der . . ."

„Was hörte man dort?“ fragte la Vallière, indem sie eine hastige Bewegung auf der Moosbank machte.

„Ein Hirsch, der durch die Zweige flieht.“

„Ich fürchte mich nur vor den Männern,“ sagte Athenais.

„Wenn sie nicht Herrn von Montespan gleichen.“

„Endiget diese Spötterei, Herr von Montespan hat Aufmerksamkeiten gegen mich, doch das verpflichtet zu nichts. Haben wir nicht Herrn von Guiche hier, der so aufmerksam gegen Madame ist.“

„Armer, armer Junge!“ seufzte la Vallière.

„Warum arm?... Madame ist, denke ich, schön und vornehm genug.“

La Vallière schüttelte schmerzlich den Kopf und erwiederte:

„Wenn man liebt, so ist es weder die schöne, noch die vornehme Dame; meine theuren Freundinnen, wenn man liebt, müssen es das Herz und die Augen allein des geliebten Gegenstands sein.“

Montalais lachte laut auf.

„Herz, Augen, oh! Zuckerwerk,“ sagte sie.

„Ich spreche für mich,“ erwiederte la Vallière.

„Edle Gefühle!“ sprach Athenais mit einer Protectorsmiene, aber mit einer kalten Miene.

„Habt Ihr sie nicht, mein Fräulein?“ fragte Louise.

„Vollkommen, mein Fräulein; doch ich fahre fort: wie kann man einen Menschen beklagen, der einer Frau wie Madame seine Huldigungen darbringt? Findet ein Mißverhältniß statt, so ist es auf Seiten des Grafen.“

„Oh! nein, nein,“ rief Montalais, „es ist auf Seiten von Madame.“

„Erklärt Euch.“

„Ich erkläre mich. Madame hat nicht einmal das Verlangen, zu erfahren, was Liebe ist. Sie spielt mit diesem Gefühl, wie die Kinder mit dem Feuerwerk, von dem ein Funke einen Palast in Brand stecken würde.

Das glänzt, mehr braucht es nicht. Gold, Freude, Liebe, das ist das Gewebe, aus dem ihr Leben bestehen soll. Herr von Guiche wird diese erhabene Dame lieben; sie wird ihn nicht lieben."

Athenais brach in ein verächtliches Gelächter aus.

„Liebt man?" sagte sie; „wo sind Eure edlen Gefühle von vorhin? Liegt die Tugend einer Frau nicht in der muthigen Verweigerung jeder Liebesintrique mit Consequenz? Eine gut organisirte und mit einem edlen Herzen begabte Frau muß die Männer anschauen, sich lieben, sogar anbeten lassen und höchstens einmal in ihrem Leben sagen: halt! mir scheint, ich wäre nicht gewesen, was ich bin; ich hätte diesen weniger gehaßt, als die Anderen."

„Oh!" rief la Vallière, die Hände faltend, „das ist es, was Ihr Herrn von Montespan versprecht?"

„Ei! sicherlich, ihm, wie jedem Andern. Wie! ich habe Euch gesagt, ich erkenne an, daß er eine gewisse Superiorität besitze, und das sollte nicht genügen? Meine Liebe, man ist Weib, das heißt Königin, die ganze Zeit, die uns die Natur giebt, dieses Königreich inne zu haben, nämlich vom fünfzehnten bis zum fünfunddreißigsten Jahr; es steht einem hernach frei, Herz zu besitzen, wenn man nur noch das besitzt."

„Ho! ho!" murmelte la Vallière.

„Vortrefflich!" rief Montalais. „Das ist ein Meisterweib. Athenais, Ihr werdet es weit bringen."

„Billigt Ihr nicht, was ich gesagt habe?"

„Oh! mit Hand und Fuß," erwiederte die Spötterin.

„Nicht wahr, Ihr scherzt, Montalais?" sagte Louise.

„Nein, nein, ich billige Alles, was Athenais gesagt hat; nur . . ."

„Nur, was?"

„Nun, ich kann es nicht in Thätigkeit setzen. Ich habe die vollständigsten Grundsätze; ich mache nur Entschließungen, gegen welche die Projekte des Rathruders

und die des Königs von Spanien Kinderspiele sind; kommt dann der Tag der Ausführung, nichts."

„Ihr werdet schwach;" sprach Athenais verächtlich.

„Schändlich."

„Unglückliche Natur!" sagte Athenais. „Doch Ihr wählt wenigstens."

„Meiner Treue ... meiner Treue, nein. Das Schicksal gefällt sich darin, mir in allem entgegenzutreten, ich träume von Kaisern und finde ..."

„Aure! Aure!" rief la Vallière, „habt Mitleid, opfert nicht dem Vergnügen, ein Wort zu sagen, diejenigen, welche Euch mit einer so treuergebenen Zuneigung lieben."

„Oh! darum kümmere ich mich wenig; diejenigen, welche mich lieben, sind glücklich genug, daß ich sie nicht fortjage, meine Theure. Schlimm für mich, wenn ich eine Schwäche habe, doch schlimm für sie, wenn ich mich dafür an ihnen räche. Meiner Treue, ich räche mich."

„Aure!"

„Ihr habt Recht," sagte Athenais, „und Ihr werdet vielleicht zu demselben Ziel gelangen. Das heißt man koquette sein, seht Ihr, mein Fräulein. Die Männer, die in vielen Dingen Dummköpfe sind, sind es besonders darin, daß sie unter dem Wort Coquetterie den Stolz einer Frau und ihre Veränderlichkeit vermengen. Ich begegne den Bewerbern hart, doch ohne das geringste Bestreben, sie zurückzuhalten. Die Männer sagen, ich sei koquette, weil sie so eitel sind, zu glauben, ich begehre nach ihnen. Andere Frauen, Montalais zum Beispiel, haben sich durch Schmeicheleien zieren lassen; sie wären verloren durch die herrliche Feder des Instinkts, die sie antreibt, plötzlich zu wechseln und denjenigen zu bestrafen, dessen Huldigung sie kurz zuvor noch annahmen."

„Eine herrliche Abhandlung," sagte Montalais mit dem Tone eines Weinkenners, der sich ergötzt.

„Eine abscheuliche!“ murmelte Louise.

Fräulein von Tonnay-Charente fuhr aber fort:

„Durch diese Coquetterie, denn das ist die wahre Coquetterie, magert der vor einer Stunde noch vom Stolz aufgeblasene Liebhaber um die ganze Geschwulst seiner Eitelkeit ab. Er nahm schon eine Siegermiene an, nun weicht er zurück. Er wollte uns protegiren, und wirft sich nun abermals nieder. Eine Folge hievon ist, daß wir, statt einen eifersüchtigen, lästigen, nicht von der Stelle weichenden Mann zu haben, einen beständig zitternden, beständig begehrlichen, beständig unterwürfigen Geliebten haben, und zwar aus dem einfachen Grund, weil er eine stets neue Geliebte findet. Dieß, seid davon überzeugt, meine Fräulein, dieß ist die Coquetterie. Hiemit ist man Königin unter den Frauen, wenn man nicht von Gott die so kostbare Fähigkeit erhalten hat, sein Herz und seinen Geist im Zaum zu halten.“

„Oh! wie geschickt seid Ihr,“ rief Montalais, „und wie gut begreift Ihr die Pflicht der Frauen!“

„Ich bereite mir ein besonderes Glück,“ sagte Athenais mit Bescheidenheit, „ich vertheidige mich wie alle schwache Thiere gegen die Unterdrückung der Stärkeren.“

„La Vallière sagt kein Wort. Billigt sie unsere Denkungsart nicht?“

„Ich, ich verstehe nicht,“ antwortete Louise. „Ihr sprecht wie Wesen, welche nicht berufen wären, auf dieser Erde zu leben.“

„Sie ist schön, Eure Erde!“ sagte Montalais.

„Eine Erde,“ sprach Athenais, „wo der Mann die Frau beweihraucht, um sie betäubt fallen zu machen, wo er sie beschimpft, wenn sie gefallen ist.“

„Wer spricht von Fallen!“ rief Louise.

„Ah! das ist eine neue Theorie, meine Theure; nennt mir, wenn es Euch beliebt, Euer Mittel, um nicht besiegt zu werden, wenn Ihr Euch durch die Liebe habt hinreißen lassen?“

„Oh!“ rief das Mädchen, ihre schönen feuchten Augen zum dunkeln Himmel aufschlagend, „oh! wenn Ihr wüßtet, was ein Herz ist, so würde ich Euch erklären und Euch überzeugen; ein liebendes Herz ist stärker, als Eure ganze Coquetterie und mehr als Euer ganzer Stolz. Nie wird eine Frau geliebt, ich glaube es, und Gott hört mich, nie liebt ein Mann mit Vergötterung, wenn er sich nicht geliebt fühlt. Ueberlaßt es den Greisen der Komödie, sich von Coquetten angebetet zu glauben. Der junge Mann versteht sich darauf, er täuscht sich nicht; hat er für die Coquette ein Verlangen, eine Begierde, eine Wuth, Ihr seht, ich lasse Euch ein freies, weites Feld, kann ihn mit einem Wort die Coquetterie verrückt machen, so macht sie ihn doch nie wahrhaft verliebt.

„Die Liebe, seht Ihr, was ich darunter verstehe, ist ein unabläßiges, unbeschränktes Opfer; aber es ist nicht ein Opfer von einem einzigen der beiden vereinigten Theile. Es ist die völlige Verläugnung zweier Seelen, die sich in eine verschmelzen wollen. Wenn ich je liebe, so werde ich meinen Geliebten anflehen, mich frei und rein zu lassen; ich werde ihm sagen, was er sicherlich begreift, meine Seele werde zerrissen durch die Weigerung, die ich thue, und er! er, der mich liebt, wird, die schmerzliche Größe meines Opfers fühlend, sich ergeben, wie ich, er wird mich verschonen, er wird mich nicht fallen zu machen suchen, um mich zu beleidigen, wenn ich gefallen bin, wie Ihr vorhin gegen die Liebe schmähend, wie ich sie verstehe, sagtet. So liebe ich.“

„Sagt nun, mein Geliebter werde mich verachten, ich fordere ihn dazu heraus, wenn er nicht der gemeinste Mensch ist, und mein Herz bürgt mir dafür, daß ich solche Leute nicht wählen werde. Mein Blick wird ihm seine Opfer bezahlen und ihm Tugenden auferlegen, die er nie zu haben geglaubt hätte.“

„Aber Louise," rief Montalais, „Ihr sagt uns das und übt es nicht aus."

„Was meint Ihr damit?"

„Ihr werdet von Raoul von Bragelonne angebetet, auf beiden Knieen geliebt. Der arme Junge ist ein Opfer Eurer Liebe, wie er eines wäre, mehr sogar, als er eines meiner Coquetterie oder des Stolzes von Athenais wäre."

„Das ist ganz einfach eine Unterabtheilung der Coquetterie, und das Fräulein übt sie, wie ich sehe, ohne es zu vermuthen."

„Oh!" machte la Vallière.

„Ja, das nennt man Instinkt, vollkommene Empfindsamkeit, Auserkohrenheit der Gefühle, beständige Kundgebung leidenschaftlicher Regungen, die nie zu einem Ziele kommen. Oh! das ist auch sehr geschickt und sehr wirksam. Ich hätte nun, da ich darüber nachdenke, diese Taktik meinem Stolz, um die Männer zu bekämpfen, vorgezogen, weil sie den Vortheil bietet, zuweilen an die Ueberzeugung glauben zu machen; von nun an aber erkläre ich sie, ohne meine Beurtheilung gänzlich zuzugeben, für vortrefflicher, als die einfache Coquetterie von Montalais."

Die beiden Mädchen lachten.

La Vallière allein schwieg und schüttelte den Kopf.

Dann nach einem Augenblick sprach sie:

„Sagtet Ihr mir den vierten Theil von dem, was Ihr mir gesagt, vor einem Mann, oder wäre ich nur überzeugt, daß Ihr es denkt, so würde ich vor Scham und Schmerz auf dieser Stelle sterben."

„Nun! sterbt, zarte Kleine," erwiederte Fräulein von Tonnay-Charente, „denn wenn es keine Männer hier gibt, so gibt es wenigstens zwei Euch befreundete Frauen, die Euch für überwiesen erklären, daß Ihr eine Coquette aus Instinkt, eine naive Coquette seid, und das ist die gefährlichste Gattung von Coquetten, die es auf der Welt gibt."

„Oh! meine Fräulein!“ rief la Vallière erröthend und dem Weinen nahe.

Die zwei Gefährtinen brachen abermals auf ihre Kosten in ein Gelächter aus.

„Nun! ich werde mich bei Bragelonne erkundigen.“

„Bei Bragelonne?“ fragte Athenais.

„Ja wohl! bei dem großen Burschen, der so muthig ist wie Cäsar, so fein und geistreich wie Herr Fouquet, bei dem armen Jungen, der seit zwölf Jahren Dich kennt, Dich liebt, und der dennoch, wenn man Dir glauben darf, nie Deine Fingerspitzen geküßt hat.“

„Erklärt uns diese Grausamkeit, Ihr, die Frau von Gemüth,“ sprach Athenais zu la Vallière.

„Ich werde sie durch ein Wort erklären: die Tugend. Solltet Ihr zufällig die Tugend leugnen?“

„Höre, Louise, lüge nicht,“ rief Aure, indem sie Louise bei der Hand nahm.

„Was soll ich Euch denn sagen?“ versetzte la Vallière.

„Was Ihr wollt. Doch was Ihr auch sagen möget, ich beharre bei meiner Meinung über Euch. Coquette aus Instinkt, naive Coquette, das heißt, ich wiederhole es, die gefährlichste von allen Coquetten.“

„Oh! nein, nein, ich bitte, glaubt das nicht.“

„Wie, zwölf Jahre völliger Strenge?“

„Oh! vor zwölf Jahren war ich fünf alt. Die Hingebung eines Kindes kann dem Mädchen nicht aufgerechnet werden.“

„Nun wohl! Ihr seid siebenzehn, drei Jahre statt zwölf. Seit drei Jahren seid Ihr beständig und völlig grausam gewesen, während Ihr gegen Euch die stummen Schatten von Blois hattet, die Rendezvous, wo man die Sterne zählt, die nächtlichen Sitzungen unter den Platanen, jene zwanzig Jahre, die zu Euern vierzehn Jahren sprachen, das Feuer seiner Augen, das zu Euch selbst sprach?“

„Wohl! wohl! aber es ist dennoch so.“

„Unmöglich!"

„Aber, mein Gott! warum denn unmöglich?"

„Sage uns glaubliche Dinge, meine Liebe, und wir werden Dir glauben."

„Nehmt doch Eines an."

„Vollendet, oder wir werden mehr annehmen, als Ihr wollt."

„Nehmen wir an, daß ich zu lieben glaubte und nicht liebe."

„Wie! Du liebst nicht?"

„Was wollt Ihr? bin ich anders gewesen, als es die Anderen sind, wenn sie lieben, so ist dieß der Fall, weil ich nicht liebe, weil meine Stunde noch nicht gekommen ist."

„Louise! Louise!" rief Montalais, „nimm Dich in Acht, ich will Dir Dein Wort von vorhin zurückgeben. Raoul ist nicht da, beuge ihn in seiner Abwesenheit nicht nieder; sei mitleidig, und wenn Du, die Sache von Nahem betrachtend, denkst, Du liebest ihn nicht, so sage es ihm selbst. Armer Junge!"

Und sie lachte wieder.

„Das Fräulein beklagte vorhin Herrn von Guiche," sagte Athenais; „könnte man nicht die Erklärung dieser Gleichgültigkeit gegen den Einen in diesem Mitleid für den Andern finden?"

„Drückt mich nieder," erwiederte la Vallière traurig, „drückt mich nieder, meine Fräulein, da Ihr mich nicht begreift."

„Oh! oh!" sagte Montalais, „Niedergeschlagenheit, Kummer, Thränen! Wir scherzen, Louise, und sind nicht, das versichere ich Dich, ganz und gar die Ungeheuer, für die Du uns hältst; schau Athenais, die stolze, an, wie man sie nennt, es ist wahr, sie liebt Herrn von Montespan nicht, aber sie wäre in Verzweiflung, wenn Herr von Montespan sie nicht liebte . . . Schau mich an, ich lache über Herrn von Malicorne, aber die-

ser arme Malicorne, über den ich lache, weiß wohl, wann er meine Hand an seine Lippen führen darf . . . und dann zählt die Aelteste von uns nicht zwanzig Jahre . . . welche Zukunft!"

„Wie toll seid Ihr!" murmelte Louise.

„Es ist wahr," sagte Montalais, „und Du allein hast Worte der Weisheit gesprochen."

„Gewiß."

„Zugestanden," versetzte Athenais. „Ihr liebt also den armen Herrn von Bragelonne entschieden nicht?"

„Vielleicht!" sagte Montalais; „sie ist hierin noch nicht ganz sicher. Aber in jedem Fall höre, Athenais: wenn Herr von Bragelonne frei wird, so gebe ich Dir einen Rath als Freundin."

„Welchen?"

„Ihn wohl anzuschauen, ehe Du Dich für Herrn von Montespan entscheidest."

„Oh! wie Ihr es so nehmt, meine Liebe. Herr von Bragelonne ist nicht der Einzige, den man mit Vergnügen anschaut. Oh! Herr von Guiche zum Beispiel hat auch seinen Werth."

„Er hat diesen Abend nicht geglänzt," sagte Montalais, „und ich weiß aus guter Quelle, daß ihn Madame abscheulich gefunden hat."

„Aber Herr von Saint-Aignan, er hat geglänzt und ich bin fest überzeugt, mehr als Eine von denjenigen, die ihn haben tanzen sehen, werden ihn nicht so bald vergessen."

„Warum richtet Ihr diese Frage an mich; ich habe ihn nicht gesehen, ich kenne ihn nicht."

„Ihr habt Herrn von Saint-Aignan nicht gesehen? Ihr kennt ihn nicht?"

„Nein."

„Ah! ah! heuchelt nicht diese Tugend, die noch viel ungeschlachter ist, als unser Stolz; nicht wahr, Ihr habt Augen?"

„Vortreffliche."

„Dann habt Ihr alle unsere Tänzer heute Abend gesehen.“

„Ja, ungefähr.“

„Das ist ein für sie etwas ungebührliches Ungefähr.“

„Ich gebe es Euch für das, was es ist.“

„Nun dann, welchem von allen den Cavalieren, die Ihr ungefähr gesehen habt, gebt Ihr den Vorzug?“

„Ja,“ sagte Montalais, „ja, Herrn von Saint-Aignan, Herrn von Guiche, Herrn von...“

„Ich gebe Niemand den Vorzug, mein Fräulein, ich finde sie Alle gleich gut.“

„In dieser glänzenden Versammlung, unter diesem Hof, dem ersten der Welt, hat Euch Niemand gefallen?“

„Ich sage das nicht.“

„Sprecht, theilt uns Euer Ideal mit.“

„Es ist kein Ideal.“

„Es besteht also?“

„In der That, meine Fräulein,“ rief la Vallière, aufs Aeußerste getrieben, „ich begreife das nicht. Wie, Ihr habt wie ich ein Herz, Ihr habt wie ich Augen, und Ihr sprecht von Herrn von Guiche, von Herrn von Saint-Aignan, von Herrn... was weiß ich, während der König da war?“

Diese Worte hastig von einer unruhigen, glühenden Stimme herausgeworfen, veranlaßten auf beiden Seiten von Louise einen Ausruf, vor dem sie bange bekam.

„Der König,“ riefen zugleich Montalais und Athenais.

La Vallière ließ ihren Kopf in ihre beiden Hände sinken.

„Oh! ja, der König! der König!“ murmelte sie; „habt Ihr denn je etwas dem König Aehnliches gesehen?“

„Ihr hattet Recht, mein Fräulein, als Ihr Euch vorhin vortrefflicher Augen rühmtet, mein Fräulein, denn Ihr seht fern, sehr fern. Ach! der König gehört

nicht zu denjenigen, auf welche unsere arme Augen sich zu heften berechtigt sind."

„Oh! es ist wahr, es ist wahr," rief la Vallière, „es ist unseren Augen nicht vergönnt, der Sonne ins Antlitz zu schauen; aber ich werde schauen, und sollte ich darüber blind werden."

In diesem Augenblick, und als würde es durch die Worte veranlaßt, die dem Munde von la Vallière entschlüpft waren, ertönte ein Geräusch von Blättern und von seidenem Anstreifen hinter dem benachbarten Gebüsch.

Die Mädchen standen erschrocken auf. Sie sahen deutlich die Blätter sich bewegen, doch ohne den Gegenstand zu erblicken, der sie in Bewegung setzte.

„Oh! ein Wolf, ein Wildschwein!" rief Montalais, „fliehen wir, meine Fräulein, fliehen wir."

Und die Mädchen erhoben sich, von einem unbeschreiblichen Schrecken erfaßt, entflohen durch die nächste Allee, die sich ihnen bot, und hielten erst am Saume des Gehölzes an.

Außer Athem, auf einander gestützt, gegenseitig ihre Herzen schlagen fühlend, suchten sie hier sich zu erholen, doch es gelang ihnen erst nach einigen Augenblicken.

Endlich, als sie Lichter auf den Seiten des Schlosses erblickten, entschlossen sie sich, auf diese Lichter zuzugehen.

La Vallière war erschöpft vor Müdigkeit.

Aure und Athenais unterstützten sie.

„Oh! wir sind noch glücklich davongekommen," sagte Montalais.

„Meine Fräulein! meine Fräulein!" sprach la Vallière; „ich befürchte sehr, es ist etwas Schlimmeres, als ein Wolf. Ich meines Theils sage, wie ich denke, ich wäre lieber Gefahr gelaufen, lebendig von einem wilden Thiere gefressen zu werden, als behorcht und gehört worden zu sein. Oh! ich Närrin! Wie konnte ich solche Dinge denken, sagen!"

Und hierüber senkte sich ihre Stirne, wie das

Haupt eines Schilfrohrs; sie fühlte ihre Beine sich beugen, alle ihre Kräfte verließen sie, und sie glitt leblos aus den Armen ihrer Gefährtinnen auf den Rasen der Allee.

XXIV.

Die Unruhe des Königs.

Lassen wir die arme la Vallière halb ohnmächtig unter ihren beiden Gefährtinnen, und kehren wir in die Gegend der Königseiche zurück.

Die drei Mädchen hatten entfliehend nicht zwanzig Schritte gemacht, als sich das Geräusch, das sie so sehr erschreckt, im Blätterwerk verdoppelte.

Die Gestalt hob sich deutlicher hervor, sie schob die Zweige des Gebüsches auf die Seite, erschien am Saume des Waldes, und brach, als sie den Platz leer sah, in ein schallendes Gelächter aus.

Es bedarf kaum der Bemerkung, daß diese Gestalt die eines jungen und schönen Cavaliers war, der sogleich einem andern ein Zeichen machte, welcher auch erschien.

„Nun, Sire," sprach die zweite Gestalt, schüchtern vorschreitend, „sollten Eure Majestät unseren jungen Verliebten Angst gemacht haben?"

„Ei! mein Gott," sagte der König, „Du kannst Dich ganz frei zeigen, Saint-Aignan."

„Aber, Sire, nehmt Euch in Acht, man wird Euch erkennen."

„Ich sage Dir, daß sie entflohen sind."

„Das ist ein glückliches Zusammentreffen, Sire, und wenn ich Eurer Majestät einen Rath geben dürfte, so müßten wir sie verfolgen."

„Sie sind schon fern.“

„Bah! sie ließen sich leicht einholen, besonders, wenn sie wissen, wer diejenigen sind, welche sie verfolgen.“

„Wie dies, Herr Geck.“

„Ah! es ist Eine dabei, die mich nach ihrem Geschmack gefunden, und eine Andere, die Euch mit der Sonne verglichen hat.“

„Ein Grund mehr, daß wir verborgen bleiben, Saint-Aignan. Die Sonne zeigt sich nicht bei Nacht.“

„Bei meiner Treue, Sire, Eure Majestät ist nicht neugierig. An Ihrer Stelle möchte ich gerne wissen, wer die zwei Nymphen, die zwei Dryaden, die zwei Hamadryaden sind, die eine so gute Meinung von uns haben.“

„Oh! ich werde sie wohl erkennen, ohne ihnen nachzulaufen, dafür stehe ich Dir.“

„Und wie dies?“

„Bei Gott! an der Stimme. Sie sind von Hofe, und die, welche von mir sprach, hatte eine reizende Stimme.“

„Oh! Eure Majestät läßt die Schmeichelei einen Einfluß auf sich ausüben.“

„Man wird nicht sagen, das sei das Mittel, welches Du anwendest.“

„Oh! verzeiht, Sire, ich bin ein Einfaltspinsel.“

„Komm und laß uns suchen, wo ich Dir gesagt habe.“

„Und die Leidenschaft, die Ihr eingestanden habt, ist sie schon vergessen?“

„Oh! nein. Wie sollte man Augen, wie die von Fräulein de la Vallière, vergessen.“

„Oh! die Andere hat eine reizende Stimme.“

„Welche?“

„Die, welche die Sonne liebt.“

„Herr von Saint-Aignan!“

„Verzeiht, Sire.“

„Uebrigens bin ich nicht ärgerlich darüber, daß Du glaubst, ich liebe ebenso sehr die sanfte Stimme, als die schönen Augen. Ich kenne Dich, Du bist ein abscheulicher Schwätzer, und morgen werde ich das Zutrauen bezahlen, das ich zu Dir gehabt habe."

„Wie so?"

„Ich sage, morgen wird Jedermann erfahren, daß ich Ideen auf die kleine la Vallière gehabt habe; doch nimm Dich in Acht, Saint-Aignan, ich habe mein Geheimniß nur Dir anvertraut, und wenn eine einzige Person davon spricht, so weiß ich, wer mein Geheimniß verrathen hat."

„Oh! welche Hitze, Sire."

„Nein, doch Du begreifst, ich will das arme Mädchen nicht compromittiren."

„Sire, seid unbesorgt."

„Du versprichst mir?"

„Sire, ich verpfände Euch mein Wort."

„Gut;" dachte der König, in seinem Innern lachend, „morgen wird Jedermann erfahren, daß ich heute Nacht der la Vallière nachgelaufen bin."

Dann, indem er sich zu orientiren suchte, sagte er:

„Oh! wir sind verloren."

„Oh! es ist nicht so gefährlich."

„Wohin geht dieser Abhang?"

„Zum großen Rundpunkt, Sire."

„Wohin wir uns begaben, als wir die weiblichen Stimmen hörten?"

„Ja, Sire, und das Ende des Gesprächs, wo ich die Ehre hatte, meinen Namen neben dem Namen Eurer Majestät nennen zu hören."

„Du kommst sehr oft hierauf zurück, Saint-Aignan."

„Eure Majestät verzeihe mir, aber ich bin entzückt, zu erfahren, daß eine Frau sich mit mir beschäftigt, ohne daß ich es weiß, und ohne daß ich etwas hiefür gethan hatte. Eure Majestät begreift diese Befriedigung

nicht, sie, deren Rang und Verdienst die Aufmerksamkeit erregen und zur Liebe nöthigen."

„Nein, Saint-Aignan, Du magst mir glauben, wenn Du willst," sprach der König, indem er sich vertraulich auf den Arm von Saint-Aignan stützte und den Weg einschlug, von dem er glaubte, er müßte nach dem Schlosse führen, „dieses naive Geständniß, diese ganz uneigennützige Bevorzugung einer Frau, die vielleicht nie meine Augen auf sich ziehen wird ... mit einem Wort, das Geheimniß dieses Abenteuers reizt mich, und in der That, wenn ich nicht so sehr mit der la Vallière beschäftigt wäre ..."

„Oh! das halte Eure Majestät nicht zurück, sie hat Zeit vor sich."

„Wie so?"

„Man nennt la Vallière sehr streng."

„Du reizest mich, Saint-Aignan, und es drängt mich, sie wiederzufinden. Vorwärts, vorwärts!"

Der König log; nichts drängte ihn, im Gegentheil, weniger, doch er hatte eine Rolle zu spielen.

Und er fing an, rasch zu marschiren. Saint-Aignan folgte ihm, eine leichte Entfernung beobachtend.

Plötzlich blieb der König stehen und der Höfling ahmte ihm nach.

„Saint-Aignan," sagte Ludwig, „hörst Du nicht Seufzer?"

„Ich?"

„Ja, horche."

„In der That, und sogar Schreie, wie mir scheint."

„Es ist auf jener Seite," sprach der König, eine Richtung bezeichnend.

„Man sollte glauben, man vernehme das Weinen, das Schluchzen einer Frau," sagte Herr von Saint-Aignan.

„Laufen wir."

Und der König und der Günstling liefen auf einem kleinen Querweg nach dem Rasen.

Je weiter sie vorschritten, desto deutlicher wurden die Schreie.

„Zu Hülfe! zu Hülfe!“ riefen zwei Stimmen.

Die zwei jungen Leute verdoppelten ihre Geschwindigkeit.

Wie sie immer näher kamen, wurden die Seufzer zu Schreien.

„Zu Hülfe! zu Hülfe!“ riefen zwei Stimmen.

Und diese Schreie verdoppelten abermals die Schnelligkeit des Laufes von Ludwig und seinem Günstling.

Plötzlich erblickten sie am Rande eines Grabens unter Weiden mit zerzausetem Zweigen eine Frau auf den Knieen, welche eine andere ohnmächtige Frau hielt.

Ein paar Schritte davon rief eine dritte mitten auf dem Weg um Hülfe.

Als sie die zwei Herren erblickte, deren Eigenschaft sie nicht kannte, verdoppelten sich die Schreie der Frau, welche um Hülfe rief.

Der König lief seinem Gefährten voran, sprang über den Graben, und befand sich bei der Gruppe in dem Augenblick, wo von dem Ende der Allee, welche nach dem Schlosse zulief, ein Dutzend Personen erschienen, herbeigezogen durch dieselben Schreie, welche den König und Herrn von Saint-Aignan hierher führten.

„Was gibt es denn, meine Fräulein?“ fragte Ludwig.

„Der König!“ rief Fräulein von Montalais, die in ihrem Erstaunen den Kopf von la Vallière losließ, welche völlig auf den Rasen zurückfiel.

„Ja, der König. Doch das ist kein Grund, daß Ihr Eure Gefährtin loslaßt. Wer ist es denn?“

„Fräulein de la Vallière. Sie ist ohnmächtig.“

„Oh! mein Gott!“ rief der König, „armes Kind. Geschwinde, geschwinde einen Wundarzt.“

Doch mit welchem Eifer der König auch diese Worte sprach, so hatte er sich doch nicht so gut bewacht, daß sie nicht, wie die Geberde, die dieselben begleitete,

ein wenig kalt Herrn von Saint-Aignan vorkommen mußten, der das Geständniß dieser großen Liebe, die den König ergriffen, empfangen hatte.

„Saint-Aignan," fuhr der König fort, „ich bitte Euch, wacht über Fräulein de la Vallière. Ruft einen Wundarzt. Ich laufe und benachrichtige Madame von dem Unfall, der ihrem Ehrenfräulein zugestoßen ist."

Während Herr von Saint-Aignan sich damit beschäftigte, daß er Fräulein de la Vallière nach dem Schlosse bringen ließ, lief der König voran, selig, diese Gelegenheit zu finden, sich Madame zu nähern und mit ihr unter einem Scheinvorwand sprechen zu können.

Es kam zum Glück ein Wagen vorüber; man ließ den Kutscher halten, und als die Personen, die darin saßen, den Unfall erfuhren, beeilten sie sich, Fräulein de la Vallière den Platz abzutreten.

Der durch die rasche Fahrt veranlaßte Luftstrom rief die Kranke bald zum Dasein zurück.

Im Schlosse angelangt, konnte sie, obgleich noch sehr schwach, aus dem Wagen aussteigen, und mit Hülfe von Athenais und Montalais erreichte sie das Innere der Gemächer.

Man ließ sie in ein an die Salons des Erdgeschoßes anstoßendes Zimmer sitzen.

Dann, da dieser Unfall keinen großen Eindruck auf die Spazierenden gemacht hatte, wurde die Promenade fortgesetzt.

Mittlerweile fand der König Madame unter einer rautenförmigen Baumgruppe; er setzte sich zu ihr und sein Fuß suchte sachte den der Prinzessin unter dem Stuhl von dieser.

„Nehmt Euch in Acht," sagte Henriette leise. „Ihr erscheint nicht als ein gleichgültiger Mensch."

„Ah!" antwortete Ludwig XIV. mit demselben Ton, „ich befürchte sehr, wir haben einen Vertrag geschlossen, der unsere Kräfte übersteigt."

Dann ſprach er laut:

„Ihr kennt den Unfall?“

„Welchen Unfall?“

„Oh! mein Gott! als ich Euch ſah, vergaß ich, daß ich ausdrücklich gekommen war, um ihn Euch zu erzählen. Er berührt mich jedoch ſehr ſchmerzlich; eine von Euren Ehrenfräulein, die arme la Vallière, iſt in Ohnmacht gefallen.“

„Ah! armes Kind!“ ſagte ruhig die Prinzeſſin; „und aus welcher Veranlaſſung?“

Dann ganz leiſe:

„Aber Ihr bedenkt nicht, Sire, Ihr wollt an eine Leidenſchaft für dieſes Mädchen glauben machen, und Ihr bleibt hier, während es dort ſtirbt.“

„Ah! Madame, Madame,“ erwiederte ſeufzend der König, „wie viel beſſer ſeid Ihr in Eurer Stelle, als ich, und wie denkt Ihr an Alles.“

Und er ſtand auf und ſprach ſo laut, daß es Jedermann hörte:

„Madame, erlaubt, daß ich Euch verlaſſe; meine Unruhe iſt groß, und ich will mich ſelbſt verſichern, ob die nöthige Sorge und Pflege angewendet worden.“

Und der König ging weg, um ſich abermals zur la Vallière zu begeben, während alle Anweſenden über das Wort des Königs:

„Meine Unruhe iſt groß,“

Commentare machten.

XXV.

Das Geheimniß des Königs.

Unterwegs begegnete Ludwig dem Grafen von Saint-Aignan.

„Nun, Saint-Aignan," fragte er auf eine affektirte Weise, „wie befindet sich die Kranke?"

„Sire," stammelte Saint-Aignan, „ich gestehe zu meiner Schande, daß ich es nicht weiß."

„Wie, Ihr wißt es nicht!" rief der König, der sich den Anschein gab, als nähme er diesen Mangel an Rücksicht für den Gegenstand seiner Vorliebe sehr ernst.

„Sire, ich bitte um Verzeihung; ich habe eine von unseren drei Schwätzerinnen getroffen und gestehe, daß mich das zerstreute."

„Ah! Ihr habt gefunden?" fragte der König lebhaft.

„Diejenige, welche so vortheilhaft von mir zu sprechen die Gewogenheit hatte, und da ich die meinige gefunden, so suchte ich die Eurige, als ich Eurer Majestät zu begegnen so glücklich war."

„Es ist gut, doch vor Allem Fräulein de la Vallière," sagte der König seiner Rolle getreu.

„Oh! das ist nun eine schöne Interessante," erwiederte Saint-Aignan, „und welch' ein Luxus war ihre Ohnmacht, da sich Eure Majestät schon vorher mit ihr beschäftigte."

„Und der Name Eurer Schönen, Saint-Aignan, ist es ein Geheimniß?"

„Sire, es sollte ein Geheimniß sein, und zwar ein großes; aber Eure Majestät weiß wohl, daß es für sie keine Geheimnisse gibt."

„Ihr Name also?“

„Fräulein von Tonnay-Charente.“

„Sie ist schön?“

„Ausnehmend, ja, Sire, und ich habe die Stimme erkannt, welche so zärtlich meinen Namen nannte. Da redete ich sie an, befragte sie, so weit ich es unter der Menge thun konnte, und sie sagte mir, ohne etwas zu vermuthen, sie sei vorhin mit zwei Freundinnen bei der Königseiche gewesen, als sie die Erscheinung eines Wolfes oder eines Räubers zur Flucht veranlaßt habe.“

„Aber der Name dieser zwei Freundinnen?“

„Sire,“ sprach Saint-Aignan, „Eure Majestät lasse mich in die Bastille bringen.“

„Warum?“

„Weil ich ein Egoist und ein Dummkopf bin. Mein Erstaunen über eine solche Eroberung und eine so glückliche Entdeckung war so groß, daß ich dabei stehen blieb. Uebrigens glaubte ich nicht, daß Eure Majestät, beschäftigt, wie sie war, mit Fräulein de la Vallière, einen großen Werth auf das lege, was sie gehört; dann verließ mich auch Fräulein von Tonnay-Charente hastig, um zu Fräulein de la Vallière zurückzukehren.“

„Nun, wir wollen hoffen, daß mich der Zufall eben so begünstigt, wie Dich. Komm, Saint-Aignan.“

„Mein König hat Ehrgeiz, wie ich sehe, er will keiner Eroberung gestatten, daß sie ihm entschlüpfe. Ich verspreche Eurer Majestät, daß ich gewissenhaft suchen will, und von einer der drei Grazien wird man den Namen der andern und durch den Namen das Geheimniß erfahren.“

„Oh! ich brauche auch nicht mehr, als ihre Stimme zu hören, um sie zu erkennen. Doch lassen wir das, führe mich zu Fräulein de la Vallière,“ sprach der König.

„Ah!“ dachte Saint-Aignan, „das ist in der That

eine Leidenschaft, die ins Auge fällt; und für dieses kleine Mädchen, das ist außerordentlich . . . ich hätte es nie geglaubt."

Und während er so dachte, zeigte er dem König den Saal, in den man la Vallière geführt hatte und Ludwig trat ein.

Saint-Aignan folgte ihm.

In einem Saale des Erdgeschoßes, bei einem großen Fenster, das auf die Blumenbeete ging, athmete la Vallière, in einem weiten Fauteuil sitzend, mit langen Zügen die balsamische Nachtluft ein.

Von ihrer gelockerten Brust fielen die Spitzen zerknittert unter den Locken ihrer schönen auf ihren Schultern zerstreuten Haare.

Das Auge schmachtend, mit schlecht gelöschtem Feuer beladen, in schwere Thränen getaucht, lebte sie nur noch wie jene schönen Visionen unserer Träume, welche ganz bleich und ganz poetisch vor den geschlossenen Augen des Schläfers vorüberziehen, indem sie ihre Flügel öffnen, ohne sie zu bewegen, ihre Lippen, ohne einen Ton hören zu lassen.

Diese perlmutterartige Bläße von la Vallière hatte einen Reiz, den nichts wiederzugeben vermöchte; das Leiden des Geistes und des Körpers hatte dieser sanften Physiognomie eine Harmonie edlen Schmerzes verliehen; die völlige Schlaffheit ihrer Arme und ihrer Büste machte sie mehr einer Hingeschiedenen, als einer Lebendigen ähnlich; sie schien weder das Geflüster ihrer Gefährtinnen, noch das entfernte Geräusch, das sich aus der Umgegend erhob, zu hören. Sie unterhielt sich mit sich selbst und ihre schönen, langen, zarten Hände bebten von Zeit zu Zeit, wie bei der Berührung von unsichtbarem Druck.

Der König trat ein, ohne daß sie seine Ankunft wahrnahm, so sehr war sie in ihre Träumerei versunken.

Er sah von ferne dieses anbetungswürdige Gesicht,

auf das der Mond das reine Licht seiner silbernen Lampe warf.

„Mein Gott!“ rief er mit einem unwillkührlichen Schrecken, „sie ist todt!“

„Nein, nein, Sire,“ erwiederte Montalais leise, „es geht im Gegentheil besser. Nicht wahr, Louise, es geht besser bei Dir?“

La Vallière antwortete nicht.

„Louise,“ fuhr Montalais fort, „es ist der König, der die Gnade hat, über Deine Gesundheit besorgt zu sein.“

„Der König!“ rief Louise, die sich plötzlich aufrichtete, als wäre eine Flammenquelle von den Extremitäten zu ihrem Herzen aufgestiegen; „der König ist über meine Gesundheit besorgt?“

„Ja,“ antwortete Montalais.

„Der König ist also hier?“ fragte la Vallière, ohne daß sie umherzuschauen wagte.

„Diese Stimme! diese Stimme!“ sagte der König lebhaft Saint-Aignan ins Ohr.

„Ja wohl,“ erwiederte Saint-Aignan, „es ist die in die Sonne Verliebte.“

„St!“ machte der König.

Dann näherte er sich la Vallière und sprach:

„Ihr seid unpäßlich, mein Fräulein? Ich habe Euch sogar vorhin im Park ohnmächtig gesehen. Wie hat Euch das befallen?“

„Sire,“ stammelte das arme Kind zitternd und farblos, „ich vermöchte es in der That nicht zu sagen.“

„Ihr seid zu viel gegangen, und es ist vielleicht die Müdigkeit . . .“

„Nein,“ sagte Montalais rasch, für ihre Freundin antwortend, „es kann nicht die Müdigkeit sein, denn wir haben einen Theil der Nacht unter der Königseiche sitzend zugebracht.“

„Unter der Königseiche?“ versetzte Ludwig bebend. „Ich täuschte mich nicht, es ist so.“

Und er richtete an den Grafen einen Blick des Einverständnisses.

„Ah! ja, unter der Königseiche mit Fräulein von Tounay-Charente," sagte Saint-Aignan.

„Woher wißt Ihr das?" fragte Montalais.

„Ich weiß es auf eine sehr einfache Weise: Fräulein von Tonnay-Charente hat es mir gesagt."

„Dann mußte sie Euch auch die Ursache der Ohnmacht von la Vallière mittheilen."

„Sie sprach von einem Wolf oder von einem Räuber, ich weiß nicht mehr genau."

La Vallière horchte, die Augen starr, die Brust keuchend, als hätte sie durch eine Verdoppelung der Erkenntniß einen Theil der Wahrheit geahnt.

Ludwig hielt diese Haltung und diese Aufregung für die Folge eines schlecht getilgten Schreckens.

„Seid unbesorgt, mein Fräulein," sagte er mit einem Anfang von einer Gemüthsbewegung, die er nicht zu verleugnen vermochte, „der Wolf, der Euch so Angst gemacht hat, war ganz einfach ein Wolf mit zwei Füßen."

„Es war ein Mann! es war ein Mann!" rief Louise; „ein Mann behorchte uns dort!"

„Nun, mein Fräulein, welches große Unglück seht Ihr darin, daß man Euch behorcht hat? Solltet Ihr Eurer Ansicht nach Dinge gesagt haben, die nicht gehört werden durften?"

La Vallière schlug Ihre Hände aneinander und drückte sie dann an ihre Stirne, deren Röthe sie so zu verbergen suchte.

„Oh!" fragte sie, „in des Himmels Namen, wer war denn verborgen, wer hat denn gehört?"

Der König näherte sich ihr, um eine von ihren Händen zu ergreifen, bückte sich mit einer sanften Ehrerbietung zu ihr herab und antwortete:

„Ich war es . . . sollte ich Euch zufällig bange machen?"

La Vallière stieß einen gewaltigen Schrei aus, zum zweiten Mal verließen sie ihre Kräfte, und kalt, seufzend, in Verzweiflung erstarrte sie in ihrem Lehnstuhl.

Der König hatte noch Zeit, den Arm auszustrecken, so daß sie halb von ihm gestützt wurde.

Zwei Schritte vom König stehend, unbeweglich und wie versteinert bei der Erinnerung an ihr Gespräch mit la Vallière, dachten die Fräulein von Tonnay-Charente und Montalais nicht einmal daran, ihrer Freundin Hülfe zu leisten; es hielt sie die Gegenwart des Königs zurück, der den Leib von la Vallière umschlungen hatte.

„Ihr habt gehört, Sire," flüsterte Athenais.

Doch der König antwortete nicht, er hatte seine Augen auf die halbgeschlossenen Augen von la Vallière geheftet und hielt ihre hängende Hand in seiner Hand.

„Bei Gott!" sagte Saint-Aignan, der seinerseits auf eine Ohnmacht von Fräulein von Tonnay-Charente hoffte, und die Arme geöffnet auf sie zuschritt, „wir haben kein Wort verloren."

Aber die stolze Athenais war nicht die Frau, um so ohnmächtig zu werden, sie schleuderte Saint-Aignan einen furchtbaren Blick zu und entfloh.

Muthiger als Athenais, näherte sich Montalais Louise und empfing sie aus den Händen des Königs, der schon den Kopf verlor, da er sein Gesicht von den duftenden Haaren der Sterbenden überflutet fühlte.

„So ist es gut," sagte Saint-Aignan, „das ist ein Abenteuer, und bin ich nicht der Erste, der es erzählt, so habe ich Unglück."

Der König trat, die Stimme zitternd, die Hand wüthend, nahe auf ihn zu und sprach:

„Graf, nicht ein Wort."

Der arme König vergaß, daß er eine Stunde zuvor demselben Mann dieselbe Ermahnung gegeben hatte,

doch mit einem ganz entgegengesetzten Wunsch, mit dem, daß dieser Mann indiscret sein möchte.

Diese Ermahnung war auch gerade so überflüssig, als die erste.

Eine halbe Stunde nachher wußte ganz Fontainebleau, daß Fräulein de la Vallière unter der Königseiche ein Gespräch mit Montalais und Tonnay-Charente gepflogen hatte, und daß sie bei diesem Gespräch ihre Liebe für den König gestanden.

Man wußte auch, daß der König, nachdem er die ganze Besorgniß kundgegeben, die ihm der Zustand von Fräulein de la Vallière eingeflößt, erbleicht war und gezittert hatte, als er die schöne Ohnmächtige in seinen Armen empfing, so daß es beim ganzen Hofe feststand, es habe sich das größte Ereigniß der Epoche enthüllt: Seine Majestät liebe Fräulein de la Vallière und Monsieur könne folglich ruhig schlafen.

Eben so erstaunt, als die Anderen, über diesen plötzlichen Umschlag, beeilte sich auch die Königin-Mutter, dies der jungen Königin und Philipp von Orleans zu erklären.

Nur operirte sie auf eine verschiedene Weise bei Behandlung dieser beiden Interessen.

Zu ihrer Schwiegertochter sagte sie:

„Seht, Therese, ob Ihr nicht sehr Unrecht hattet, den König anzuschuldigen: man gibt ihm heute eine neue Geliebte: warum sollte diese mehr wahr sein, als die von gestern, und warum die von gestern mehr, als die von heute?“

Und zu Monsieur sprach sie, nachdem sie ihm das Abenteuer unter der Königseiche erzählt hatte:

„Seid Ihr albern in Eurer Eifersucht, mein lieber Philipp? Es ist erwiesen, daß der König den Kopf für die kleine la Vallière verliert. Sprecht nicht davon mit Eurer Frau: die Königin würde es sogleich erfahren.“

Diese letzte Ermahnung hatte ihren unmittelbaren Widerprall.

Erheitert, triumphirend, suchte der König seine Frau auf, und da es noch nicht Mitternacht war, und das Fest bis zwei Uhr Morgens dauern sollte, bot er ihr seine Hand für die Promenade.

Nach einigen Schritten aber war das Erste, was er that, daß er seiner Mutter ungehorsam wurde.

„Sagt der Königin wenigstens nicht Alles, was man vom König erzählt," flüsterte er geheimnißvoll.

„Und was erzählt man sich?" fragte Madame.

„Daß mein Bruder plötzlich von einer seltsamen Leidenschaft ergriffen worden ist."

„Für wen?"

„Für die kleine la Vallière."

Es war Nacht, Madame konnte nach Belieben lachen.

„Ah!" sagte sie, „und seit wann ist dies der Fall?"

„Seit einigen Tagen, wie es scheint. Aber es war nur Rauch, und erst heute Abend hat sich die Flamme enthüllt."

„Der König hat einen guten Geschmack," sprach Madame, „meines Dafürhaltens ist die Kleine reizend."

„Ihr spottet, wie es scheint, meine Theuerste."

„Ich! Und warum?"

„In jedem Fall wird diese Leidenschaft Jemand zum Glück gereichen und wäre es nur der La Vallière."

„Ah!" entgegnete die Prinzessin, „Ihr sprecht, als hättet Ihr im Grunde des Herzens meines Ehrenfräuleins gelesen. Wer sagt Euch, sie lasse sich herbei, die Leidenschaft des Königs zu erwiedern?"

„Und wer sagt Euch, sie werde sie nicht erwiedern?"

„Sie liebt den Vicomte von Bragelonne."

„Ah! Ihr glaubt?"

„Sie ist sogar seine Braut."

„Sie war es."

„Wie so?“

„Als man den König um Erlaubniß bat, die Ehe schließen zu dürfen, verweigerte er die Erlaubniß.“

„Er verweigerte sie!“

„Obgleich dem Grafen de la Fère selbst, den der König, wie Ihr wißt, mit einer großen Achtung wegen der Rolle beehrt, die er bei der Wiedererhebung Eures Bruders und bei einigen vor langer Zeit vorgefallenen Ereignissen gespielt hat.“

„Nun, die armen Verliebten werden warten, bis es dem König anderer Ansicht zu werden gefällt: sie sind jung, sie haben Zeit.“

„Ah! mein Herz!“ sprach Philipp ebenfalls lachend, „ich sehe, daß Ihr das Schönste von der Geschichte nicht wißt.“

„Nein.“

„Was den König am tiefsten berührt hat.“

„Der König ist tief berührt worden?“

„Im Herzen.“

„Sprecht geschwinde, von was?“

„Von einem äußerst romanhaften Abenteuer.“

„Ihr wißt, wie sehr ich solche Abenteuer liebe, und laßt mich warten!“ sagte die Prinzessin ungeduldig.

„Nun also . . .“

Monsieur machte eine Pause.

„Ich höre.“

„Unter der Königseiche . . . Ihr wißt, wo die Königseiche ist?“

„Gleichviel, unter der Königseiche, sagt Ihr?“

„Fräulein de la Vallière, die sich mit zwei Freundinnen allein glaubte, gestand diesen ihre Leidenschaft für den König.“

„Oh!“ machte Madame mit einem Anfang von Unruhe . . . „ihre Leidenschaft für den König?“

„Ja.“

„Wann dieß?“

„Vor einer Stunde.“

Madame bebte.

„Und diese Leidenschaft kannte Niemand?"

„Niemand."

„Nicht einmal Seine Majestät?"

„Nicht einmal Seine Majestät. Die kleine Person bewahrte ihr Geheimniß in ihrem Innersten, als plötzlich dieses Geheimniß stärker wurde als sie, und ihr entschlüpfte."

„Und woher wißt Ihr diese Albernheit?"

„Wie die ganze Welt."

„Von wem weiß sie die ganze Welt?"

„Von la Vallière selbst, die ihre Liebe Montalais und Tonnay-Charente, ihren Gefährtinnen, gestand."

Madame hielt inne und ließ mit einer ungestümen Bewegung die Hand ihres Gemahls los.

„Vor einer Stunde machte sie dieses Geständniß?"

„Ungefähr."

„Und der König hat Kenntniß hievon bekommen?"

„Darin liegt gerade das Romanhafte der Sache: der König war mit Saint-Aignan hinter der Königseiche und hörte das ganze interessante Gespräch, ohne ein einziges Wort davon zu verlieren."

Madame fühlte sich von einem Schlag ins Herz getroffen.

„Aber ich habe den König seitdem gesehen und er hat mir nicht ein Wort von dem gesagt," entgegnete sie unbesonnener Weise.

„Ah! ja wohl," rief Monsieur naiv, wie ein Ehemann, der triumphirt, „er hütete sich, selbst mit Euch davon zu sprechen, da er Jedermann verbot, Euch etwas davon mitzutheilen."

„Wie beliebt?" rief Madame gereizt.

„Ich sage, man habe Euch die Sache verheimlichen wollen."

„Und warum sollte man sie vor mir verbergen?"

„Aus Furcht, Eure Freundschaft könnte Euch hinreißen, der jungen Königin etwas davon zu entdecken."

Madame neigte das Haupt, sie war auf den Tod verwundet.

Dann hatte sie keine Ruhe mehr, bis sie den König getroffen.

Da ein König natürlich der Letzte des Reichs ist, der weiß, was man von ihm sagt, da ein Liebender der Einzige ist, der nicht weiß, was man von seiner Geliebten sagt, so kam der König, als er Madame erblickte, die ihn suchte, ihr ein wenig unruhig, aber immer voll Eifer und Freundlichkeit entgegen.

Madame wartete, daß er zuerst von la Vallière spreche.

Denn als man von ihr sprach, fragte sie:

„Und die Kleine?"

„Welche Kleine?" versetzte der König.

„La Vallière . . . habt Ihr mir nicht gesagt, sie sei in Ohnmacht gefallen?"

„Sie befindet sich immer noch schlecht," erwiederte der König, die größte Gleichgültigkeit heuchelnd.

„Das wird aber dem Gerücht Eintrag thun, das Ihr verbreiten solltet, Sire?"

„Welchem Gerücht?"

„Daß Ihr Euch mit ihr beschäftigt."

„Oh! ich hoffe, es wird sich dasselbe verbreiten," antwortete der König zerstreut.

Madame wartete noch; sie wollte wissen, ob der König mit ihr von dem Abenteuer bei der Königseiche sprechen würde.

Doch der König sagte kein Wort.

Madame öffnete ihrerseits den Mund nicht über das Abenteuer, so daß der König von ihr Abschied nahm, ohne ihr das geringste Geständniß gemacht zu haben.

Kaum hatte sie den König sich entfernen sehen, als sie Saint-Aignan aufsuchte. Saint-Aignan ließ sich leicht finden, er war wie die Gefolgschiffe, die immer im Geleite mit den großen Schiffen gehen.

Saint-Aignan war der Mann, dessen Madame in der Beschaffenheit ihres Geistes bedurfte.

Er suchte nur ein Ohr, das etwas würdiger wäre, als die anderen, um in dasselbe das Ereigniß mit allen seinen Einzelheiten zu erzählen.

Er verschonte Madame auch nicht mit einem Wort. Als er geendigt hatte, sagte Madame:

„Gesteht, daß dieß ein reizendes Mährchen ist."

„Ein Mährchen, nein; eine Geschichte, ja."

„Mährchen oder Geschichte, gesteht, daß man es Euch gesagt hat, wie Ihr es mir sagt, und daß Ihr nicht dabei gewesen seid."

„Madame, bei meiner Ehre, ich war dabei."

„Und Ihr glaubt, diese Bekenntnisse haben Eindruck auf den König gemacht."

„Wie die von Fräulein von Tonnay-Charente auf mich," erwiederte Saint-Aignan. „Höret doch, Fräulein de la Vallière hat den König mit der Sonne verglichen, das ist schmeichelhaft."

„Der König läßt sich durch solche Schmeicheleien nicht fangen."

„Madame, der König ist wenigstens eben so sehr Mensch, als Sonne, und ich habe ihn vorhin wohl gesehen, als la Vallière in seine Arme fiel."

„La Vallière ist in die Arme des Königs gefallen?"

„Oh! das war ein äußerst anmuthiges Bild; stellt Euch vor, daß La Vallière zurückgesunken war und daß . . ."

„Nun! was habt Ihr gesehen, sprecht?"

„Ich habe gesehen, was zehn Personen zugleich mit mir gesehen haben, ich habe gesehen, daß der König, als la Vallière in seine Arme fiel, beinahe ohnmächtig geworden wäre."

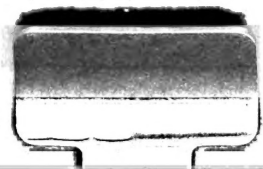
Madame stieß einen kurzen Schrei aus . . . dieß war das einzige Merkmal ihres dumpfen Zorns.

„Ich danke," sagte sie krampfhaft lachend, „I
seid ein vortrefflicher Erzähler, Herr von Saint-Aignan.
Und sie entfloh allein und erstickend nach dem Schlo

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01480 3830



Digitized by Google